Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 1. Erscheint jeden Sonntag. 2. Januar 1859.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Als einmal der Vorhang hinter Hobelmann gefallen, gab es kein Entrinnen. Er sowohl wie Franz kamen nicht eher von der Vorlesung los, als bis sie von der Kammerzienräthin in ihrem Versteck aufgestöbert wurden.

„Zur Belohnung für Ihre Geduld gegen eine unserer gefährlichsten Kranken," tröstete Franz den Advokaten, der keine einzige vernünftige Stelle in allen den Versen des Fräuleins gefunden haben wollte, „zur Belohnung dafür werde ich Sie jetzt mit ein paar ganz harmlosen jungen Geschöpfen bekannt machen, die vollkommen vernünftig in jeder andern Hinsicht, nur ein paar unbedeutende fixe Ideen haben."

„Mit einer von diesen haben Sie vorhin getanzt?"

„Allerdings — und dort kommt die andere. Die ist Ihnen doch hübsch und jung genug?"

„Ein allerliebstes Mädchen."

„Schön — wenn Sie sich bei ihr in Gunst setzen wollen, so bitten Sie sie nur um eine Prise."

„Sie schnupft?" — „Leidenschaftlich."

„Aber das ist doch nicht ihre Krankheit?"

„Nein — das arme Geschöpf, das kaum siebzehn Jahr zählen kann, bildet sich ein, daß es seit zehn Jahren verheirathet sei — an einen Mann, der nach Amerika gegangen und von dort in der nächsten Woche zurückkehren werde."

„Das ist freilich sehr traurig," sagte Herr Hobelmann.

„Sie ist übrigens vollständig zurechnungsfähig, sobald man sie in diesem Wahn läßt," fuhr Franz fort, „verfällt aber in die gefährlichsten Ausbrüche, sobald man ihr nur im Geringsten widerspricht."

„Dann wäre mir es aber am liebsten, Sie ließen mich ihr aus dem Wege gehen," meinte Herr Hobelmann.

„Sie haben nicht das Geringste zu besorgen," beruhigte ihn Franz, „sowie Sie sich nur angelegentlich nach dem Befinden ihres Gemahls erkundigen — von seinem Wohlsein mit ihr sprechen — und sie ist überaus glücklich. Fränzchen!" wandte er sich in diesem Augenblick an die herantretende Dame, „hier habe ich das Vergnügen, Dir den Herrn Grafen Hobel-Mann vorzustellen, der Dich durch mich um den nächsten Walzer ersuchen läßt."

Hobelmann zupfte seinen Peiniger heimlich am Rock, denn er konnte vor Mattigkeit die Füße kaum noch vom Boden heben; aber es half ihm Nichts. Base Fränzchen, in ihrer Gutmüthigkeit, neigte sich freundlich gegen ihn, und die einfallende Musik erlaubte kein weiteres Sträuben.

„Onkel hat uns schon mitgetheilt", sagte sie mit ihrer liebenswürdigen Freundlichkeit, während Franz etwas auf die Seite trat, „daß uns der Vetter einen werthen Besuch in Ihnen mitgebracht."

„Wie Jammerschade um das liebe Wesen", dachte Hobelmann." „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau", erwiderte er laut. „Haben Sie kürzlich Nachricht von Ihrem Herrn Gemahl erhalten?"

Fränzchen sah ihn erstaunt an, aber eben folgten sie dem ihnen zunächst vorantanzenden Paare. Sie begnügte sich daher mit einem tiefen Erröthen zu fragen:

„Mein Gemahl?"

„Ich weiß, daß er lange, lange in Amerika ist", keuchte Herr Hobelmann. „Und jetzt auf dem Rückwege zu Ihnen."

„Für wie alt halten Sie mich?" lächelte ihn Fränzchen so schelmisch an, daß Herr Hobelmann seine Geistesgegenwart vollends verlor und verlegen stammelte:

„Sie entschuldigen, gnädige Frau — aber — ich — ich weiß wirklich nicht. Sie — scheinen sich ausgezeichnet konservirt zu haben."

Fränzchen sah ihn wieder erstaunt an — aber ein plötzlicher Gedanke zuckte ihr durch den Sinn, und ihr Auge suchte den Vetter Franz. Dieser unterhielt sich aber gerade auf das Angelegentlichste mit einer andern jungen Dame seiner Bekanntschaft und trat mit ihr eben-

falls zum Tanze an. Auf das Paar, zu welchem Hobelmann gehörte, schien er gar nicht weiter zu achten.

Bei der ersten Pause, die er machte, hatte Fränzchen den Havanesen eingeholt: „Was für einen Menschen hast Du uns denn da zugeführt?"

„Ich?" erwiderte Franz gelassen, „meinst Du den Grafen?"

„Entweder ist er verrückt, oder ich — sehe ich denn aus wie eine Matrone von vierzig Jahren?" rief das Mädchen, und wurde zornesroth bei den Worten.

„Matrone von vierzig Jahren, mein schönes Bäschen, ist ein Unding und existirt gar nicht auf der Welt," lachte Franz als Antwort. „Ueberhaupt gibt es keine Damen in den vierziger Jahren, ausgenommen in den niederen Ständen; höchstens Damen von 32—34 Jahren alt, und dann ganz alte, würdige Matronen hoch in den Fünfzigen."

„Du bist boshaft, Vetter," sagte Fränzchen, und warf einen scheuen Blick nach ihrem Tänzer hinüber, der eine kurze Strecke von ihnen entfernt stand und sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß ihm seine Tänzerin verlassen habe und nicht wiederkehren würde.

„Aber er tanzt ganz vortrefflich, nicht wahr?" sagte Franz.

„Wie ein Mehlsack. Zweimal hat er mich schon auf die Füße getreten", sagte Fränzchen. „Wenn ich den Walzer mit ihm aushalte, ist das nur ein Opfer, das ich Deinem Ehrentag beinge."

„Aber bestes Bäschen" — „Ich muß jetzt fort" — nachher ein Weiteres."

In der Ecke des weiten Saales stand der Hauptmann Stimbeck mit dem alten heitern Regierungsrath Kettenbrock zusammen.

„Sagen Sie mir einmal, Regierungsrath, wer ist der wunderliche Kauz, den uns Ihr Neffe heut' Abend mitgebracht hat?"

„Ja, ich kenne ihn selber nicht recht, ein Herr Hobelmaus, oder Hobelmann, glaub' ich —."

„Herr Hobelmann?" brummte der Hauptmann, „die alte Steuerräthin schwärmt ja von einem Grafen, mit dem sie getanzt haben will."

„Ein Graf?" bemerkte der Regierungsrath völlig erstaunend. „Dann müßte ich das in der Eile des Vorstellens überhört haben."

„Und was für ein konfiszirtes Gesicht der Kerl hat", fuhr der Hauptmann fort, indem er dem Tanzenden mit den Augen folgte, „und wie er die kurzen Beine schleppt. Wenn das ein natürlicher Graf ist, fress' ich ihn bei lebendigem Leibe" — und, verächtlich die Lippen emporwerfend, drehte sich der Hauptmann ab und ging mit diesem kannibalischen Vorsatz nach der andern Seite des Saales hinüber.

Dort suchte Franz eben einen Zwist zwischen Herrn Hobelmann und dem jungen Doktor Helmerdiek zu schlichten. Denn der Arzt hatte sich an's Ohr Hobelmann's gedrängt und flüsterte dem Advokaten zu: „Herr, Sie sind ein unverschämter Mensch, wenn Sie sich mit Damen solche Scherze erlauben können. Wenn Sie Ehrgefühl im Leibe haben, so stehen Sie mir augenblicklich Rede."

Franz deutete dem Advokaten an, daß er es mit einem schwer Kranken zu thun habe und faßte den gereizten Doktor unter den Arm, um ihn mit Gewalt in ein nahes Kabinet zu ziehen.

„Was fällt Ihnen denn ein, lieber Kamerad," sagte er hier, „mit dem alten Herrn da Streit anzufangen? Was hatten Sie mit ihm?"

„Ich? gar Nichts," sagte Helmerdiek etwas verlegen, „aber er — verlangte von Ihrer Cousine, Fräulein Franziska —"

„Nun? — was denn?" und der junge Kettenbrock horchte gespannt auf.

„Es ist zu unsinnig," rief Helmerdiek, „und man könnte wahrhaftig darüber lachen, wenn es die junge Dame nicht gar so sehr in fürchterliche Verlegenheit gesetzt hätte."

„Aber was um Gotteswillen verlangte er denn eigentlich nur?"

„— Eine Prise."

„Aber bester Helmerdiek, das ist ja viel zu komisch, um sich darüber zu ärgern."

„Ich sage Ihnen, Kettenbrock, das ist ein ganz abscheulich grober, ungeschliffener Mensch. Sehen Sie nur, jetzt hat er da drüben auch schon Streit mit der Steuerräthin bekommen."

Franz antwortete nicht, denn er gewahrte mit einem Blick, daß seine Gegenwart an der bezeichneten Stelle dringend nöthig sei. Ohne einen Moment Zeit zu verlieren, eilte er auf den, wieder in irgend eine Klemme gerathenen Hobelmann zu, nahm ihn, während ihm die Frau Steuerräthin entrüstet und verächtlich den Rücken wandte, unter den Arm und führte ihn ein wenig aus dem Weg.

„Aber was um Gottes Willen haben Sie denn nun schon wieder angefangen?" sagte er dabei leise, „ich hatte Sie doch gebeten, mit den Leuten vorsichtig zu sein."

„Ich war ich allerdings schuld“, sagte Herr Hobelmann etwas bestürzt. „Ich glaube wenigstens, ich habe ein Versehen begangen. Jene ungarische Gräfin kam auf mich zu, von der Sie mir sagten, daß sie mit einem Steuerrath durchgegangen sei. In Gedanken verwechselte ich aber den Steuerrath mit dem Grafen, und um doch etwas zu sagen, machte ich einige Andeutungen auf die Liebschaft mit einem Grafen, was sie entsetzlich übel zu nehmen schien. Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit dazu.“

„Aber Herr Hobelmann,“ sagte Franz, der mit aller Gewalt an sich halten mußte, sein Lachen zu verbeißen, „wissen Sie wohl, daß das hätte sehr unglücklich ausfallen können?“

„Allerdings,“ erwiderte der Advokat und warf einen verstohlenen Blick über seine Schulter. — „Vorher nahm mir auch schon eins der männlichen Individuen etwas übel — derartige Leute sind ja entsetzlich reizbar, Sie kamen eben zum Glück dazwischen. Aber wer war denn der junge, ganz elegant gekleidete Mann? Und was ist er?“

„Der? Das ist, wie ich Ihnen schon andeutete, Einer unserer unbändigsten Kranken, wenn er einmal losbricht,“ erwiderte Franz, während Herr Hobelmann auf Doktor Helmerdiek zeigte. „Sie werden auch bemerken, daß sich zwei der sogenannten Bedienten stets in seiner unmittelbaren Nähe befinden. Halten Sie sich lieber entfernt von ihm.“

„Er sieht mich noch fortwährend finster an,“ sagte Herr Hobelmann unruhig.

„Es fällt gar nicht so selten vor,“ meinte da Kettenbreck, „daß ein solcher Patient gegen irgend ein ihm aufstoßendes fremdes Gesicht plötzlich einen Widerwillen zeigt, und geschieht das, so müssen wir solche, ihren kranken Geist erregende Elemente allerdings sogleich entfernen. Im vorigen Jahre stürzte sich ein ähnlicher Kranker, trotz aller Aufsicht auf einen Fremden, der ihm nicht das Mindeste zu leid gethan und ehe wir zu Hülfe springen konnten, hatte er ihm die Halsader durchgebissen.“

„Es ist entsetzlich,“ sagte Herr Hobelmann, der sich nicht mehr sicher fühlte.

„Franz — auf ein Wort“, zürnte in diesem Augenblick die Frau Steuerräthin, die gerade wieder vorüberrauschte — „ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.“

„Ich stehe im Moment zu Diensten“, versetzte der junge Mann.

„Wissen Sie was, mein bester Doktor,“ bemerkte Herr Hobelmann — „ich denke, ich werde mich jetzt lieber wieder entfernen. Ich habe Ihre Zeit eigentlich schon viel zu lange in Anspruch genommen, und es wird spät.“

„Mein bester Herr Hobelmann, es war mir eine große Freude, Ihnen gefällig gewesen zu sein, aber — wenn Sie nicht länger bleiben wollen — das Souper muß übrigens gleich beginnen.“

„Ich danke Ihnen sehr. Apropos — Sie entschuldigen jedenfalls die Frage — ist hier — ist hier vielleicht irgend Jemand von den Leuten, dem man ein Trinkgeld —“

„Das ist nicht nöthig“, sagte Franz, dessen muthwilliger Blick gerade auf den unfern der Thür stehenden Hauptmann fiel, „wenn Sie aber Jemanden eine Kleinigkeit geben wollen, so ist das der Krankenwärter dort, der da drüben an der Thüre steht.“

„Ah, der Mann mit dem großen Schnurrbart?“

„Derselbe.“

„Ich bin Ihnen verbunden. Wie aber werde ich mich jetzt am Besten nach Hause finden? Die Wagen sind noch nicht da.“

„Dafür habe ich gesorgt. Der Diener dort in der Scharlachweste wird Sie begleiten, damit Sie nicht irre gehen.“

„Ah, nur bis auf den Markt, dann finde ich meinen Weg schon allein.“

„Sowie Sie in die Ihnen bekannte Gegend kommen, können Sie ihn zurückschicken.“

„Und Ihrem Herrn Onkel, dem Herrn Obermedizinalrath, bitte ich, mich wenigstens zu empfehlen. Er wird jetzt zu viel beschäftigt sein, und ich möchte ihn nicht stören.“

„Ich werde es übernehmen, mein werther Hobelmann. Bitte, gehen Sie gefälligst auch nach dieser Seite herüber; da drüben kommt der junge Kranke wieder, der wie es mir scheint, die Idiosynkrasie wider Sie hat und ich möchte daher gar nicht gern, daß Sie ihm begegneten.“

„Wünsche einen recht angenehmen Abend“, sagte Herr Hobelmann rasch, der Anordnung auf das Bereitwilligste Folge leistend, und von dem Bedienten — dem Kutscher des Regierungsrathes, den Franz schon vorher genau instruirt hatte — begleitet, arbeitete sich der Advokat, sehr zum Erstaunen der Gäste, äußerst rücksichtslos auf den Hauptmann zu. Er war ja im Begriff fortzugehen und dicht an der Treppe, was brauchte er also mit den „Ver-

rückten", für die er doch die ganze Gesellschaft hielt, noch viel Umstände zu machen.

Mit einigem Erstaunen sah ihn der Hauptmann von Stimbeck so gerade auf sich zukommen. Sollte der Fremde etwa eine oder die andere der Bemerkungen gehört haben, die er vorher ziemlich laut über ihn gemacht? — Was that's denn? Er mochte ihn zur Rede stellen, desto besser — an kurzer, derber Antwort sollte es nicht fehlen.

Herr Hobelmann kam näher. Jetzt war er nur noch zwei Schritte entfernt — er bog weder rechts noch links aus — jetzt noch einen — der Hauptmann maß ihn trotzig mit den Augen — jetzt streckte er den Arm aus, und Hauptmann von Stimmbeck fühlte, wie ihm etwas Papiernes in die Hand gedrückt wurde. — War das die Karte seines vermeintlichen Gegners? — und das „konfiszirte Gesicht" nickte dazu so gnädig. Im nächsten Augenblick war Hobelmann durch die Thür verschwunden, während Stimbeck seine Hand gegen eine der nächsten Lampen öffnete.

„Tod und Teufel! knirschte er dabei zwischen den zusammengebissenen Zähnen — „ob mir der Schuft nicht einen Kassenschein in die Hand gedrückt, als ob ich ein Bedienter wäre —" und in auflodernden Jähzorn wollte er dem unglücklichen Manne nach.

(Fortsetzung folgt.)

Zon Jauhersschluß.

Es wechselt Alles af der Welt
Und g'schwind vergaiht die Zeit —
Wos manchem oft viel Kummer macht,
Dös macht an andern Freud.
Und daß an jeden Alles g'fällt,
Dös koh a moal nit sei,
Daß s' Böier wieder theurer is
Dös geiht mer ah nit ei.
Alla dau hilft halt alles nix,
Dös bringt die Zeit halt mit,
Dau thouts an wöi in andern göih,
Es is ka Unteeschied.
Es geiht an doch ka Hoffnung aus,
Wal immer mit der Zeit
Ba uns weed alles schöiner g'macht,
Dös g'wiß an jeden freut.
Döi Ost-Boahn und döi nena Thur,
Döi Bruck'n — ja dös kummt an vur
Als wöi die sieb'n Wunder.
Wenn alles no su schöi z'samm paßt,
Is aft doch no wos d'runtee; —
On Walcher Thur, döi alta Wend,
Sie fällt wuhl noni eih,
Doch wenn ih su wos mach'n könnt,
Nau möißt's scho ferti sei,
Allah dös senn halt frommi Wünsch,
Senn no vom alt'n Jauher,
Wos ih zon neue wünsch'n thou —
Ih wollt, daß wäret wauber —
Daß Jeder a gout's G'wiss'n hait,
Viel Aerbet und g'noug Göld,
Recht heiter und recht g'sund dabei,
Su daß halt goar nix föhlt,
Und herrschet nau in uns'rer Stadt
Glück und Zufriedenheit,
Könnt aner doch zon andern sog'n,
Mir hob'n — die golda Zeit.

N. N.

Auflösung des Räthsels in Nr. 23.

Seihen.

Räthsel.

Eine Fackel brennt dort oben,
Auf des Tempels Zinne hell,
Und ein Jüngling wirft sich unten
In die Fluthen kühn und schnell,
Will zu der Geliebten schwimmen,
Die im Tempel seiner harrt,
Doch unsel'ge Stürme brausen
Und sein Herz im Tod erstarrt,
Und das Element, so grausam,
Wirft den Leichnam an den Fuß
Jenes Tempels aus, damit ihn
Die Geliebte sehen muß;
Aber sie, von Schmerz ergriffen
Stürzet sich vom Thurm herab,
Ihn umschließend mit den Armen,
Finden sie vereint ihr Grab.
Sag mir nun, du Räthselgeist,
Wie die Priesterin wohl heißt?

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 2. | Erscheint jeden Sonntag. | 9. Januar 1859.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Hier aber vertrat Franz dem Hauptmann den Weg, und dessen Hand ergreifend, bat er dringend:

„Ich ersuche Sie um Gotteswillen, lieber Hauptmann, machen Sie hier keine Scene. Der alte Herr war so fidel und hat so viel getanzt, daß ihm der starke Wein, den er gleich darauf getrunken, wohl ein wenig in den Kopf gestiegen ist. Ich wies ihn an den Bedienten, der hinter Ihnen stand, seinen Ueberzieher von dem zu fordern, und wahrscheinlich hat er gar nicht mehr gesehen, wen er vor sich hatte, und war nur froh, daß er die Thür erreichte."

„Ich werde es ihm aber anstreichen," brummte der Hauptmann ärgerlich in den Bart hinein. „Wo wohnt der Mensch?"

„Ich sage Ihnen später seine Adresse. Lassen Sie ihn wenigstens erst ausschlafen. Außerdem hat Sie mein Onkel schon überall gesucht — Sie sollen einen Hochheimer Ausbruch mit ihm probiren."

„Alle Wetter, da steh ich freilich zu Diensten. Aber ich kann das Geld doch nicht behalten. Wenn ich dem Tölpel seinen Thalerschein nur gleich ins Gesicht geworfen hätte."

„Der Hochheimer Ausbruch wartet. Geben Sie das Geld dem ersten besten unserer Diener, dem Sie begegnen."

„Nein — verdammt", sagte der Hauptmann, indem er es in die Westentasche steckte, „daß der Bursche am Ende noch glaubte, ich hätte es behalten? Das soll er mit gehörigem Protest zurückbekommen. Wie sind Sie nur an das Ungethüm gerathen, lieber Kettenbrock? So viel ich weiß, haben Sie ihn uns doch heut Abend zugeführt."

„Später erzähle ich Ihnen einmal die ganze Geschichte, mein bester Hauptmann — jetzt wartet der Onkel und der Wein, und die vertragen alle Beide keine Versäumniß."

7.

Franz Kettenbrock, wie er mit dem wenigstens für jetzt beruhigten Hauptmann durch den Saal schritt, konnte es aber nicht entgehen, daß unter den bis dahin so steifen und förmlichen Gästen ein ganz reges Leben herrsche.

Kaum war der Tanz beendet, als sich überall kleine Gruppen sammelten, und die Frau Steuerräthin, der junge Helmerdiek, wie die beiden Fräulein von Losenbeeit und Bomersbausen fuhren dazwischen hin und her und theilten den verschiedenen Parteien ihre Entrüstung über den Fremden mit, über den sie fest entschlossen waren, von Franz Kettenbrock genügende Auskunft zu verlangen.

Die jungen Leute dagegen, die heimlich ihre herzinnige Freude an dem Zorn der älteren Damen hatten, standen ebenfalls in kleinen Trupps kichernd beisammen, und jedenfalls war das Eis gebrochen, das sonst derartige Gesellschaften mit seiner kalten, glatten Fläche überzieht.

Hobelmann, ein so ungeselliger Bursche er an und für sich auch sein mochte, hatte, wenn auch ganz unfreiwillig, die Laune der Anwesenden erweckt, und der alte Regierungsrath, der bis dahin noch keine Ahnung von der Ursache dieser freudigen Veränderung hatte, traf mit einem innig vergnügten Gesicht, an der Thüre des kleinen Kabinets, mit Franz und dem Hauptmann zusammen, schüttelte Beiden die Hände und versicherte sie, er wisse sich der Zeit nicht zu erinnern, wo er eine so lebendig bewegte Gesellschaft bei einander gesehen habe.

„Es geht auch heute in der That ungewöhnlich munter her", sagte der Hauptmann.

„In der Hauptsache verdanken wir den Umschwung wohl meinem Neffen Franz. Aber wo ist denn Dein Freund, mein Junge? Ich habe Dir doch gesagt, Du solltest ihn mit zum Weine bringen."

„Er läßt sich entschuldigen, bester Onkel," erwiderte

Franz. „Er kann das lange Ausbleiben nicht leiden und ist heimgegangen."

„Heim? — um elf Uhr schon? wäre nicht übel — und nicht einmal einen Imbis angenommen. Doch es ist seine eigene Schuld und kein Mensch kann etwas dafür. Jetzt Kinder sollt ihr aber noch vor der Tafel ein Gläschen Hauptwein kosten."

„Soll ich unseren jungen Doktor nicht dazu holen?" unterbrach ihn Franz.

„Den Helmerdiek?" sagte der Regierungsrath und warf seinem Neffen einen eigenthümlichen Blick zu, „ich fürchte beinah, der hat schon zu viel Feuer im Kopf, und der Hochheimer verdreht ihn mir nachher ganz. Aber meinetwegen hol ihn. Es scheint mir ein ordentlicher Mann zu sein, und ich mag ihn bis jetzt ganz wohl leiden."

Der alte Herr war vortrefflichen Humors und der kostbare Rheinwein diente nicht dazu, seine Laune herabzustimmen. Auch das bald servirte Souper wurde heiter belebt.

Hobelmann aber, darnach zu urtheilen, wie von ihm die Rede war, war gerade zur rechten Zeit verschwunden. Am ärgsten wüthete die Steuerräthin gegen den Grafen Hobel-Mann, und nur die Königin von Birma, durch die unterschriebenen zehn Louisd'or geblendet, nahm einigermaßen seine Partei.

Aber selbst Herrn Hobelmann vergaß man, als nach der Tafel die Tische bei Seite geschoben wurden und die lockenden Töne der Instrumente das junge Volk zum neuen Tanze riefen.

Die Frau Kammerzienräthin allein behielt den „Grafen" auch nach aufgehobener Tafel noch im Gedächtniß, und in der natürlichen Sorge, die gezeichnete Summe baar in ihre Kasse „für die armen Heidenkinder" zu bekommen, bat sie den jungen Kettenbrock um die versprochene Adresse. Franz suchte ihr Anfangs auszuweichen, aber sie ließ nicht nach, und um die Sache nicht weiter zu treiben und etwa gar an die Oeffentlichkeit zu bringen, was ihm seines Onkels wegen fatal gewesen wäre, gab er ihr endlich einen andern Stadttheil mit irgend einer beliebigen Hausnummer an. Dadurch glaubte er sich vollkommen dagegen gesichert, daß sie den Grafen Hobelmann etwa auffände, und setzte sie ihn später selber über die nicht erfüllte Verbindlichkeit zur Rede, so ließ sich wohl ein Ausweg finden, den Grafen vorläufig zu entschuldigen und die Sache hinauszuschieben. Franz kannte jedoch in Allem, was ihre „milde und heilige Stiftung" betraf, die Hartnäckigkeit der Frau Kommerzienräthin noch nicht.

Herr Hobelmann war indessen von dem ihm beigegebenen Diener durch den Garten aus dem Haus und auf einem kleinen Umweg bis zum Markt geführt worden, wo sich der würdige Mann bald orientirte, seinem Führer ein kleines Trinkgeld gab, und sehr zufrieden mit der Benützung seines Abends, eben der eigenen Wohnung zugehen wollte. Der Bursche hatte sich aber auf eigene Hand das Vergnügen gemacht, ihn wieder vorn, genau vor das Haus zu führen, das man vor einer Viertelstunde etwa durch die Hinterthür verlassen, und die hell erleuchteten Fenster wie die Musik fielen Herrn Hobelmann auf.

„Wer wohnt da, wo die Musik ist?" frug er den Bedienten.

„Der Herr Regierungsrath Kettenbrock, zu dienen."

„Hm — Kettenbrock? — Kettenbrock? — hat auch Ball?" — sagte Herr Hobelmann, dem der Name auffiel.

„Sein Neffe ist nach langer Abwesenheit zurückgekommen, und da wird denn nun ein kleines Familienfest gefeiert."

„So? — hm — na gute Nacht," und mit den Worten kehrte sich Herr Hobelmann ab, und schlenderte der Richtung zu, in der er jetzt sein eigenes Quartier wußte. Der Bediente aber blieb noch kurze Zeit vor der hell erleuchteten Etage des Regierungsrathes stehen, und erst als der Fremde um die nächste Ecke verschwunden war, kehrte er still vor sich hinlachend in das Innere des Hauses ein.

Herr Hobelmann übrigens, mit keiner Ahnung, welchen Zwecken er den Abend gedient haben könnte, schlief die ganze Nacht ausgezeichnet, und erwachte am nächsten Morgen etwas später als sonst für seine Geschäfte. Um 9 Uhr brütete er aber doch schon wieder über einem ungeheuren Stoß Akten, und ging erst im Laufe des Nachmittags aus, um wenigstens eine Stunde lang frische Luft zu schöpfen.

Um Ovenburg ringelte sich eine sehr hübsch arrangirte und gut unterhaltene Promenade, die Vorstädte von der eigentlichen Stadt trennend, und den in ihre hohen Häuser eingeengten Städtlern Luft, Licht und Schatten gewährend. Schmale Wege zogen sich, hier in einanderlaufend, dort wieder nach verschiedenen Richtungen auszweigend, neben einander hin, und wurden an schönen Abenden von den Bewohnern von Ovenburg auf das Lebhafteste frequentirt.

Hobelmann hatte übrigens andere Dinge im Kopf, als sich viel um die ihm fremden Bewohner von Ovenburg zu bekümmern. Deshalb, die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf etwas gesenkt, war er schon eine ganze Weile achtlos dahin geschritten, als er plötzlich mit einer, ihm gerade entgegenkommenden Dame fast zusammenrannte. Wie er aber den Kopf hob, sah er sich Auge in Auge mit der Frau Steuerräthin, die ihn kaum erkannte, als sie ihm einen Blick der Verachtung zuschleuderte und dann vorüberrauschte.

Im ersten Moment und in dem Gefühl ein bekanntes Gesicht vor sich zu haben, griff Herr Hobelmann nach seinem Hut; im folgenden Augenblick aber, als mit der Erinnerung an gestern Abend die Gestalt der Dame Form und Namen erhielt, erschrack er ordentlich.

Jene ungarische Gräfin, die sich für eine Steuerräthin hielt, auf offener Straße? — Jedenfalls hatte sie also gestern Abend eine unbewachte Gelegenheit wahrgenommen und war entsprungen — in dem Kleiderstaat, den sie auch heute trug, konnte sie recht gut gerade vom Balle kommen — und Herr Hobelmann blieb im ersten Augenblick, vollkommen unschlüssig über das, was er thun solle, stehen, und sahen ihr nach. Sein Gefühl für bürgerliche Sicherheit und Gerichte ließ ihn aber nicht lange in Zweifel und die Frau Steuerräthin, die es sich nicht versagen konnte zurückzuschauen, ob der „freche Graf" durch den ihm zugeschleuderten vernichtenden Blick auch wirklich vernichtet sei, bemerkte zu ihrem unbegrenzten Erstaunen, daß er umdrehe und ihr folge.

Wollte er sie anreden? — hm, er sollte nur kommen, — sie fühlte sich gerade in der Stimmung, ihm mit kalten dürren Worten zu sagen, wie sehr sie ihn gering schätze.

Obgleich sie sehr langsam ging, überholte sie aber der vermeintliche Graf doch nicht, sondern blieb in ziemlich gleicher Entfernung hinter ihr, und als sie eine an ihr vorbeigehende Dame benützte, den Kopf zurückzuwenden, sah sie zu ihrem Erstaunen, daß der Unverschämte mit einem gerade dort stehenden Polizeidiener sprach und auf sie deutete.

Der liebe Gott nur weiß, weshalb sie dabei so erschrack, aber sie wurde leichenblaß, und war sie früher langsam gegangen, so verdoppelte sie jetzt ihre Schritte, dem verhaßten Menschen zu entkommen. Der Polizeidiener blieb aber nicht allein hinter ihr, sondern überholte sie sogar, und als er an ihr vorüberging, als ob er irgend ein anderes Ziel verfolge, drehte er sich nach ihr um, und sah ihr ins Gesicht — dann ging er wieder langsamer, ließ sie vorbei und hielt sich nun in ihrer Nähe.

Herr Hobelmann dagegen, der jetzt glaubte, seiner Pflicht genügt zu haben, indem er die Polizei auf ein der Gesellschaft gefährliches Individuum aufmerksam gemacht, zugleich aber auch mit der Sache nichts weiter zu thun haben mochte, drehte wieder um, seinen vorhin begonnenen und durch die Steuerräthin unterbrochenen Weg weiter fortzusetzen. Er hatte die Dame auch in der That schon beinahe vergessen, als er auf eine so eigenthümliche als wirksame Art auf's Neue an sie erinnert wurde.

„Ach mein lieber Herr Graf", redete ihn eine ältliche Dame in einem mit großen Blumen besäeten Hut, und in größte Toilette gekleidet, an, indem sie auf ihn zutrat und als er an ihr vorüberschlüpfen wollte, seinen Arm berührte; „das ist ja ein sehr glücklicher Zufall, der mich Sie hier finden läßt. Mein Mädchen ist heute Morgen nach dreistündigem Umherlaufen nach der mir von Franz Kettenbrock gegebenen Adresse nicht im Stande gewesen, Sie aufzufinden. — Auch auf der Polizei war es nicht möglich, den Herrn Grafen zu erfragen, und ich wollte eben noch einmal zu Kettenbrocks hingehen, mir ihre richtige Adresse geben zu lassen."

„Die Königin von Birma!" dachte Hobelmann erschreckt. „Gleichfalls ausgekniffen? Die beiden Frauenzimmer müssen zusammen davongelaufen sein — das ist wirklich eine schöne Aufsicht in der Anstalt."

„Sie kennen mich am Ende gar nicht mehr?" lächelte die Frau Kommerzienräthin, als sie sein bestürztes Gesicht bemerkte.

„O ja wohl, Majestät", sagte Herr Hobelmann unschlüssig, ob er die Unglückliche sofort in Person festhalten und um Hülfe rufen, oder sie ebenfalls — wie vorher die ungarische Gräfin — ungesehen verfolgen und dem ersten ihm begegnenden Polizeidiener anempfehlen solle. Natürlich mußte er nur jetzt noch, so lange sie in Freiheit war, auf ihre vermeintlichen Ideen eingehen. „Ich werde so leicht die Ehre nicht vergessen, bei Ihnen Audienz erhalten zu haben."

„Ja — um's Himmels Willen, sagte die Frau Kommerzienräthin erschreckt, „für wen — für wen halten Sie mich denn?"

„Majestät können, wenn Sie nicht erkannt sein wollen," sagte Herr Hobelmann, der das Erstaunen ganz falsch verstand, „auf meine volle Diskretion rechnen."

„Der Graf ist verrückt geworden, er ist rein übergeschnappt", dachte die bestürzte Dame, und wollte sich

schon mit einer Verbeugung zurückziehen — aber die 10 Louisd'or konnte sie doch nicht im Stiche lassen, und mit nur etwas ängstlicher Stimme sagte sie:

„Sie erinnern sich doch, daß Sie gestern Abend so freundlich waren, eine kleine Summe zum Besten der heidnischen Waisen zu unterschreiben?"

„Allerdings", erwiderte Herr Hobelmann, ohne den mindesten Rückhalt, denn ein Widerspruch hätte ihm hier auf der Straße eine heftige Scene bereiten können — „mit dem Wunsche, daß das Geld segensreiche Früchte tragen möge."

„Er ist doch am Ende nicht verrückt", sagte sich die Frau Kommerzienräthin. „Um Ihre wertheste Adresse dürfte ich Sie dann wohl bitten"; fügte sie laut hinzu, wenn Sie das Geld nicht gerade bei sich haben sollten."

„Hm", dachte Herr Hobelmann — „soviel Verstand besitzt sie doch, daß sie das nicht vergessen hat. Geld kann sie aber nicht bekommen, lieber halte ich sie mit der Adresse hin."

„Majestät", sprach er also, „Geld habe ich im Augenblick in der That nicht bei mir, die Adresse steht Ihnen aber mit Freuden zu Befehl, und wird es mir eine Ehre sein, dieselbe von Ihnen einzulösen."

„Er ist doch verrückt", dachte die Kommerzienräthin, „wenn ich nur erst meine zehn Louisd'or von ihm hätte." Dabei nahm sie die ihr gereichte Karte, dankte Herrn Hobelmann und entfernte sich rasch aus der unheimlichen Nähe dieses Mannes.

(Fortsetzung folgt.)

Gänseblumen

9.

Auf des Wagens Hintersitze
Mutter, Tochter und die Tante,
Auf dem Schooß, — in dieser Hitze! —
Noch ein Kind als Variante.

Auf dem Vorsitz schöne Kinder,
Mädchen, munter wie die Hummel,
In der Mitt' ein armer Sünder,
Jüngling, mit Cigarrenstummel.

Ich dazu! Nun wird's vollkommen!
Strecke aus mich gegenüber,
Und es ist, als wär' gekommen
Zwischen Frischlinge ein Biber.

„Sprechen Sie nun nicht mehr länger?
Liegt an Ihrem Mund ein Siegel?
Bin ich doch ein Liedersänger,
Bin ich doch kein Stacheligel."

Also sprach ich, lieblich, höflich,
Wie ein junger Seufzerhaucher;
„Finden Sie es denn nicht sträflich,
Edelster Cigarrenraucher?"

Sprach's, und schwieg, und eine Pause
Herrschte im Gesellschaftswagen,
Gleich als wenn im Unterhause
Lange Lords die Bill vertagen.

Endlich sprach ein hold Brünettchen
Spielend mit dem kleinen Fächer,
Und vom goldnen Busenbettchen
Leis' erbebend ihren Stecher:

„Ja, wir sind in großen Sorgen:
Was wir sprechen, ohn' Bedeutung,
Setzen Sie vielleicht schon morgen
Höhnend uns auch in die „Zeitung."

Ihr den Beifall zuzusichern,
Fingen dann die Mädchen alle
Schadenfroh gleich an zu kichern,
Daß die Maus ist in der Falle.

Und auch die Cigarrenratte
Lächelte, gewiß parteilich;
Durch den Druck der Halskravatte
Schien er plötzlich mir ganz bläulich.

Albern' Volk! so voll von Dünkel!
Flach und fad und dumm und nichtig!
Jede Gans vom Krähwinkel
Glaubt, sie sei genug und wichtig.

Glauben gleich, Satyrendichter
Hätten sonst gar nichts zu zeichnen,
Als alltägliche Gesichter
Aus dem Leben sich aneignen.

Seid nur nur ruhig, schöne Gänschen,
Seid nur ruhig, junge Laffen,
Solche Truden, solche Hänschen,
Solche blanke Alltagsaffen,

Solche Alltags-Dummheitsklepper
Taugen nicht zum Schriftgebrauche,
Denn des echten Witzes Schnepper
Sucht nach Blut und nicht nach — Jauche!

Auflösung des Räthsels in Nr. 1.

Hero.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 3. | Erscheint jeden Sonntag. | 16. Jannar 1859.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Kaum war die Kommerzienräthin ein paar Schritt von ihm entfernt, als sie auch einen verstohlenen Blick auf die Karte warf, und zu ihrem Erstaunen dort keinen Grafentitel, sondern nur ganz einfach die Worte las:

G. Hobelmann,
Advokat und Notar,

und darunter war mit Bleistift geschrieben:

Nr. 17, Ecke der Kreuzgasse und Neuen Straße.

Wie hing das zusammen? — Aber es ließ sich auch erklären: Das G. vorn bedeutet den Grafen, verschwieg aber den Rang, weil sich derselbe nicht wohl mit der Beschäftigung eines Advokaten vertrug. Was aber hatte ihn so zurückgebracht, daß er sich sein Brod mit einer seinem Rang wenig entsprechenden Berufsart verdienen mußte? Und war er zurückgekommen, wie konnte er da, ächt gräflich, zehn Louisd'or für einen wohlthätigen Zweck unterschreiben? — Sie warf einen noch immer zweifelhaften Blick über ihre Schulter nach dem räthselhaften Grafen zurück, schauderte aber zusammen, als sie bemerkte, daß ihr dieser folge. „Was um Gottes willen wollte der Mensch von ihr?"

Sie verdoppelte ihre Schritte, Herr Hobelmann blieb jedoch nicht zurück, und wie sie in einen Seitengang einbog, ihm in die Stadt zu entgehen, wollte er ihr auch dahin folgen, als er durch eine neue Erscheinung zurückgehalten wurde.

Aus dem andern Gang nämlich kam eine ganze Gesellschaft lachend und scherzend heraus, und als er einen flüchtigen Blick hinüberwarf, wollte er seinen eigenen Augen nicht mehr trauen. Vor sich nämlich sah er die beiden hübschen jungen Mädchen von gestern Abend — mit der Einen hatte er selber getanzt — sah er außerdem jenes Fräulein von Losenbrett, die ihnen die entsetzlichen Gedichte vorgelesen, und noch eine andere Dame, auf deren Namen er sich nicht gleich besinnen konnte. Daß sie aber mit in die Anstalt gehöre, hätte er beschwören können, und zum Ueberfluß ging der junge unbändige Mensch, vor dem ihn sein Führer besonders gewarnt hatte, mit ihnen. Dieser Irrsinnige lachte und erzählte und that gar nicht, als ob er jeden Augenblick beim Kragen genommen und wieder zurück unter Schloß und Riegel geschafft werden könne.

Aber war denn das ganze Irrenhaus heut' losgebrochen? Denn daß man solchen Leuten gestattete, frei umher zu gehen und ihre Mitmenschen zu gefährden, ließ sich doch nicht denken. Fast unwillkürlich nahm er auch den Hut vor der Gesellschaft, die ihn ebenfalls erkannte, und schritt rasch vorüber. Die Königin von Birma hatte er inzwischen aus der Acht gelassen.

„Das ist eine wunderliche Geschichte", brummte er in sich hinein. „Kein Gefangenwärter, kein Polizeidiener in der Nähe, und hier auf öffentlicher Promenade ein ganzer Trupp von Wahnsinnigen —. Aber was kümmert es eigentlich mich? Wenn sich die, die es eigentlich angeht, nicht daran kehren, brauch' ich mir auch keine Sorge weiter deshalb zu machen. Der alte Medizinalrath wird aber eine schöne Nase bekommen, wenn die Sache ruchbar wird."

In solchen Gedanken und ganz mit den eben gesehenen Leuten beschäftigt, blieb er endlich stehen, als diese an ihm vorbeigegangen waren, und wußte jetzt wirklich nicht, was er thun solle: nach Hause gehen und sich gar nicht um das Geschehene kümmern, oder die Flucht der Wahnsinnigen anzuzeigen. Gerade aber war er mit sich im Reinen, das erstere zu befolgen, als ein langer breitschultriger Herr mit einem großen Schnurrbart auf ihn zukam und sagte:

„Apropos, mein Herr, Sie treffe ich hier zur guten Stunde."

„Ich weiß nicht, daß ich das Vergnügen hätte, Ihre werthe Bekanntschaft —" stammelte Herr Hobelmann, von der rauhen Anrede verblüfft.

„Wir waren gestern Abend zusammen in Gesellschaft beim Regierungsrath Kettenbrock", unterbrach ihn aber der mit dem Schnurrbart, „und dort hatten Sie die Unverschämtheit mir, als Sie gingen, nachdem Sie fast

alle Damen der Gesellschaft beleidigt, einen Thalerschein in die Hand zu drücken. Herr, für wen halten Sie mich?"

Bei diesen Worten nahm der Ergrimmte das sorgfältig aufbewahrte Papier aus der Tasche und hielt es dem bestürzten Herrn Hobelmann unter die Nase.

Herr Hobelmann wollte eben dagegen protestiren, daß er je in einer Gesellschaft bei einem Herrn Kettenbrock gewesen wäre, als er die Persönlichkeit, den langen Mann mit dem großen Schnurrbart, wieder erkannte. Vor der trotzigen Anrede und dem finstern Blick übrigens einen Schritt zurückweichend, sagte er freundlich:

„Sehr verehrter Herr, es ist mir außerordentlich beruhigend, daß ich Sie gerade jetzt, und jener Gesellschaft folgend, treffe. Was übrigens den Kassenschein betrifft, so hatte ich nicht die entfernteste Absicht Sie zu beleidigen, sondern wollte Ihnen nur als dem Krankenwärter der Anstalt ein Trinkgeld geben. Heute scheinen indessen alle Ihre Kranken —"

„Herr, sind Sie verrückt?" unterbrach der Hauptmann den Andern, indem er ganz bleich vor Wuth wurde. „Aber diesen Schimpf sollen Sie mir mit Ihrem Blut bezahlen. Ich ein Krankenwärter? — Tod und Teufel. Wo ist Ihre Wohnung, Herr?"

„Aber ich begreife Sie nicht —"

„Wo ist Ihre Wohnung, Herr — geben Sie mir die Karte, oder Sie reizen mich, etwas zu thun, das ich später vielleicht bereuen würde," flüsterte der Hauptmann und Herr Hobelmann bemerkte zu seinem Schrecken, wie der Fremde vor verhaltener Wuth förmlich blau im Gesicht geworden war.

Von einem so entsetzlich aufgeregten Menschen ließ sich das Schlimmste erwarten, und um nicht auf offener Promenade angefallen zu werden, gab er ihm rasch die verlangte Karte.

Damit hatte er aber auch aller Aufforderung, die der Beleidigte in diesem Augenblick an ihn stellen konnte, genügt, und der Hauptmann sagte, indem er ihm verächtlich den Rücken wandte:

„Sie werden heute Abend von mir hören, da — nehmen Sie!" — und mit den Worten, indem er dem bestürzten Hrn. Hobelmann seine eigene Karte und den Papierthaler in die Hand drückte, schritt er, ohne den verdutzten Advokaten weiter eines Blickes zu würdigen, die Promenade hinab. Herr Hobelmann aber sprach bestürzt vor sich hin:

„Wenn der nicht toller ist, wie irgend Einer der seiner Zucht anvertrauten Patienten, so will ich selber dort eingesperrt werden. Jetzt aber habe ich die Geschichte satt, und bis die ganze Bande nicht wieder eingefangen ist, setze ich keinen Fuß mehr an die Thür."

Damit bog er seitwärts der Stadt zu und in eine kleine Seitenstraße ein, und eilte so rasch er konnte seiner Wohnung zu.

8.

Dort angekommen suchte er aber unverzüglich seinen Wirth, den geheimen Rath von Pottlitz auf, diesem die Begebnisse des letzten Abends und heutigen Tages zu erzählen und ihn um seinen Rath zu fragen, wie er sich dabei zu verhalten habe. Der alte Herr hörte ihm aufmerksam zu, schüttelte dabei, erst langsam, dann jedoch immer bedenklicher mit dem Kopfe, und sagte endlich, als Herr Hobelmann fertig war und ihn erwartungsvoll ansah:

„Hören Sie, mein guter Herr Hobelmann, das ist eine höchst wunderliche Geschichte, die Sie mir da erzählen. Vor allen Dingen möchte ich Ihnen aber Eines bemerken. Wir haben hier allerdings ein Irrenhaus, eine Privatanstalt, aber eine gute Stunde von der Stadt entfernt, und weit außerhalb der Droschkenbezirks. Sind Sie gestern Abend dort gewesen?"

„Gott bewahre", sagte Herr Hobelmann, „die Anstalt muß in der unmittelbaren Nähe der Stadt liegen, oder vielmehr in der Vorstadt da drüben. Wir sind keine zehn Minuten gefahren, und ich bin den Weg dann in nicht ganz einer Viertelstunde zurückgegangen."

„Und bei wem meinte ihr vermeintlicher Krankenwärter, daß Sie einander gestern Abend in Gesellschaft begegnet wären?"

„Der faselte von einem Regierungsrath Kettenbork oder Kettenbrock."

„Und wer hat Sie in jene Anstalt eingeführt?"

„Ein junger Mann, ein gewisser Doktor Franz; ein Neffe des alten Obermedizinalraths. Er nannte ihn auch Onkel."

„Und die ganze Gesellschaft haben Sie heute Abend auf der Promenade getroffen?"

„Die ganze Gesellschaft allerdings nicht, aber wenigstens sechs oder sieben Personen davon."

„Soll ich Ihnen jetzt meine Meinung sagen?"

„Ich bitte Sie darum."

„Gut. Jener Herr Doktor Franz hat sich einen, allerdings ziemlich derben Spaß mit Ihnen erlaubt, und Sie in eine ganz vernünftige, gewöhnliche Abendgesell-

schaft gebracht, unter dem Vorwande, Sie in ein Irrenhaus zu führen."

„Aber das ist nicht möglich," rief Herr Hobelmann entrüstet aus. „Die Königin von Birma —"

„Erlauben Sie mir," unterbrach ihn der alte Geheime Rath. „Wir haben hier eine mit Kettenbrock's sehr befreundete, und wenn ich nicht irre, auch verwandte Dame, eine Kommerzienräthin Brummer, die in der ganzen Stadt herumläuft und für die Heidenkinder in Birma Kollekten sammelt. Ihre ganze Beschreibung paßt auf die Dame ausgezeichnet."

„Aber das ist ja gar nicht möglich!" rief Herr Hobelmann.

„Eben so findet sich eine Frau Steuerräthin Fischbach, die dort aus- und eingeht und verwandt mit Kettenbrock's ist."

„Bei voller Vernunft?"

„Ich möchte Ihnen wenigstens nicht rathen, sie ahnen zu lassen, daß Sie das Gegentheil vermutheten."

„Aber meine Steuerräthin soll eine ungarische Gräfin sein?"

„Unsinn! Ihr „„Doktor Franz"" hat Ihnen das mit dem Uebrigen aufgebunden. Wenn Sie am Ende wirklich gestern Abend unter solchen Auspizien bei Kettenbrocks in Gesellschaft gewesen wären, so erführe' es heute die ganze Stadt, und Sie würden zum Gespötte der Leute."

„Kettenbrocks — unmöglich," sagte Herr Hobelmann, „wie wir auf den Markt kamen, sah ich eine erleuchtete Etage und hörte Musik und frug den Diener, der mich führte, wer da wohne, und der sagte mir, wie ich mich jetzt recht genau entsinne, daß ein Ball bei Kettenbrock's sei."

„Dann begreife ich nicht, wo Sie gewesen sein können," erwiderte kopfschüttelnd der Geheime Rath. „So viel aber ist sicher, in einer Irrenanstalt waren Sie nicht, sondern bei ganz vernünftigen Leuten. Auch wer Sie zur Zielscheibe seines Witzes gemacht haben kann, ist mir ein Räthsel, denn so viel ich weiß, kennen Sie ja noch keine Seele in der Stadt."

„Es ist ein Bedienter draußen, der den Herrn Hobelmann zu sprechen wünscht," meldete in diesem Augenblick das Dienstmädchen, das den Kopf zur Thüre hereinsteckte.

„Mich?" sagte Herr Hobelmann erschreckt.

„Ja, ich weiß es nicht," sagte das Mädchen, — „er frug nach einem Herrn Grafen-Hobelmann, und zeigte mir die Karte hier."

„Das ist von der verrückten Gesellschaft," rief der Advokat. „Sie nannten mich dort Graf."

„Dann lassen Sie den Diener hereinkommen," sagte der Geheime Rath. „Wahrscheinlich erfahren wir jetzt, woran wir mit der ganzen Sache sind."

Der Bursche trat ein und überreichte dem, die Hand danach ausstreckenden Geheimen Rath ein Papier — die Herrn Hobelmann nur zu gut bekannte Subskriptionsliste vom gestrigen Ball — auf der dessen Autograph unläugbar mit 10 Louisd'or verzeichnet stand.

„Haben Sie das geschrieben?" fragte ihn der Geheime Rath.

„Allerdings", sagte Herr Hobelmann, — „aber" —

„Erlauben Sie einmal", unterbrach ihn jedoch der Geheimerath — sich dabei an den Diener wendend, der indessen einen Bleistift aus der Tasche genommen hatte, augenblicklich nach empfangener Zahlung das Dedit-Zeichen an die Liste zu machen — „wo war die Frau Kommerzienräthin gestern Abend in Gesellschaft, mein Freund?"

„Bei Regierungsrath Kettenbrock", sagte der Mann.

„Es war große Gesellschaft dort?"

„Ja — wurde auch getanzt — der junge Herr Franz, der Neffe des alten Herrn, ist vor ein paar Tagen von Amerika zurückgekommen, und da —"

„Franz?" unterbrach ihn rasch Herr Hobelmann — „ein junger Mann mit einem leichten Schnurrbart und etwas brauner Gesichtsfarbe?"

„Gewiß", sagte der Bediente, — der mit bei Kettenbrocks aufgewartet hatte, „Sie kennen ihn ganz gut — Herr Graf — Sie sind ja gestern den ganzen Abend mit ihm im Saal herumgegangen."

Herr Hobelmann wäre fast auf seinen Stuhl zurückgesunken, v. Pottlitz aber sagte:

„Der alte Herr Regierungsrath ist sein Onkel — und dieses Haus gehörte früher ihm. Erst vor einem halben Jahre etwa habe ich es ihm abgekauft und bin hierhergezogen."

„Und der Neffe ist vor zwei oder drei Tagen Morgens ganz früh eingetroffen?"

„Jawohl", sagte der Bediente, — „er hatte den alten Herrn überraschen wollen, und war erst in ein falsches Haus gekommen. Die Frau Kommerzienräthin erzählte die Geschichte."

„Hm", sagte Herr Hobelmann, ganz in Gedanken, indem er eine Visitenkarte aus seiner Westentasche nahm und dem Bedienten vorhielt, „können Sie mir denn

auch vielleicht sagen, wer der Herr ist, dessen Name darauf steht?"

„Sehr gern", erwiderte der Bursche — „der Herr Hauptmann von Stimbeck — sein Bruder hat eine Schwester des Herrn Regierungsraths geheirathet und die Herrschaften leben in Berlin."

„Danke Ihnen", sagte Herr Hobelmann, indem er die Karte wieder einsteckte und die Subskriptionsliste zusammenfaltete. „Wollen Sie einen Augenblick warten, ich werde Ihnen einige Zeilen für die Frau Kommerzienräthin mitgeben."

„Was wollen Sie thun?" fragte ganz erstaunt der Geheimerath.

„Ich bin gleich wieder bei Ihnen", sagte aber Herr Hobelmann, und verließ das Zimmer.

Nach einigen Minuten schon kehrte er jedoch mit einem kleinen Brief zurück, den der Bediente aber noch unschlüssig in der Hand behielt, denn er hatte den festen Auftrag bekommen, nicht ohne das unterschriebene Geld zurückzukehren.

„Die Anweisung liegt in dem Briefe", sagte aber der Advokat ruhig — „meine schönste Empfehlung an die Frau Kommerzienräthin."

„Sie haben das Geld geschickt?" frug Herr v. Pottlitz, als der Bediente das Zimmer verlassen hatte, zu seiner Herrin zurückzukehren.

„Ist mir nicht eingefallen", erwiderte Herr Hobelmann.

„Die Frau Kommerzienräthin wird Ihnen kaum Ruhe lassen."

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Geheimerath", nahm jetzt mit ganz feierlicher Stimme Herr Hobelmann das Wort. „Unsere Geschäfte sind so weit abgewickelt, daß wir das Uebrige recht gut schriftlich erledigen können."

„Sie wollen fort?"

„In einer Stunde geht der Schnellzug nach Berlin, und den gedenke ich zu benutzen," erwiderte auf das Entschiedenste Herr Hobelmann.

„Aber was um Gottes Willen — "

„Erlauben Sie mir", unterbrach ihn Herr Hobelmann, „ich durchschaue die ganze Sache und bin keineswegs gewillt, der Gesellschaft hier zum Gespött zu dienen.

(Schluß folgt.)

Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

Du reichst mir Deines Mundes Rosen
Zum honigsüßen Kusse dar
Und willst noch länger mit mir kosen,
Weil ich so lang auf Reisen war.
Du hast noch Manches mich zu fragen,
Weil wir so lang' uns nicht gesehn,
Horch, eben hat es zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

Du hältst mich fest an meinem Rocke
Und frägst (ein Schelm, der so was Dir verdenkt!)
„Wo hast Du Trauter jene Locke,
Die ich beim Abschied Dir geschenkt?"
Mein liebes Kind, wie würd' ich's wagen
Dir in das treue Aug' zu sehn,
Wenn — eben hat es zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

„O sage mir, mein süßes Leben,
Wo hast Du jenen kleinen Ring,
Den ich beim Scheiden Dir gegeben,
Als ich an Deinem Halse hing?"
Wie kannst mit Zweifeln Du mich plagen,
O könntest in mein Herz Du seh'n!
Horch ... eben hat es Zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

„Das Eine nur, das möcht' ich wissen,
Ob Du mir treu gewesen bist?
O, schwör' es mir auf Dein Gewissen,
Als guter, gottesfürcht'ger Christ."
Ich würde selber mich verklagen,
Beschämt vor Deinen Blicken stehn,
Wenn ... eben hat es Zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

Du thöricht Kind, wie kannst Du zweifeln,
An meiner Liebe heißer Gluth?
Ich schwör' es Dir bei allen Teufeln
Ich bin und bleib Dir ewig gut.
Drum, Liebe, laß das tolle Fragen,
Recht gern würd' ich Dir Rede stehn,
Doch ... eben hat es Eins geschlagen,
Bei Gott, ich muß nach Hause gehn.

Räthsel.

Willst du nach dem Münzamt gehen,
Kannst du mich als Menschen sehen,
Suchst du auf der Wiese mich,
Dort erschein' als Käfer ich,
Und wo sie in Bergen bauen,
Kannst da mich als Hammer schauen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 4. Erscheint jeden Sonntag. 23. Januar 1859

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Schluß.)

Diesen Herrn Franz Kettenbrock kaufe ich mir vielleicht ein ander Mal", fuhr Hobelmann fort, „denn er ist derselbe Bursche, der mir aus Versehen neulich früh in's Zimmer gebrochen —"

„Sie glauben?"

„Ich weiß es gewiß, und der aus Aerger, daß ich ihn so hart abgefertigt, mir diesen Streich gespielt hat. Das aber ganz abgerechnet, daß ich eine höchst unangenehme Rolle dort gespielt, käme ich, bliebe ich hier, nicht allein in die Verlegenheit, die 10 Louisd'or zu bezahlen, sondern könnte mich auch noch zum größten Ueberfluß mit Herrn Hauptmann von Stimbeck schlagen, der die größte Lust zu haben scheint, mir an den Kragen zu kommen."

„Aber was in aller Welt haben Sie mit dem gehabt?"

„Nur eine Kleinigkeit, die ich Ihnen aber jetzt nicht mehr auseinandersetzen kann, denn ich muß meinen Koffer packen."

„Und der Brief an die edle Frau Kommerzienräthin?"

„Enthielt eine Anweisung an Herrn Franz Kettenbrock vom „Grafen Hobel-Mann", wie er so freundlich war, mich in jener Gesellschaft einzuführen, jene 10 Louisd'or für die heidnischen Unterröckr und Strümpfe auszuzahlen. Ich bin nicht solch' ein Esel, mein Geld an derlei Unsinn wegzuwerfen."

„Er wird sich weigern."

„Dann mag er es mit der Frau Kommerzienräthin ausfechten. Ueberdies war die Sache ein Betrug, und ich könnte ihn gerichtlich belangen."

„Mein bester Herr Hobelmann."

„Fürchten Sie nicht, daß ich solch' ein Thor bin", sagte aber der Advokat, „Herr Kettenbrock würde die Lacher auf seiner Seite haben. Uebrigens mag er für den Spaß jetzt zehn Louisd'or bezahlen, denn wie ich die Frau Kommerzienräthin kennen gelernt habe, glaube ich nicht, daß sie nachgibt, bis sie das Geld wirklich in ihren Händen hat. Ich wollte nur, ich hätte zwanzig unterschrieben."

Der Geheimrath lachte; Herr Hobelmann war aber in keiner Stimmung, sich einer gleichen Fröhlichkeit hinzugeben, sondern verließ rasch das Zimmer, sein Gepäck in Ordnung zu bringen, und eine halbe Stunde später — zum unbegränzten Erstaunen des Dienstmädchens über die so plötzliche Abreise, das Haus. Er war auch nicht um viele Minuten zu früh gegangen, denn gleich nachher kam der Bediente der Frau Kommerzienräthin noch einmal, und am späten Abende erschien ein fremder, militärisch aussehender Herr, der ebenfalls nach Hrn. Advokat Hobelmann fragte, aber jetzt, der Anordnung nach, bedeutet werden mußte, daß der Herr — auf unbestimmte Zeit verreist sei.

„Hör einmal Franz", sagte der Regierungsrath Kettenbrock am nächsten Tag zu seinem Neffen, als er mit ihm und seinen beiden Nichten bei Tische saß, „was ist denn das für eine Geschichte mit Deinem Herrn Grafen Hobel-Mann oder Hobelmann? — Ich werde aus dem Allen nicht klug, und die Frau Steuerräthin und Fräulein von Losenbrett, der Hauptmann, Dein Freund der Doktor, und jetzt sogar auch noch die Frau Kommerzienräthin laufen mir das Haus ein, sich über den Menschen theils zu beklagen, theils sich nach ihm zu erkundigen. Die Frau Kommerzienräthin war sogar vor einer Stunde hier und wollte von Dir 10 Louisd'or für ihn haben."

„Wirklich?" lachte Franz.

„Das scheint mir ein sonderbarer Kauz zu sein. Wo hast Du ihn denn eigentlich kennen lernen?"

„Ich, lieber Onkel? — ich kannte ihn ganz und gar nicht."

„Gar nicht? — Du hast ihn doch bei uns eingeführt."

Der junge Havanese lachte.

„Und der Doktor hat sich auch über ihn beklagt?"

„Er war wüthend auf ihn, wollte aber nicht recht mit

der Sprache heraus. Ich glaube der Fremde hat Fränzchen mit etwas beleidigt."

„Mein Freund aus den Rauchcoupee scheint sich sehr sehr für mein Bäschen zu interessiren, daß er ihre Partei so blindlings nimmt", bemerkte Franz, während er seiner Cousine einen Seitenblick zuwarf.

Die beiden jungen Mädchen hatten sich, als Herr Hobelmann erwähnt wurde, angesehen und gelacht. Des Vetters Worte trieben aber das Blut blitzesschnell in Fränzchens Wangen.

„Vetter", rief sie aus — „ich hätte eigentlich Ursache auf Dich böse zu sein, daß Du uns den fatalen Fremden ins Haus gebracht."

„Um von etwas Anderem zu reden, nicht wahr?" lachte Franz; „wenn ich es aber nun gethan hätte, um meine Revanche des Empfanges wegen zu nehmen?"

„Das ist er wahrhaftig im Stande gewesen!" rief Adele rasch. „Jetzt aber möchte ich nur wissen, Franz, was Du dem Manne für Geschichten von uns weiß gemacht hast. Mich hat dieser Hobelmann gedauert; denn er rannte dermaßen gegen Alle an, daß er zuletzt Hals über Kopf davon lief."

„Und dem Hauptman ein Trinkgeld in die Hand drückte"; lachte Fränzchen. „Aufrichtig, Vetter, jetzt gestanden, was es mit dem räthselhaften Gast für eine Bewandtniß hat."

„Wenn Ihr mir Euer Versprechen gebt, daß Niemand außer Euch ein Sterbenswörtchen davon erfährt."

„Gewiß — keine Sylbe," betheuerten hastig die beiden Mädchen.

„Hui, wie hitzig, wo es eine pikante Neuigkeit gibt; aber ich habe noch eine Bedingung zu stellen."

„Und die ist?"

„Daß Sie mir, lieber Onkel, wie meine beiden schönen Bäschen, was ich auch immer zu berichten hätte, nicht böse werden wollen."

„Gewiß nicht," sagten beide junge Damen, und der alte Herr Onkel meinte: „Nun sehe ein Mensch die Vorsichtsmaßregeln! Der Junge muß ein böses Gewissen haben."

„Das hat er auch, Onkelchen, Onkelchen", sagte Franz, „und nur durch eine vollständige Beichte läßt sich das Alles wieder gut machen. Dazu kommen sie aber ins Nebenzimmer, wohin, wie ich sehe der Kaffee schon gebracht ist. Hier dra·ßen könnte Jemand horchen, und der Gefahr möchte ich mich nicht aussetzen."

Der Regierungsrath schüttelte den Kopf, die beiden jungen Mädchen waren aber schon vorausgesprungen und schenkten den Kaffee ein und Franz schloß und verriegelte hinter sich die Thür.

Eine Viertelstunde später kam die Frau Steuerräthin und wollte den Herrn Regierungsrath und die Damen sprechen, der Diener aber sagte, daß sie sich beim Kaffee eingeschlossen und da drinnen entsetzlich gelacht hätten. Das natürlich war kein Grund, sich abweisen zu lassen, und die Frau Steuerräthin, jetzt mehr als je entschlossen, zu erfahren, was da so merkwürdig Komisches vorgefallen sei, schickte den Diener hinein, sie anzumelden, und zu bestellen, daß sie ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

„Was ist denn vorgefallen?" rief diese aber gleich — „was haben Sie denn Alle? Sie sehen ja so echauffirt aus. Worüber haben Sie denn so entsetzlich gelacht?"

„Oh der Vetter hat uns ein paar so spaßhafte Anekdoten erzählt," sagte Fränzchen rasch gefaßt.

„Dann will ich Ihnen auch etwas sehr Komisches erzählen", rief die Frau Steuerräthin, der ihr Geheimniß unendlich auf der Seele brannte. „Wissen Sie etwas Neues?"

„Ist etwas vorgefallen?" riefen die beiden Mädchen schnell.

„Vorgefallen? Ich sollte meinen", sagte völlig triumphirend die alte Dame, und es betrifft noch dazu Ihren werthen Freund, Herr Franz, den Grafen, für dessen Bekanntschaft wir Ihnen Alle zweifelsohne sehr dankbar sind."

„Aber ich begreife gar nicht —"

„Wissen Sie, was er mir gestern Nachmittag angethan hat?"

„Ihnen, beste Frau?" sagte Franz anscheinend mit großer Theilnahme.

„So will ich es Ihnen sagen. Einen Polizeidiener hat er mir nachgeschickt — einen wirklichen Polizeidiener, der mir auf Schritt und Tritt um die ganze Stadt nachgegangen ist, und wie ich endlich mein eigenes Haus betreten habe, ist der unten zu den Leuten hineingegangen und hat sich erkundigt, wer ich wäre, ob ich da wohne und ob ich — denken Sie sich diese Scheußlichkeit, — ob es mit mir hier richtig wäre" — und die Frau Steuerräthin deutete dabei in größter Entrüstung auf ihre Stirn.

„Aber das ist ja doch gar nicht möglich" rief Franz, der kaum seine Fassung bewahren konnte.

Der Regierungsrath war aber nicht im Stande an

sich zu halten. Erst wurde sein Gesicht immer röther und dicker, und die Augen traten ihm aus den Kopf. Endlich aber litt er es nicht länger und er platzte gerade heraus, während die gereizte Frau Steuerräthin sagte:

„Ja, Sie haben gut lachen, aber wissen Sie denn, daß wir Alle in großer Gefahr gewesen sind —"

„Gefahr? wie so?" frug Franz, auf die Erklärung gespannt.

„Der Mensch war verrückt", sagte die Frau Steuerräthin.

„Der Graf Hobel-Mann."

„Erstens war es gar kein Graf," rief aber die Dame mit Schadenfreude, „sondern ein ganz gewöhnlicher Advokat Hobelmann aus Schlesien — ich habe Alles herausbekommen — und Sie, Herr Franz, ließen sich von einem plumpen Betrüger dupirren. Daß aber auch in seinem Gehirn nicht Alles in Ordnung sei, habe ich ihm den Augenblick angesehen."

„In der That?" sagte der Regierungsrath, und trocknete sich die Thränen aus den Augen, „aber wissen Sie das auch bestimmt, Frau Steuerräthin?"

„Wissen? — gestern Abend noch spät ist er plötzlich von ein paar Leuten — wahrscheinlich den Aufsehern einer Irrenanstalt, abgeholt und auf die Eisenbahn geschafft worden," sagte mit gemessener Stimme die Dame und sah sich dabei rings im Kreise um, das Erstaunen über diese Nachricht einzuernten.

„Er ist schon fort?" rief aber auch Franz Kellenbrock, von dieser Neuigkeit in der That ganz angenehm überrascht.

„Gestern Abend mit dem Schnellzug — eben habe ich es aus sicherer Quelle erfahren — und zwar fortgebracht, unter Begleitung."

„Aber beste Frau Steuerräthin", sagte Franz mit vorwurfsvoller Stimme — wenn der arme Mann mit einem so unseligen Leiden behaftet war, sollten wir doch eigentlich eher Mitleiden mit ihm haben."

„Mitleiden — wie so?" rief aber die Dame, „und glauben Sie etwa, daß er der Kommerzienräthin das unterschriebene Geld gegeben hat? — Gott bewahre; reine Großprahlerei war es — die reine blanke Großprahlerei."

„Die armen Heiden in Birma werden sich jetzt ohne wollene Socken behelfen müssen", sagte der Regierungs-Rath.

„Das schmerzt mich eigentlich am Wenigsten", meinte die Frau Steuerräthin, indem sie ihren Sonnenschirm wieder aufgriff.

„Sie wollen schon fort?" frug Adele.

„Ich habe noch etwas bei Fräulein von Losenbrett zu besorgen", erwiderte die Dame, die fest entschlossen war, die Neuigkeit eigenhändig bei allen Betreffenden herumzutragen. Sie ließ sich auch nicht einmal durch das Anerbieten einer Tasse Kaffee halten, und brach gleich darauf auf, ihren Rückmarsch anzutreten. Der Regierungsrath wandte sich aber, als sie fort war, an seinen Neffen und sagte, mit dem Finger drohend:

„Den bist Du diesmal zur rechten Zeit losgeworden, mein Junge. Wenn ich Dir aber rathen soll, so mache Du mich nicht wieder zum Obermedizinalrath, — und wenn es nur der gesundheitschädlichen Folgen wegen wäre."

Wenn ich Ihnen nun aber den jungen Doktor Helmerdiek zum Famulus gäbe?" lachte Franz, mit einem Blick auf die erröthende Cousine.

„Den", sagte der alte Herr mit freundlichem Ernste, „will ich doch lieber noch etwas genauer kennen lernen. Denn diesen Famulus möchten wir nicht wieder so leicht los werden, wie den Herrn Grafen Hobel-Mann."

Jetzt sind fünf Jahre seit jener Zeit verflossen, und in der zweiten Etage desselben Hauses mit dem Regierungsrath, wohnt der Medizinalrath Helmerdiek, und nennt den alten Herrn „Schwiegerpapa." Franz aber ist ebenfalls nicht, wie es früher seine Absicht war, nach Havanna zurückgekehrt, sondern hat das Eckhaus der Kreuzgasse und Neuen Straße an sich gekauft, und zwar mit den beiden Häusern rechts und links, in denen einst der Kupfer- und Blechschmied hämmerte, und seine kleine Frau, Adele, behauptete, daß es sich dort vorzüglich wohnen lasse. — Vom „Grafen Hobel-Mann" haben sie aber nie wieder ein Wort gehört.

Buntes.

Was eine Frau im „fernen Westen" Amerikas mitunter leisten muß und leistet, erzählt ein Blatt von Detroit: „Es erwähnt eines Weibes, das während des letzten Winters und Frühling (ihr Gatte war nämlich nach Kalifornien gegangen) außer der Versorgung ihrer fünf Kinder, — von denen das älteste ein Mädchen von 12 Jahren, der älteste Knabe 5 Jahr alt und das jüngste

noch ein Säugling ist — 700 Yards Satinet wob, 800 Pfund Ahorn Zucker bereitete, alles Holz, dessen eine Familie während des Winters bedurfte, selbst fällte, aus dem Busche schleppte und vor der Hausthür hackte, das Mahlen in der 15 Meilen entfernten Mühle, wie auch alle Einkäufe und Verkäufe besorgte, wobei sie sich eines Ochsenfuhrwerks bediente, das sie selbst lenkte und dieses wie ihre sechs Kühe und elf Schafe abwartete, wenn sie zu Hause war."

Es ist berechnet worden, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Grenzlinie von 10,750 Meilen, eine Meeresküste von 5130 Meilen und eine Seeküste von 1160 Meilen haben. Einer seiner Flüsse ist zweimal so lang als die Donau, Europas größter Strom. Der Ohio ist sechshundert Meilen länger als der Rhein, und der edle Hudson ist um einhundert und zwanzig Meilen weiter schiffbar als die Themse. Innerhalb Luisianna gibt es Buchten und Wasserfäden, die fast unbekannt sind und die dennoch die Tiber und die Seine beschämen könnten. Von der Hauptstadt des Maine-Staates bis zu der Stadt Crescent ist es zweihundert Meilen weiter, als von London nach Konstantinopel in der Route über Belgien, einen Theil Preußens, Oesterreichs und der Türkei.

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Gutheit aus den Augen sah.
Ich fragte sie, was thut der hier?
Antworten sie: „den nähren wir
Aus Christenpflicht, um Gotteslohn,
Er wohnt bei uns seit lange schon",
Und priesen insgesammt ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Sie luden Gäst' in großer Zahl,
Sie sagten ihm: Besorg das Mahl!
Da ist er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel stand.
Sie saßen freudig rings umher,
Am Katzentischchen selber er;
Doch priesen sie zum Schluß ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und als sie nun gefahren aus,
Sie sagten ihm: Bewach das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg das Vieh,
Und halte gute Ordnung hie!
Er hat es fleißig so vollbracht,
Sie kehrten heim in später Nacht,
Kein Licht sie nahmen, priesens laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum
Reif waren auf dem steilsten Baum;
Was sich begab in Ernst und Spaß,
Sie sagten ihm: Thu dies und das!
Und priesen, wenns geschehn, ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Sie legten, als er krank und schwach,
Ihn in die Kammer unters Dach.
Sie sagten ihm: „Bist du gesund,
So thu es uns nur eben kund."
Doch hat ers nicht mehr kund gemacht,
Denn er verschied in selber Nacht.
Da klagten sies den Nachbarn laut:
„Schad', daß er starb, die treue Haut!"

Auflösung des Räthsels in Nr. 3.

Schröter.

Räthsel.

Das Rad in der Mühle,
Ich laß' es nicht ruhn,
Die Stern' und die Erde,
Sie müssen es thun,
Der Staub auf der Straße,
Er thut es beim Wind,
Beim Tanze erfreut es
Manch' liebliches Kind,
Handwerker verlegen
Sich eigens darauf,
Du thust es, so bald du
Ein Büchslein schraubst auf,
Und wer dieses Räthsel
Errathen nicht kann,
Dem hab' ich es jetzt an
Der Nase gethan.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 6. Erscheint jeden Sonntag. 6. Februar 1859.

Die Verschwörer von 1792.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

1.

Der Unbekannte.

Am Abend des 2. Juli 1799 schwang sich auf dem Hofe eines der schönen Häuser in der Straße des Faubourg-Saint-Honoré ein Offizier von seinem Rosse.

Der Pförtner, höchst erstaunt über die Ankunft dieses Herrn, der mit barscher Stimme von ihm das Aufmachen dieses Thorweges verlangt hatte, erwartete mit einer Laterne in der Hand, daß der Unbekannte ihm den Zweck seines Besuches erkläre.

Der Offizier war in eine grüne Uniform gekleidet. Er trug hohe Stiefel, eine weiße Lederhose und einen Filzhut, dessen aufstehende, spitze Ränder so mit Staub bedeckt waren, daß man kaum die Schnur und die Kokarde daran unterschied. Die Schabracke des Pferdes war mit einer schmutzigen Goldtresse besetzt; der Mantelsack war nur klein, dagegen aber schienen die riesigen Halfter lange Karabiner zu enthalten. Wir fügen noch hinzu, daß ein türkischer Säbel an der Seite des Reiters hing.

„Hauptmann", sagte der Pförtner, einen Blick auf die Epauletten des Kriegers werfend, „Bürger-Hauptmann, dies Haus ist nicht bewohnt . . . es ist sogar zu verkaufen . . ."

„Zu verkaufen!" wiederholte der Offizier, indem er die Kinnkette am Zaum seines Pferdes loshackte und die Sattelgurten abschnallte. „Und seit wann, Bürger, ist es denn zu verkaufen, wenn ich fragen darf?"

Der Pförtner zögerte mit der Antwort. Der Ton der Stimme des fremden Offiziers schien ihn bewegt zu haben.

„Ach, ich begreife", fuhr der Letztere fort, während er sich unausgesetzt mit seinem Pferde beschäftigte. „Dies Haus gehört vermuthlich einem Hund von Emigranten, und die Nation, welche niemals auswandert, hat von dem Hause Besitz genommen. Das ist ganz in der Ordnung, Bürger. Inzwischen — hier ist mein Pferd, ein Araber von reinstem Blute, wie Ihr seht. Eure Ställe sind leer, allein Eure Speicher sind vielleicht gefüllt. Führt mir diesen Sausewind in den Stall und gebt ihm einen Ehrenplatz, Streu bis an die Kniekehlen, und drei Maaß Haber. Er kommt direkt aus Kairo in Egypten, über Land und Meer. . . . Aber zum Teufel, was steht ihr da wie ein Ibis auf einem Felsblock? Macht schnell, Bürger, macht schnell!"

Und sein Pferd an einer der Gebißstangen ergreifend, schritt der Offizier auf die Stallthüre zu, als ob ihm das Haus seit zehn Jahren bekannt wäre. Der Pförtner folgte ihm in immer größerer Verwirrung.

Die Stallthür öffnete sich unter dem Handdruck des Fremden, der, nachdem er seinem arabischen Hengste den Zügel abgenommen hatte, ihm eine Halfter überwarf, und ihn vor einer der besten Krippen festband.

Dann, sich zur rechten wendend, erstieg er kurz entschlossen eine Holztreppe, und kam bald wieder mit einem enormen Strohbündel auf den Arm herab. Der Pförtner sah ihn mit Erstaunen dreimal dieselbe Operation wiederholen.

Als dem Pferde das Stroh fast bis an den Bauch reichte, nahm ihm der Offizier den Sattel ab, und begann, ihm mit einem Strohwische das Kreuz und die Flanken so äußerst geschickt wie der rüstigste Stallknecht zu reiben.

„So!" rief er endlich aus. „Jetzt, Bürger, wollen wir diesen Aristokraten mit einer guten Wolldecke umhüllen. Eine halbe Stunde lang mag er nach Herzenslust schwitzen und schnaufen, dann werden wir die Ehre haben, ihm mit drei Maß Hafer aufzuwarten. Ich füge hinzu: wenn Jemand das Unglück hätte, diesem Pferde ohne meine Erlaubniß zu trinken zu geben, so würde ich ihm — d. h., nicht dem Pferd, Bürger — eine Kugel durchs Gehirn jagen. Verstanden?"

„Ganz wohl", antwortete der Pförtner.

„Dafür wäre also gesorgt," nahm der Offizier wieder das Wort. „Denken wir jetzt an den Reiter!"

Nachdem er dem Pferde freundschaftlich das Maul

gedrückt, und ihm mit der Hand durch die Decke hindurch über den Widerriß und das Kreuz gefahren war, verließ der Unbekannte mit dem Säbel unter dem Arme und seinen Pistolen in den Händen den Stall.

Der Pförtner hatte sich beeilt, ihm den Mantelsack zu tragen.

„Bürger, Offizier," sagte er ihm auf dem Hofe, „Ihr habt ohne Zweifel ein Quartierbillet?"

„Was!" antwortete dieser. „Ihr denkt erst hieran, nachdem Ihr mein Pferd untergebracht habt? Es ist gut, Bürger Pförtner, ich werde Euch diesen Edelmuth nicht vergessen. Ja, ja, ich habe ein ausgezeichnetes Quartierbillet auf dies Haus. Allein, was ich sagen wollte . . ."

„Mein Hauptmann kann in diesem Hause selbst nicht logiren", sagte der Pförtner. „Alles ist seit sieben oder acht Jahren verschlossen; kein Bett, keine Matratze befindet sich dort. Aber, wenn mein Hauptmann mit einem, übrigens ganz wohnlichen Zimmer im Vorderhause vorlieb nehmen will. . ."

„In Eurer Nähe, mein Bester", antwortete der Offizier. „Gewiß, angenommen! Aber sorgt vor allen Dingen für mein Abendbrod . . . ich habe kannibalischen Hunger . . . ich komme von Kairo!"

„Vom großen Kairo!" rief der Pförtner aus, der sein Erstaunen nicht mehr zu beherrschen vermochte.

„Vom allergrößten Kairo, das in Egypten existirt. Aber laßt uns das Abendbrod nicht vergessen!"

Und er drückte dem Pförtner einen schöngeprägten Sechsfrankenthaler in die Hand.

Der ehrliche Portier wollte ihn zurückweisen, aber schon glitt ein zweiter Thaler, wie um dem ersten Gesellschaft zu leisten, in seine Hand.

„Dieser gilt fünf Franken," bemerkte der Offizier, „und trägt das Bild der Republik. Meiner Treu', es ist schlimm, wenn er sich mit seinem aristokratischen Nachbar schlägt; diese pausbäckigen Könige hätten sich wohl ein wenig dem Dezimalsystem anbequemen können. Besorgt mir das Abendessen, Bürger!"

Der Pförtner wagte kein Wort zu erwidern; er fürchtete ohne Zweifel, sonst einen dritten Thaler in seine Hand gleiten zu sehen.

Er schritt seinem Gaste voran, und beide gelangten in ein großes, schlechterhelltes Zimmer im Erdgeschoß, das jedoch, wie dem Offiziere nicht entging, ziemlich luxuriös im Geschmacke des alten Regime möblirt war.

„Ist hier Eure Stube?" fragte er. „Wahrhaftig, in Egypten würde man dies den Saal des Divan tituliren."

„Will mein Hauptmann mir die Ehre erweisen, mir zu folgen? Das Zimmer, welches ich für Sie bestimmt, liegt im obern Stock."

„Einen Augenblick!" antwortete der Offizier. „Laßt uns hier essen, mein Lieber! Ich bin nicht vom Pferde gestiegen, um eine Treppe zu erklimmen. Von Toulon bis Paris habe ich nicht meine Stiefel abgelegt."

„Der arme junge Mann!" sagte eine Stimme, welche aus der Ecke des Zimmers kam.

„Was! . . . sind wir nicht allein?" fragte der Offizier.

„Mein Hauptmann, es ist meine Frau," antwortete der Pförtner, ein wenig bestürzt.

Bei diesen Worten trat eine alte, schwarzgekleidete Frau, die sich auf einen Krückstock lehnte, in die Mitte des Zimmers.

„Sieh, sieh," nahm sie das Wort. „Sie kommen also von der Armee in Egypten, Herr Offizier?" . . .

Der Hauptmann hatte sich ungenirt in einen Sessel neben einem Tische geworfen, auf den der würdige Pförtner ein weißes Tuch breitete, und Gläser, zwei Flaschen, Teller und etwas Brod hinsetzte.

„Meine Frau ist schwachsinnig", flüsterte er, „aber doch immer noch so neugierig, wie Eine! Möge mein Hauptmann Geduld mit ihr haben und einen Augenblick auf mich warten. Ich werde ihm zwei Schritte von der Straße St. Honoré das Essen holen im Nationalhirsch."

„Olim, der königliche Hirsch, nicht wahr? lachte der Offizier. „Das lehrt natürlich die Bürger Hirsche, auf ihre aristokratischen Anmaßungen zu verzichten! Uebrigens bekenne ich Euch, daß ich in der That vom Wildpret die Hirsche, wie vom Geflügel die Rebhühner am meisten liebe. Jetzt, mein Bester, geht!"

Der Pförtner machte sich eiligst auf den Weg nach der Straße St. Honoré.

Als sie mit dem Offizier allein geblieben war, wurde die kleine alte Frau schweigsam. Sie zündete eine schöne, ganz neue Kerze an, welche sie auf den Tisch setzte. Der Unbekannte drehte ihr den Rücken zu und ruhte sich behaglich der Länge nach in seinem Lehnstuhle aus, wie ein Mann, der in der That von Toulon bis Paris seine bespornten Stiefel nicht abgelegt hatte.

„Bürgerin", fragte der Offizier, nachdem er einige Minuten lang nachdenklich seine Augen geschlossen hatte, „wem gehört dies Haus?"

„Wem?“ antworte die Alte, fast in gereiztem Tone. „Nun, natürlich der Frau Nation; es ist ein Nationaleigenthum . . . wollen Sie es kaufen, Herr Hauptmann? Man wird es Ihnen für 150,000 Franken überlassen, aber, wohlverstanden in harten Thalern; denn heutzutage ist das gefällige Papiergeld vor die Thüre gesetzt. Das arme Volk! vor sechs Monaten mußte es 3000 Franken für ein Pfund Kalbfleisch bezahlen.“

„In Paris! Das war nicht sehr theuer? und was jetzt?“

„Dank Hrn. Barras, Hrn. Sieyes und den anderen Herren, zahlen wir jetzt nur 16 Sous für das Pfund — Kupfer gilt noch mehr als Lumpen, Herr Offizier. Also, wollen Sie das Haus kaufen? Es ist schön, es hat vergoldete Spiegelrahmen und Parquetböden . . . Und hinten ist ein großer Garten, der sich bis zu den elyseeischen Feldern erstreckt. . .“

Der Offizier senkte träumerisch das Haupt.

„Ihr habt den alten Herrn dieses Hauses gedient?“ fragte er zögernd.

„Nun, freilich, mein Herr! Das ist doch kein Verbrechen, denke ich.“

„Gewiß nicht, Bürgerin. O, vor mir dürft Ihr offenherzig reden; ich habe mich niemals um Politik bekümmert. Ein Soldat kennt nur seinen Degen.“

„Ich halte Sie für einen guten Menschen. Ja mein Herr, ich habe Vertrauen zu Ihnen. Also geradeheraus, meine arme alte Herrschaft thut mir leid. . .“

Die Pförtnerin wischte sich eine heimliche Thräne aus dem Auge. Der Offizier blickte verstohlen zu ihr herüber, und da sie das Schweigen bewahren zu wollen schien, fragte er:

„Wie hieß denn eigentlich der frühere Besitzer dieses Hauses?“

„Herr de Vitry, wie man sonst zu sagen pflegte, der . . . Graf de Vitry“, antwortete sie mit gedrücktem Tone.

Der Offizier machte eine nervöse Bewegung, welche der betrübten Pförtnerin entging. Fast gleichzeitig fragte er sie:

„Dieser Ex-Graf hat also keinen andern Erben, als die Nation?“

„Er starb auf dem Revolutionsplatze“, antwortete die alte Frau, mit unterdrücktem Schluchzen.

Der Hauptmann stand barsch auf und durchmaß mit gesenktem Haupte und hinter dem Rücken verschlungenen Händen nachdenklich das kleine Gemach.

Der Pförtner trat ein, von einem Küchenjungen gefolgt, der einen riesigen Korb trug.

Der Anblick des Abendessens schien den Offizier seinen Betrachtungen zu entreißen. Seine Züge nahmen wieder jenen heitern Ausdruck an, der ihr gewöhnliches Gepräge schien. Mochte sie wahr oder erkünstelt sein, die Munterkeit des Hauptmanns weckte die gute Laune der Andern. Selbst die arme Pförtnerin schien auf freundlichere Gedanken zu verfallen.

„Sapperlott!“ rief der Offizier, die Speisen betrachtend, welche man ihm vorsetzte. „Das ist ja ein vollständiges Festmahl! erwartet Ihr etwa heute Abend das Direktorium?“

Der Küchenjunge setzte eine gebratene Rehkeule, eine Schinkenpastete, einen frikassirten Hasen, eine Schüssel Salat, Erdbeeren, Apfelsinen und zwei Flaschen Wein auf den Tisch.

„Nehmt Platz, mein Hauptmann,“ sprach der biedere Pförtner. „Ich speise Euch heute Abend nur für Euer eigenes Geld. Aber morgen kommt eben die Reihe an mich.“

Der Offizier forderte, daß man zwei Couverts mehr auf den Tisch lege.

„Meine lieben Freunde, Gleichheit und Brüderlichkeit, wenn ich einmal der Hahn im Korbe sein soll! Essen wir mit einander!“

Der Pförtner und seine Frau willigten ein, aber nicht, bevor Ersterer dem arabischen Pferde des Hauptmanns die versprochenen drei Maß Haber gebracht hatte.

Ein gutes Mahl erweckt eine fröhliche Stimmung, zumal wenn man aus weiter Ferne anlangt, und der Offizier, welcher seit seiner Abreise von Toulon nicht mehr die Stiefel ausgezogen hatte, aß mit dem vortrefflichsten Appetit.

„Zweihundert Meilen zu Pferde, mein Hauptmann!“ rief der Pförtner aus.

„Zweihundert und fünfzig Meilen, mein Bester! und fast immer im Trab, wenn ich nicht kurzen Galopp anschlug. Denn Ihr müßt wissen, das arabische Pferd von reinem Blute ist das Wunder der Schöpfung; es erfrischt und stählt sich durch die Bewegung. Es gibt Pferde in Egypten, welche in Einem Strich vom Thore Kairos bis zu der großen Pyramide sprengen, dreißig Meilen in Einem fort. Das meinige unten im Stalle ist in zwölf Tagen von Toulon hieher getrabt. Hätte ich ihm den Willen gelassen, so wäre es schon vorgestern in Paris angelangt. Ich nahm es in einem Reiterscharmützel einem jener räuberischen Beys von Egypten fort,

welche am Nil in dem Gefecht von Ramanieh die Mamelucken befehligten. Das Ganze war im Handumdrehen abgemacht. Nachdem ich einem spitzbübischen schwarzbrannen Bey den Kopf mit einem Pistolenschusse zerschmettert hatte, warf ich ihn mit einem Fußtritte vom Sattel, und ergriff den Zaum seines Pferdes. Es war die höchste Zeit, denn das Roß, auf welchem ich saß, empfing beinahe in demselben Augenblick einen Hagel von Schrotkörnern, womit diese arabischen Mordkerle ihre Pistolen zu laden pflegen, mitten in die Brust. Seit jenem Tage habe ich weder in Egypten, noch in Syrien ein anderes Roß gehabt. Murat beneidete mich um dasselbe, Lannes bot mir einen wahnsinnigen Preis dafür; ich hätte es nur dem General en Chef überlassen, wenn es ihm an guten Rennern gefehlt hätte. Aber es freut mich eben so sehr, daß ich es behalten habe. Wir haben uns vorgenommen, mit einander einen schönen Feldzug in Italien durchzufechten, denn es scheint, daß sich dort dunkle Wolken am Horizonte zusammenziehen. Nur Geduld!"

(Fortsetzung folgt.)

4.

Des Veilchens Gruß.

Das erste Veilchen, das der März
Mir bietet, weih' ich Dir, mein Herz!
Es möcht' an Deinem Busen blüh'n,
Nimm freundlich es, mein Liebchen, hin.

Ich pflückt' es auf der grünen Au',
Feucht war es, ob vom Morgenthau?
Ob von der Thräne Naß, die ich,
Als ich es brach, geweint um Dich?

Ich dachte recht mit Sehnsucht Dein,
Ich dachte: könnt' ich bei Dir sein!
Doch ach! Du bist so fern von mir,
Drum send' ich diese Blume Dir!

Sie sage, wie so tief betrübt
Und doch so treu Dein Freund Dich liebt,
Sie sage seiner Sehnsucht Schmerz,
Sie schmiege sanft sich an Dein Herz.

Verstehst Du es, was stumm sie spricht?
Verstehst Du's? — So verwirf sie nicht.
Sie lächelt ja in stiller Ruh'
Des Freundes leisen Gruß Dir zu.

5.

Das Lächeln unter Thränen.

Du lächelst unter Thränen
Gar oft mir freundlich zu —
Geht nicht in trüben Wolken
Die Sonne so zur Ruh'?

Du lächelst unter Thränen,
Halb traurig und halb froh —
Das Veilchen, naß vom Regen,
Grüßt wohl den Morgen so?

6.

Geist und Herz.

Bin ich von Dir geschieden,
Du, meiner Sehnsucht Ziel,
So hab' ich Dir zu sagen
So mancherlei, so viel.

Doch seh' ich dann Dich wieder,
Ist es entfallen mir;
Ich spreche, wie ich sinne,
Von Liebe blos zu Dir.

Ich denke nichts, als Liebe —
Ist denn mein Geist so arm?
Ich fühle nichts, als Liebe —
Ist denn mein Herz so warm?

Auflösung des Räthsels in Nr. 5.

Ich.

Räthsel.

Des Saalefeld Grün ist herrlich anzusehn,
Doch ich bin schöner noch.
Des Firmamentes Blau, wie himmlisch schön!
Doch ich bin schöner noch.
Des Schnees blendend Weiß, o welche Pracht!
Doch ich bin schöner noch.
Des Mondes Silberfarb' in dunkler Nacht,
Doch ich bin schöner noch.
Ich bin die schönste Farb' die strahlet,
Weil sich durch mich die Unschuld malet.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 7. | Erscheint jeden Sonntag. | 13. Februar 1859.

Die Verschwörer von 1792.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

Während der Offizier solcherart redete, betrachteten ihn seine beiden Gäste mit ängstlicher Sorge.

Der Hauptmann hatte, als er sich zu Tisch setzte, seinen Militärhut abgelegt. Sein Gesicht war jetzt hell beleuchtet; es war mager, von der Sonne Egyptens verbrannt, aber von großer Feinheit und zugleich von auffallender Energie.

Der Hauptmann hatte eine gutgeheilte, aber lange Narbe über der rechten Braue. Seine Züge waren vornehm und regelmäßig. Er trug einen langen braunen Schnurrbart, dichte Locken umrahmten sein Antlitz und bis fast auf die Schultern hinab; ein langer, sorgfältig geflochtener Zopf schnürte seine Haare zusammen und wiegte sich auf dem Kragen seines Rockes.

Aber was besonders die Aufmerksamkeit seiner Gäste in Anspruch nahm, war der Ausdruck seines Blickes, der Ton seiner Stimme, und ein großer Goldreif, den er am Ringfinger der linken Hand trug.

„Mein Hauptmann", sagte plötzlich der Pförtner, „verzeiht meine Neugierde . . . aber ich habe Euer Gesicht schon irgendwo gesehen."

„Wirklich?" meinte der Offizier, und schlürfte langsam ein Glas Wein.

Die alte Frau ließ nicht ab, ihn mit funkelnden Augen fortwährend zu betrachten. Seit geraumer Zeit aß sie nicht mehr.

„Hat mein Hauptmann Frankreich schon lange verlassen?" fuhr der Pförtner fort.

Der Offizier zögerte mit der Antwort, als die Alte sich plötzlich erhob, ziemlich aufgeregt ihren Krückstock ergriff und einem Tische zuschritt, dessen Schublade sie aufschloß.

Gleich darauf kam sie zurück und zeigte ihrem Manne ein Medaillon.

„Sieh', Bernard!" sagte sie.

Der Pförtner warf abwechselnd seine Blicke auf das Medaillonbild und auf das Antlitz des Fremden. Bald glänzte eine helle Thräne in den Augen des wackern Mannes.

Seine Frau aber stützte ihren Kopf auf die Hände und stieß schwere Seufzer aus.

Der Offizier wagte nicht, die Beiden anzusehen; er senkte das Haupt, und schien in einen tiefen Traum versunken.

Plötzlich sah man den Pförtner sich erheben; seine Frau that dasselbe, und beide alte Diener verbeugten sich, einen Schritt zurücktretend, vor dem Hauptmann.

„Der Herr Graf!" sagte der alte Pförtner.

„Ein Werk der himmlischen Vorsehung!" rief die Alte aus.

„O Bernard! O Marguerite, meine armen alten Freunde," antwortete der Offizier, die Arme nach den beiden ausbreitend, „wie habt Ihr mich nicht längst schon erkannt?"

Es war eine rührende Szene.

Der Offizier der egyptischen Armee, der ehemalige Graf Reymond de Vitry, preßte die beiden Diener seines Vaters an sein Herz, die beiden armen Pförtner, welche inmitten der Revolutionsstürme die treuen Hüter des Hauses der Familie de Vitry geblieben waren.

„Meine Freunde," sagte der Hauptmann, „suchen wie Ruhe und Heiterkeit, vor Allem aber Geistesgegenwart und kaltes Blut zu gewinnen! Du, meine gute Marguerite, höre auf, mir die Hände zu küssen, und Du, Bernard, merke Dir wohl, mich nicht mehr Herr Graf zu nennen! Ich bin der Hauptmann Reymond, verstanden? Soldat im Dienste der französischen Republik, und, wenn Ihr erlaubt, Euer Neffe . . ."

„Jesus Maria!" schrie Marguerite auf.

„Meine Freunde," fuhr der Offizier fort, „es handelt sich um meine Sicherheit. Euer Neffe war mein Milchbruder, er trug meinen Vornamen. Er begab sich im Jahre 1792 zu der Sambre- und Maas-Armee; ihr habt seitdem nichts wieder von ihm gehört. Er ist entweder gefallen oder gefangen. Ich ersetze jetzt seine Stelle; ich bin er selbst."

„Wohlan, abgemacht!" fügte Bernard hinzu, und trock-

nete sich die Augen. „Ihr seid unser Neffe Reymond, Hauptmann . . .“

„Und Ordonanzoffizier des Generals en Chef Bonaparte.“

Bernard erhob seine Hand an die rechte Schläfe. Dieser militärische Gruß gefiel dem Offizier, welcher alsbald wieder das Wort nahm:

„Reymond Bernard, seit sechs Jahren im Dienste der Republik. Ich habe den italienischen Feldzug unter den Befehlen der Generale Lannes, Murat, Berthier, Andreossy, Massena und anderer tapferer Brigade- und Divisions-Chefs mitgemacht, an deren Spitze der große Mann, Bonaparte, stand. Reymond bin ich, der als Unterlieutenant mit der Division nach Egypten zog, und der jetzt mit dem Rang eines Hauptmannes nach Frankreich zurückkehrt, Dank den gewichtigen Säbelhieben, welche er in den Gefechten von Romanieh, bei den Pyramiden, in der Ebene von Kairo, bei der Belagerung von Jaffa, Saint-Jean-d'Acre und anderen Orten ausgetheilt hat, welche Zeugen unserer Tapferkeit und unserer Liebe zur Republik gewesen sind. Ich brauche Euch heute Abend nicht zu erzählen, meine lieben Freunde, wie und weshalb ich jetzt nach Paris zurückgekommen bin. Ihr werdet indeß keinen Schwur von mir fordern, daß ich nicht die Fahne als Deserteur verlassen habe.

In diesem Augenblicke pochten drei heftige Schläge an die Hofthür. Bernard beeilte sich mit der Laterne in der Hand zu öffnen.

Zwei Minuten nachher traten zwei Dragoner in das Pförtnergemach, wo der Offizier seinen Platz am Tische wieder eingenommen hatte.

Die beiden Dragoner grüßten soldatisch, und blieben kerzengerade in der Mitte des Zimmers stehen.

„Hauptmann“, sagte der Eine, „wir haben das Haus gefunden, welches Ihr uns als Euer hiesiges Quartier bezeichnetet. Wir kommen, Eure Befehle zu empfangen . . .“

„Ihr werdet sie morgen früh 10 Uhr im Quartiere des Generalstabes erhalten,“ antwortete der Offizier. „Ihr findet mich dort.“

„Hauptmann“, nahm der zweite Dragoner das Wort, „hier ist eine Depesche aus dem Palais Luxembourg. Ich füge hinzu, daß die Standarte mit drei Roßschweifen, welche heute Morgen durch meinen Hauptmann und uns den Bürgern Direktoren überreicht wurde, im Berathungssaale des Direktoriums neben den anderen, dem Feind abgenommenen Fahnen aufgestellt worden ist.“

„Alles in Richtigkeit!“ sagte der Offizier, die Depesche eiligst durchlesend. „Hier ist ein Empfangschein über Deine Depesche. — Zwei Gläser, Bernard, für diese wackern Kameraden, welche mich von Kairo bis zum Palais Luxembourg begleitet haben, wo wir diesen Morgen dem Bürger Barras die drei Roßschweife des Murad-Bey einhändigten, der zwar ein durchtriebener Schuft, aber ein tapferer Degen ist.“

Bernard setzte zwei Gläser mehr auf den Tisch, und entkorkte eine Flasche Wein.

Alle Gläser wurden gefüllt, selbst das Margueritens.

„Trinkt aus!“ sprach der Hauptmann. „Die Gesundheit unseres Generals en Chef!“

Alle leerten nach dem „Vivat!“ ihre Gläser; Marguerite berührte ihr Glas eben mit den Lippen.

„Auf das Wohl unseres Hauptmannes Reymond, des Tapfersten unter den Tapfern!“ rief einer der Dragoner.

„Willst Du stille sein, alter Knasterbart!“ fiel ihm der Offizier in die Rede. „Ich trinke gleichfalls auf Deine Gesundheit.“

„Auf die Obersten-Epauletten meines Hauptmannes!“ rief der andere Dragoner.

„Profit!“ sagte der Offizier, „und auf Deine Quartiermeister-Tressen, Kamerad!“

„Famoser Schnaps!“ murmelten die Dragoner beim dritten Glase.

„O ja“, antwortete Bernard etwas piquirt. „Es ist mindestens zwanzig Jahr' alter Xeres, den ich nun zu Ehren unseres Neffen, des Hauptmans Reymond, entkorkt habe.“

„Der Hauptmann ist Euer Neffe!“ rief einer der Dragoner aus. „Na, Bürger, Ihr könnt stolz darauf sein, daß Ihr der Onkel eines . . .“

„Daß ich wessen Onkel bin?“ fragte Bernard.

„Schweigst Du endlich einmal, unerträgliche Plaudertasche!“ sprach der Offizier.

„Unmöglich, mein Hauptmann!“

„Wessen Onkel!“ wiederholte Bernard neugierig und gespannt.

„Na, zum Geier, der Onkel eines Helden!“ antwortete der Dragoner.

„Genug“, mahnte ihn der Offizier. „Morgen früh um zehn Uhr im Generalstabsquartier!“

„Gruß und Bruderschaft, Hauptmann!“

Die beiden Dragoner zogen sich, höchst verwundert über den Schnaps von Reymond's Onkel, zurück.

Nachdem der Hauptmann Bernard und Margueriten

einige Aufträge ertheilt hatte, verlangte er nach seinem Zimmer.

Dort angelangt, half ihm der Pförtner seine Stiefel ausziehen, welche 250 Meilen lang an seinen Füßen geklebt hatten.

Eine Viertelstunde später schlief er in einem ausgezeichneten Bette den Schlaf der Gerechten.

2.

Josephine.

Nachdem er am folgenden Morgen im Quartier des Generalstabes die nöthigen Formalitäten seines Aufenthaltes in Paris erfüllt hatte, begab sich der Hauptmann Reymond zu Fuße nach der Gegend der Chaussee d'Antin. Er war in gewöhnlicher Feldzugsuniform; aber er hatte seiner soldatischen Toilette heute besondere Sorgfalt gewidmet, so daß er fast elegant aussah. Ein Schneider hatte ihn am frühen Morgen in seiner Wohnung besucht, und mit Hülfe eines ausgezeichneten Friseurs und eines renommirten Stiefelfabrikanten unsern egyptischen Offizier in einen sehr hübschen Pariser Militär verwandelt. — Reymond zählte kaum sechsundzwanzig Jahre. Seine Taille war nicht eben dünn, aber schlank und jugendlich. Er war von edlem Wuchs, mittlerer Größe, und besaß einnehmende Züge, einen lebhaften Geist, einen leichten, aber dabei entschlossenen Sinn, und eine trotz seines bewegten Lebens gründliche und vielseitige Bildung. Im Uebrigen hatte der Hauptmann Reymond durch seinen Umgang mit den ausgezeichnetsten Heerführern eine Geradheit und Zwanglosigkeit des Benehmens erlangt, welche fast immer auf eine große Ueberlegenheit schließen lassen. Fügen wir diesen Eigenschaften eine vollkommene Vorurtheilslosigkeit der Ansichten, eine angeborene Heiterkeit des Temperaments und eine leidenschaftliche Verehrung der Schönheit und Ruhmes hinzu, so werden wir uns ein ziemlich richtiges Bild von den geistigen und körperlichen Anlagen unseres Offiziers zu machen im Stande sein. Kehren wir jetzt zu ihm zurück; denn er befindet sich am Eingang der Straße der Chaussee d'Antin, und gedenkt noch vor Mittag die Straße Chantereine (heutigen Tages die Straße de la Victoire) zu erreichen. Endlich an der ersehnten Stelle angelangt, bog er rasch um die Ecke der Straße, und beschäftigte sich einzig mit den Nummern der Häuser. Plötzlich blieb er stehen. „Nummer 30! Hier ist es also! Ich werde sie sehen." Und als ob er sein Herz gewaltsam pochen fühlte, sog er einen Augenblick mit tiefgeholten Athemzügen die duftige Luft ein, welche von den hohen Bäumen vor den Steinmauern verbreitet ward. Der Hauptmann klopfte an ein grün angestrichenes Thor, und befand sich bald in einer langen Linden-Allee, welche zu einer Rotunde führte, in deren Mitte sich ein kleines Haus von einfacher Bauart erhob, dessen reinlich elegantes Aussehen und mit Blumenvasen verzierter Aufgang jedoch verriethen, daß die Anmuth und Vornehmheit hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Ein Bedienter ohne Livree öffnete ihm.

„Der Herr ist wohl der Hauptmann Reymond?" fragte der Diener.

„Jawohl, Bürger," versetzte der Offizier, verwundert über den Titel, mit welchem er angeredet ward.

Der Bediente lächelte und fügte hinzu: „Madame hat das Billet des Herrn empfangen, und mir Auftrag ertheilt, den Herrn zu ihr zu führen."

„Teufel!" dachte Reymond, indem er dem Diener folgte, „wo soll ich denn all' die Bürger und Bürgerinnen anbringen, welche ich von Egypten mitgebracht habe? Es scheint, daß in Frankreich die gute Gesellschaft sich schon stark zu häuten beginnt."

Man schritt über einen Vorplatz, auf dem einige Marmorbüsten standen, und gelangte in einen Salon zu ebener Erde, dessen Fenster auf einen mit Blumenbosketten verzierten Rasenplatz blickten. Der Hauptmann blieb einen Augenblick allein. Das erste, was ihm auffiel, war ein lieblicher Duft von Verbenen, welcher die Atmosphäre des Salons schwängerte.

(Fortsetzung folgt.)

1.

Kinderlächeln.

Im Lächeln eines Kindes
Da liegt die Lust der Welt,
Da liegt die Lust des Himmels,
Die jener sich gesellt.

Ein heit'res Frühlingsleben,
Voll süßer Blumenpracht,
Erschließt im Kindeslächeln
Sich unsrer Erdennacht.

Es ist ein lindes Säuseln
Aus unbekanntem Land,
Will kühlen alle Wunden,
Die hier der Kämpfer fand.

Es ist ein starker Krieger,
Voll hochbegabter Macht,
Dem heißen Schmerz Besieger,
Der in der Brust entfacht.

Es ist die Liebe selber,
Die nur von Liebe spricht,
Ist mehr noch als die Liebe:
Von Liebe ein Gedicht.

Es ist die schöne Hoffnung,
Die uns're Zukunft schmückt,
Und was nicht kann die Hoffnung,
Auch schon das Jetzt beglückt.

Es ist in trüben Stunden
Ein heit'rer Freudenstrahl,
Der scheint so warm in's Herze,
Wie Sonnenlicht in's Thal.

Es ist ein Trostesengel
Von himmlischem Geschlecht,
Steht einst der Himmel offen,
Dann kennst du es erst recht.

2.

Des Kindes Zaubermacht.

Noch ruht die Mutter müde sehr,
Im Haupt und Herzen sorgenschwer,
Sie hat die ganze Nacht gewacht,
Für ihres Kindleins Wohl bedacht.

Sie blickt hinab bei jedem Laut,
Wie Himmel auf die Erde schaut,
Sie meint, der schwere Odemzug
Birgt irgend einer Krankheit Fluch.

Sie hat gelauscht, sie hat gesehn,
Bis nun die Sterne untergehn,
Und als die Nacht sich legt zur Ruh',
Da gehn auch ihr die Augen zu.

Da graut der Tag im Morgenschein,
Die Sonne blickt in's Fenster ein,
Sie grüßt die Mutter, grüßt das Kind
Mit Strahlen, die gar freundlich sind.

Doch weckt der Gruß die Mutter nicht,
Das Kind schläft fort im Morgenlicht,
Und an dem milden Sonnenschein
Mag sich das Stübchen nur erfreu'n.

Da aus dem Wald der Böglein Chor
Zum Himmel schickt sein Lied empor,
Die Lerche ihren Jubel ruft
In frisch belebter Morgenluft.

Laß, Lerche, mir die Mutter ruh'n,
Du sollst dem Kindesschlaf nichts thun!
Wie du auch preisest Licht und Tag,
Der Schlaf sie mehr noch preisen mag.

Horch! wie des Lebens lauter Ton
Erhebt sich in der Straße schon,
Wie in den Morgen, frisch und kühl,
Schon lärmt das wilde Weltgewühl.

Die Mutter schlummert fort und fort,
Allein das Kind beim lauten Wort
Thut auf die Aeuglein blau und hold,
Blickt lächelnd in das Sonnengold.

„Mein Mütterlein!" so ruft das Kind,
Da flieht der Mutter Schlaf geschwind,
Sie sieht entzückt den Liebling an:
Der Krankheit Furcht war nur ein Wahn.

Ja! was die ganze Schöpfung sagt,
Was selbst im Sonnenglanze tagt,
Es thut der Mutter das nicht kund,
Was nur ein Hauch von Kindes Mund.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6.

Roth.

Räthsel.

Leser! an mir wohnen kannst du,
Auf mir fahren kannst du auch,
Stechen in mich, wenn du wolltest,
In mich geh'n, nach Sitt' und Brauch,
Bären schließ' ich, Blumen, Kühe,
Drachen, Eicheln in mir ein,
Fische, Hühner, Igeln, Krebse,
Hunde, Bäume und Gestein,
Brausen kann ich, laufen, schäumen,
Steigen, fallen und auch gehn,
Schwarz und roth kannst du mich schauen,
Weiblich mich und männlich seh'n.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 8. Erscheint jeden Sonntag. 20. Februar 1859

Die Verschwörer von 1792.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. E.

(Fortsetzung.)

Reymond erinnerte sich in diesem Augenblick der berauschenden Düfte, welche der Abendwind unter dem schönen Himmel Egyptens von den Ufern des Stromes herüberträgt. Allein, eine Thür öffnete sich im Hintergrund des Salons, und der Offizier sah eine Frau von mittlerer Größe eintreten, gekleidet in einen eleganten Morgenrock von weißem Mousselin, mit bloßem Kopfe und mit einem geöffneten Brief in der Hand, den sie wahrscheinlich mehrmals gelesen hatte. Diese Frau zählte dreißig Jahre; allein ihre Anmuth, ihre Haltung und vor Allem ihr Lächeln waren offenbar seit ihrem zwanzigsten Jahr unverändert geblieben, der weiße, ganz knapp anschließende Morgenrock ließ eine volle und geschmeidige Büste von unvergleichlicher Schönheit errathen. „Herr Hauptmann", nahm diese Frau das Wort, „wie sehr bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet! Gestern erst angelangt, haben Sie mir sofort diesen Brief zugestellt. Ach, ich hatte ihn lange erwartet!"

Der Hauptmann verbeugte sich, und da eine majestätische und freundliche Handbewegung ihn einlud, Platz zu nehmen, rückte er einen Sessel in die Nähe der Herrin des Hauses.

Der Leser hat vielleicht schon errathen: — diese Frau von elegantester Einfachheit des Benehmens, verbunden mit der vornehmsten Würde, mit einer sanften Stimme und berauschendem Blick und Lächeln, diese Frau war Madame Bonaparte.

Der Hauptmann Reymond empfand bei ihrem Anblick eine Aufregung, die man sich leicht erklären kann, wenn man sich erinnert, wie leidenschaftlich diese Frau damals von dem General en Chef der egyptischen Armee geliebt, und wie sehr sie in Paris verehrt und bewundert ward. Bald jedoch fand er seine Geistesgegenwart wieder und an den Zweck seines Besuches gedenkend, hob er an: „Madame haben gestern Abend durch einen meiner Dragoner einen Brief vom General erhalten. Man hätte mir eher das Leben, als diesen Brief genommen, welchen ich von Kairo mitgebracht habe; aber man hätte mich zweimal tödten müssen," um mir denjenigen zu rauben, welchen ich einzig der Hand Madame Bonaparte's selbst überreichen sollte."

Josephine zitterte vor Erwartung, und ihr heller, durchdringender Blick ruhte auf der Brieftasche, welche der Hauptmann unter seinem Rocke hervorzog. „Hier ist der Brief, Madame. Der General hat ihn zwei Stunden vor meiner Abreise geschrieben."

Madame Bonaparte erbrach das Siegel des Briefes, dessen Inhalt sie mit gieriger Hast durchflog. Der Hauptmann verlor keine einzige ihrer Bewegungen aus den Augen. Niemand wohl besaß in höherem Grade als Josephine jene leidenschaftliche Erregbarkeit, welche für die menschliche Seele dasselbe ist, wie die Schwingungen der Musik für empfindsame Nerven. Indem Josephine den Brief ihres Mannes las, erbleichte und erröthete sie abwechselnd, und ihre schönen, sanften und ausdrucksvollen Augen füllten sich mit Thränen. Mehrmals unterbrach sie ihre Lektüre, um das Gesicht des Ordonnanz-Offiziers durch einen Blick zu befragen, ob ihm der Inhalt des Briefes bekannt sei.

„Madame", antwortete er, „ich bin in der That Nichts als ein Kurier ... ich weiß nicht, was in meinen Depeschen geschrieben steht."

„O mein Herr," sagte Josephine, „es ist unmöglich, daß der General Sie nicht zum Vertrauten seiner Pläne gemacht hätte ... Wie! er denkt daran, ohne die Bewilligung des Direktoriums nach Europa zurückzukehren! ... Aber berechnet er wohl, daß er seine Stellung dadurch zu einer höchst gefährlichen macht? Der Brief sagt mir, daß ich von Ihnen mündlich verschiedene Aufklärungen erhalten soll."

Der Hauptmann Reymond sah, daß seine Lage klar und bestimmt geworden, und sichtlich erleichtert von einer großen Befangenheit, nahm er das Wort.

„Wohlan, Madame", sagte er; „da mein General en Chef mich mit so viel Vertrauen beehrt, darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß er die Verhältnisse in Frankreich der-

artig ansieht, daß er zur Rückkehr entschlossen ist, um die Republik von der schlechten Bahn, welche sie eingeschlagen hat, zu retten. Unsere Eroberungen in Italien sind fast verloren gegangen; Verrath und Ungeschick haben uns gänzlich von der Bahn zurückgeworfen, auf der wir vorwärts gingen; Oesterreich nimmt allmählich all unsere festen Stellungen ein; die Lombardei ist verloren, und Piemont wird uns entrissen werden. Bald wird Wurmser die Seealpen überschreiten, und binnen wenigen Wochen wird das französische Gebiet selbst angegriffen sein. „Ach, unsere schönen Eroberungen in Italien!" rief der General oftmals aus, „was haben die Elenden seit meiner Abreise aus ihnen gemacht?" Außerdem aber, Madame, scheint es, daß die Staatsangelegenheiten im Innern nicht auf's Beste berathen sind. Die Unordnung herrscht überall; Schlemmerei und Erpressung sind an der Tagesordnung. Es ist ein organisirtes Plünderungssystem; das Gouvernement läßt mit Vorbedacht die Expeditionsarmee im Stiche. Denken Sie sich, daß man in Egypten seit sechs Monaten durchaus gar keine Proviantsendung von Frankreich erhalten hat; der Soldat bezieht keinen Sold mehr, und ohne unsere Siege über die Türken, die Beys und die Mameluken wäre die Armee aufgerieben. Die Disziplin freilich ist vortrefflich aufrechterhalten; aber wem verdankt man das? Einzig der heldenmüthigen Kraft, sprechen wir es aus: dem Genie des Generals en Chef. Ohne ihn würde Alles verloren sein . . . Und lieber Gott! die neidischen Zungen haben ihn nicht einmal inmitten seiner Triumphzüge durch die Levante geschont."

„Ja, ja," bestätigte Josephine; sie haben sogar ein Mittel ausfindig gemacht, ihm den General Kleber zu verfeinden, welcher doch ein so edles Herz besitzt."

„Madame, Kleber ist vielleicht sein Nebenbuhler auf dem Felde der Ehre, aber nicht sein Feind. Ich kann das nicht glauben," fuhr der Hauptmann fort, „namentlich seit dem bewunderungswürdigen Briefe, welchen ihm der General en Chef geschrieben, und welchen er mir in die Feder diktirt hat."

„Ihnen, mein Herr!" rief Josephine mit lebhafter Freude aus. „Und entsinnen Sie sich dieses Briefes?"

„Hier ist er, Madame. Ich habe eine Kopie davon behalten; nur Madame Bonaparte darf sie besitzen." — Der Ordonnanzoffizier nahm seine Brieftasche, und überreichte es der bewundernswerthen Frau, mit welcher er sich unterhielt. Josephine las mit halblauter Stimme jenen Brief, welchen damals noch Niemand in Frankreich kannte, und welcher seitdem mit Recht so berühmt geworden ist: „Glauben Sie an den Werth, welchen ich auf Ihre Achtung und Freundschaft lege! Ich fürchte, wir sind ein wenig mit einander entzweit; Sie thäten mir Unrecht, wenn Sie an dem Schmerz zweifelten, welchen ich darüber empfinde. Auf dem Boden Egyptens verschwinden die Wolken, so oft solche vorhanden sind, innerhalb sechs Stunden; wären bei mir solche vorhanden gewesen, so würden sie in dreien verschwunden sein."

„Madame," fuhr der Offizier fort, „es ist unmöglich, daß Kleber den freundschaftlichen Gefühlen des Generals Bonaparte lange Zeit widerstehen kann. Ja, wissen Sie nicht, daß am Ende des Kampfes bei den Pyramiden Kleber im Galopp auf der Stelle anlangte, wo der General en Chef sich befand, vom Pferde sprang und, wie von einem elektrischen Schlage berührt, den Helden des Tages mit dem Ausruf in seine Arme schloß: „Generale Sie sind so groß wie die Welt!"

„Ich wußte das schon", antwortete Josephine, ihre schönen Augen abtrocknend. „Hoffen wir also das Beste, Herr Hauptmann!"

Nach einigen Fragen voll mütterlicher Sorge in Bezug auf Eugen Beauharnais, der seinem Adoptivvater nach Egypten gefolgt war, setzte Madame Bonaparte einen Klingelzug in Bewegung und fast in demselben Augenblick trat eine junge, sehr schöne Negerin in das Gemach.

„Mein Frühstück!" sagte ihre Herrin, „aber hier, auf diesem Tischchen!"

Der Hauptmann war aufgestanden und wollte sich entfernen, als er mit dem anmuthigsten Tone von der Welt gebeten ward:

„Wollen Sie nicht während meines Frühstückes hier bleiben? Ich habe Sie noch so Vieles zu fragen."

Der Offizier nahm wieder auf seinem Stuhle Platz. Die Negerin kam mit einem Theebrette zurück, das sie auf einem Tischchen vor ihrer Herrin hinsetzte. Madame Bonaparte's Frühstück bestand aus einer Tasse Chokolade und ein paar Apfelsinen. Die schöne Negerin, welche ein weißes, blaugestreiftes Kleid und auf dem Kopf einen hellgelben Turban trug, blieb mit einer silbernen Chokoladenkanne in der Hand neben dem Tischchen stehen. Sie glich einer schlanken egyptischen Karyatide aus dem Palast eines Pharaonen. Der Hauptmann betrachtete sie mit Staunen.

„Sie sehen in ihr", bemerkte Madame Bonaparte, „eine meiner treuen Negerinnen von Martinique. Zoe hat sich nie von mir trennen wollen, sie ist auf der Pflanzung meines Vaters geboren. Was Sie in Ver-

wunderung setzen wird, Herr Hauptmann, ist der Umstand, daß Zoe in einem Lande, das eine ganze Revolution gemacht hat, um frei zu werden, nicht ihre Freiheit will. Indeß versichere ich Ihnen, daß Zoe hier keine Sklavin ist; sie besteht darauf, mich zu bedienen, das ist Alles..."

„Ich begreife das sehr wohl", antwortete der Offizier. „Indeß glaube ich nicht einmal, daß Fräulein Zoe Sie bedient..."

„Wie so?" fragte Josephine.

„Madame, Fräulein Zoe gehorcht Madame Bonaparte; in solchem Falle ist der Gehorsam der freie Wille des Herzens."

Verstand Zoe die Worte des Hauptmannes? Fast sollte man es denken, denn man sah sie lächeln und ihre perlenweißen Zähne dabei zeigen. Was Madame Bonaparte betraf, so dankte sie Reymond durch einen jener Blicke, deren Ausdruck uns armen Malern, die wir nur Silben auf unserer Farben-Palette besitzen, ewig unbeschreiblich bleiben wird.

Es befand sich in dem Salon ein lebensgroßes Portrait des Generals en Chef der italienischen Armee; der Hauptmann warf oft verstohlene Blicke auf dasselbe und sein Gesicht nahm einen ungewöhnlich lebhaften Ausdruck an.

„Ist es ihm ähnlich?" fragte Josephine.

„Er ist es leibhaftig, Madame," antwortete der Offizier, „wie wir ihn nach der Schlacht von Rivoli zu Mantua erblickten. Heutzutage ist der Teint des Generals mit jenem bräunlichen Tone gefärbt, welchen die Strahlen der egyptischen Sonne verleihen. Das Klima von Italien bräunt und verdunkelt die Gesichter; in Egypten bekommen sie einen schwärzlich braunen Anflug..."

„Lieber Gott!" seufzte Josephine, „er wird bei seiner Rückkunft nicht mehr zu kennen sein..."

„Beruhigen Sie sich, Madame! Der General hält von allen Offizieren der Armee am kräftigsten Stand wider das Klima und den Feind."

„Und Jaffa, mein Herr?"

„Ja, dort, Madame, wollte der General einen Pestkranken berühren. Ich sehe ihn noch seinen Handschuh abstreifen und seine beiden Finger auf die Brust eines Unglücklichen legen, welcher die Qual eines Verdammten litt. Der Oberarzt Larrey erblaßte... Er reichte dem General ein in Weinessig getauchtes Leintuch. Der General rieb sich kaum die Hand damit. Aber was ein Wunder ist, der von Bonaparte's Finger berührte Pestkranke genas nach wenigen Tagen. Ich glaube, wären wir in Jaffa geblieben, so hätte der General die Wunder der alten Könige Frankreichs bei ihrer Salbung erneuert, wo sie den Aussatz, ich meine durch Handauflegung, heilten."

Nachdem der Offizier noch einen Blick auf das Bild geworfen hatte, fuhr er fort: „Madame, der General ist unter Anderem heutiges Tages weniger sorglich als hier auf dem Bilde frisirt. Seine langen ungepuderten Haare fallen ihm bis auf die Schulter herab, und verleihen seinem Gesicht, das sie umrahmen, einen ungewohnten Ausdruck. Es ist etwas Fahles, Düsteres, das mit der Wüste harmonirt." Josephine horchte mit leidenschaftlicher Spannung auf diese Details. Sie dankte dem Offizier mit einem Blick und einem Lächeln. Dieser bat sie um die Erlaubniß, sich zu empfehlen. Er hatte noch acht oder zehn Besuche zu machen, und erwähnte unter der Zahl derselben auch den Befehl, welchen er von Barras erhalten habe, sich nach dem Luxembourg zu begeben.

„Mein Herr", sagte ihm Madame Bonaparte, „indem Sie dies Haus verlassen, werden Sie sich inmitten der erbittertsten Feinde des Generals befinden. Ich habe Ihnen nichts anzuempfehlen, da Sie zu unseren wahren Freunden gehören."

Der Hauptmann legte die Hand auf sein Herz, verbeugte sich und verließ das Gemach mit dem Entschlusse, so oft wie möglich diese edle und liebenswürdige Frau wiederzusehen. Josephine besaß in ihrer Anmuth allerdings einen Zauber, dem man sich unwillkürlich hingeben mußte; aber sie war auch mit jenem Talisman begabt, welcher die Herzen unterwirft und entzückt: mit einem freundlichen, theilnahmvollen Gemüthe.

(Fortsetzung folgt.)

Bei Liebig

oder Gedanken eines Backfisches während der Vorlesung.

Sind bei Liebig Sie gewesen?
Ist das Losungswort von Allen,
Drauf sieht man die stolzen Wesen
In den finstern Hörsaal wallen.

Wie das sitzt ästhetisch, praktisch,
Wie das Alles lauscht und lauert,
Mich am meisten dort der Backfisch
Mit den rothen Wangen dauert.

Er getraut sich kaum zu niesen,
Und er seufzt, o welch' ein Grauen,
Gott, wie werd' ich wieder diesen
Stick- und Wasserstoff verdauen.

Statt zu hören Knapp und Geibel,
Jolly und den Pettenkoffer,
Ging ich lieber doch zum Raibel
Mit der Pepi Frauenhofer.

Ach, wenn Bodenstedt und Heyse,
Löhr mit Carriere und Sybel
Ringen um des Tages Preise
Wird's zuletzt mir gar noch übel.

Ja! der Bluntschli und der Windscheid
Wollen deutsches Recht uns lehren,
Aber das ist wahrlich ung'scheid,
Weil's wir Frauen leicht entbehren.

Denn in allen Dingen immer
Gegenüber unsern Alten,
Werden ja wir Frauenzimmer
Doch zuletzt noch Recht behalten!

Völderndorff, der mag sich packen,
Will vom ABC uns schwatzen!
Doch bei Kobell's muntern Schnacken
Möcht' ich fast vor Lachen platzen.

Lieber wär' ich noch im Kränzchen,
Wo die Mutter spielt am Flügel,
Und ich machen könnt' ein Tänzchen
Mit dem Lieut'nant, Herrn von Bügel.

O wie angenehm der plaudert,
Die Geschichtchen sind erbaulich,
Daß mir gleich die Gänshaut schaudert,
Wenn er spricht so still, vertraulich.

Dreißig Jahr, zehntausend Gulden
Muß ein armer Lieut'nant haben,
Ach, und manchmal gibt's nur Schulden,
Wenn sie würden ihn begraben.

Ja, verändert sind die Zeiten
Und die Welt hat sich verschlimmert,
Daß wir Mädchen drunter leiden,
Ist's was mir das Herz bekümmert.

Schrecklich ist es, zum Entsetzen,
Wie die jungen Männer rauchen,
Allen Anstand sie verletzen,
Wenn im Caffeehaus sie schlauchen.

Gott, was helfen gute Lehren,
Wenn wir uns bei Liebig bilden;
Nimmer sind mehr zu bekehren
Durch Chemie die jungen Wilden.

Keiner denkt mehr an's Vermählen
Und von Liebe wird geschwiegen,
Alle rechnen drauf und zählen,
Eine reiche Frau zu kriegen.

Ja das Geld ist knapp gemessen,
Die Besoldung kurz geraden,
Und wir müssen öfters essen
Schwarzes Brod und Käs statt Braten.

Aber in dem vierten Range
Einen Achtelsplatz zu miethen,
Sehnlichst wünscht ich es schon lange,
Doch Papa wird es verbieten.

Werden von den Offizieren
Abgehalten Pickenike?
Werden sie mich abonniren,
Wenn ich dreißig Kreuzer schicke?

Einen Kuchen, eine Flasche,
Wird's am Ende doch noch leiden,
Bring' ja's Brod mit in der Tasche,
Weil so klein sie dort es schneiden.

Vor'ges Jahr da war es theuer!
Doch wir müßten uns ja schämen,
Wollten auf dem Lande heuer
Keinen Aufenthalt wir nehmen.

Leider werden viele Thränen
Von Mama und mir noch fließen,
Bis nach widerwärt'gen Scenen
Der Papa sich wird entschließen.

Doch so eben, wie ich merke,
Wird's Kollegium geschlossen,
Ich bin ja gefolgt dem Werke
Uns'res Dichters unverdrossen.

Aber draußen vor den Thüren
Lehnt der Lieut'nant wohl nachgiebig,
Um mich schnell nach Haus zu führen:
Das ist's Schönste doch bei Liebig.

Auflösung des Räthsels in Nr. 7.

See (der und die.)

Räthsel.

Die erste Sylb hat Zähne und Haare,
Die zweite Zähne in den Haaren;
Wer auf den Zähnen nicht hat Haare,
Vom Ganzen kaufe keine Waare.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 9. Erscheint jeden Sonntag. 27. Februar 1859.

Die Verschwörer von 1792.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

3.

Der Polizeiagent.

Was wird in Paris aus den Berühmtheiten der Mode, und selbst, was ein wenig ernsthafter ist, aus den Berühmtheiten nach der Mode? Ach, was wird aus dem Rosenblättchen und aus dem Lorbeerblatt? . . . . Wenn ihr euch einer Kunst, einer öffentlichen Carriere zu widmen gedenkt und nach dem Duft jenes Weihrauches geizt, welchen man Ruhm nennt, so verlaßt niemals Paris! Es gibt kein enthusiastischeres, kein gewogeneres Publikum, als das dortige, aber auch kein vergeßlicheres. Das Vergessen ist nach meinem Dafürhalten schlimmer, als der Undank; es gibt kein Anrecht auf Rache, diese kleine, unschuldige Leidenschaft der Götter nach der Aussage Hamer's. Einen Undankbaren straft ihr mit eurer Verachtung; aber was wollt ihr einem Publikum antworten, das euch sagt: „Wer bist Du? Ich habe Dich wahrscheinlich vergessen."

Berühmtheiten der Mode und nach der Mode, verlaßt nicht Paris! wenn ihr zwanzig Meilen weit reist, um die Luft der Felder und den Duft der Blumen des Waldes zu athmen, wenn ihr ein Jahr, ein einziges Jahr in eurer Villa auf dem Lande veebringt, um ein wenig dem Lärm nad der Aufregung zu entfliehen, seid ihr verlaren. Wenn ihr zurückkehrt, wird man Runzeln, Trivialität und ein linkisches Benehmen an Each entdecken; ihr mögt vielleicht Talent, Schönheit, Ruhm besessen haben; warum auch nicht? — aber ihr werdet in zwölf Monaten um zehn Jahre gealtert sein, und seit eurer Abreise haben die Mode und der Ruf eine größere Strecke zurückgelegt, als die Erde auf ihrer Bahn um dir Sanne.

Es ist daber angemessen, Euch zu sagen, daß Hauptmann Reymond, welcher Paris im Jahrre 1792 verlassen hatte, bei seiner Rückkehr 1799 höchsteus dieselben Denkmäler und Häusermassen wiederfand. Die Theater hatten ein neues Repertoire und ein neues Persanal, wie die politische Schaubühne ihre Trauerspiele, Possen und Akteurs gewechselt hatte. Die Moden waren ganz anders geworden, sie waren so verwandelt, daß selbst dir Namen der Kleidungsstücke anderen Benennungen Platz gemacht hatten. Wer hätte vor der Revolution die Erscheinnng des Schlapphutes, der Redingate, selbst des Shawls, der griechischen Tunika, des Pamelahutes und anderer schönen Eroberungen der Ungläubigen varhersagen können, ihr Stutzer und Stutzerinnen? Ist die Mode in Frankreich nicht eine ewige Wetterfahne der Eleganz, die sich nach dem Winde der Phantasie richtet?

In der Oper hatte Vestris der Zweite den großen Vestris ersetzt. Lais und Madame Saint-Aubin entzückten die Wälder, Thalschluchten und prachtvollen Bühnen. Im Theater français traten nach Molé und Fleury in der flitterbardirten Komödie auf; aber Fräulein Mars debütirte mit einem Karnblumenkranze und in weißem Mousselinkleide, während Talma wie eine antike Statue, die von ihrem Postamente herabgestiegen ist, zum ersten Male die Sprache der Tragödie redete. Im Theatre Foydeau gesellten Martin, Ellevion und Madame Bontangee zum Gesang der komischen Oper den lebhaftesten Dialog und das fein nüancirte Spiel der Comödie. Garat trug mit seinen Romanzen den wahnsinnigen Enthusiasmns in die Salons. Was die Malerei betrifft, so hatte sich diese einzig und allein in David konzentrirt. Selbst Greuze, der Mater ergreifender Schauspiele, war vergessen; mit größerem Rechte ebenfalls Watteau, Boucher und ihre reifröckigen Schäferinnen nebst ihren Schäfern in rosenrothen Wämsern. Kurz, es war fast unmöglich, sich zurecht zu findea, wenigstens für einen unglücklichen jungen Mann, der nach sieben- oder achtjährigem Felddienst in fremden Ländern nach Paris zurückkam.

Solche Betrachtungen stellte vielleicht auch der Hauptmann Reymond an, als er gegen fünf Uhr Nachmittags wieder den Weg nach seiner Wohnung einschlug. Allein unterwegs gedachte er einen Augenblick im ehemaligen Palais-Rayal vorzusprechen. Der Herr Offizier hatte

den Bürgern Lesage und Saint-Georges, den berühmten Kleiderkünstlern, einen sehr wichtigen Besuch zu machen. Das Magazin dieser Beherrscher der Mode lag an der Ecke jener geschichtlich bekannten Holzgalerie, welche nachmals demolirt und durch die großen Säulengänge ersetzt worden ist, die wir heutigen Tagen dort erblicken, deren Name jedoch lange noch revolutionäre Erinnerungen erwecken wird.

Dort ließ sich der Hauptmann modernisiren, wir lassen ihn vorerst in den Händen der Modekünstler und eilen ihm voraus in das Palais Luxembourg, geschähe es auch nur, um seinen Eintritt daselbst zu beteachten.

In dem großen Parterrzimmer des Palastes Klein-Luxembourg hatten einige höhere Offiziere und verschiedene Mitglieder des Rathes der Alten und der Versammlung der Fünfhundert dem Bürger Barras, dem Präsidenten des Direktoriums, ihre Aufwartung gemacht. Es war eine Audienz auf breitester Grundlage gewesen; jeder in diesem ausgezeichneten Kreise hatte zum Direktor von öffentlichen oder Privatangelegenheiten reden können, die von einiger Wichtigkeit schienen. Es war gegen neun Uhr; der Direktor Barras, welcher an jenem Tage ein wenig leidend war und außerdem noch einige diplomatische Noten expediren mußte, hatte sich von seinen Besuchern verabschiedet und sich in ein anstoßendes, geräumiges Kabinet zurückgezogen, wo ihn Botto, sein Sekretär, erwartete, um ihn um mehrere Unterschriften zu ersuchen. Alle entfernten sich, um ihren Geschäften oder Vergnügungen nachzugehen. Um halb zehn Uhr war Klein-Luxembourg ein einsamer Palast geworden, obschon er noch seine reiche und glänzende Beleuchtung behielt. Als er in das große Kabinet trat, welches an den Audienzsaal stieß, hatte der Direktor Barras nichts Eiligeres zu thun, als einige Briefe zu öffnen, welche ihm sein Sekretär überreichte. Sich an einen runden Tisch setzend, der mit einer goldbefranzten Sammtdecke behangen war, las er hastig zwei Depeschen, welche er Botto einhändigte, nachdem er auf jede eine kurze Notiz gekritzelt hatte. Dann ein zierliches Billet öffnend, dessen rosiger Duft ihm hinlänglich bekannt war, richtete der ehemalige Graf Barras seinen Blick auf die letzte Zeile und sagte lächelnd:

„Vortrefflich, Botto! Sie wird um zehn Uhr hier sein. Besorge diese Depeschen", fügte er hinzu. — „Schreibe an Fouché, daß ich ihm danke und ihn bitten lasse, unsern Egypter zu überwachen. Schicke Cambacérès die Kiste Madeira, der trotz des englischen Kreuzgeschwaders in meine Hände gekommen ist. Benachrichtige Talleyrand, daß ich ihn morgen Mittag erwarte, um mit ihm allein über die Note hinsichtlich des Herzogs von Braunschweig zu reden. Geh, Botto, und sage dem Thürsteher, daß er nur die beiden Personen, von welchen ihm gesagt worden ist, einlassen soll ... Vor Allem aber schicke mir den Agenten, welcher im Vorzimmer wartet und laß uns allein."

Botto legte die Papiere in ein Portefeuille, verbeugte sich vor seinem Herrn und entfernte sich. Einen Augenblick nachher trat die Person ins Gemach, welche uns schon als der Agent bezeichnet worden ist.

Barras, der einige Zeilen schrieb, erhob nicht das Haupt, sondern winkte nur mit der Spitze seiner Feder und der Agent stellte sich Barras gegenüber an die andere Seite des Tisches.

„Nun?" sagte dieser, die Lampe ein wenig bei Seite rückend, deren Schiem seine Augen blendete. „Nun ... Euren Bericht!"

„Bürger Direktor", begann der geheimnißvolle Mann, welcher einen langen, bis an den Hals zugeknüpften Oberrock trug, „meine Unteragenten sind dem Offizier, um welchen es sich handelt, von acht Uhr Morgens an, wo er sein Haus verließ, bis zu dem Augenblicke gefolgt, wo er die Wohnung Madame Bonaparte's in der Straße Chantereine betrat. Dort traf ich meine Agenten und entließ sie, um mich den Rest des Tages hindurch allein mit den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit zu beschäftigen."

„So? Ihr habt mir noch nichts mitgetheilt. Wie lange blieb er bei Madame Bonaparte?"

„Eine Stunde weniger fünf Minuten. Um zwölf Uhr war er dort eingetreten, und kam mit strahlendem Antlitz, sehr bewegt, und sogar einige Worte vor sich hinmurmelnd, aus dem Hause."

„Diese Worte lauteten? ..."

„Ich vermochte sie nicht zu unterscheiden."

„Ihr seid also taub? Weiter!"

„Vor der Straße Chantereine schlug er die Richtung nach dem Revolutionsplatze ein. Er begab sich zu Bürger Talleyrand. Der Besuch dauerte anderthalb Stunden. Beim Heraustreten schien er sehr gedankenvoll; er ging mit langsamen Schritten, die Augen halb auf das Pflaster, bald zum Himmel gewandt: zuweilen stampfte er selbst ungeduldig mit dem Fuße und preßte einen Fluch zwischen den Lippen hervor."

„Schon gut! Ich kann mir den Inhalt der Unterredung denken ... Nachher?"

„Er schlug den Weg zu den Feuillants ein, und ich

sah ihn durch die kleine Thür in der Mauer, welche sich längs der Terasse hinzieht, in den Tuileriengarten treten. Ich folgte ihm von fern. Als er vor der Restauration von Legacq ankam, welche auf die Terasse selbst geht, stand er einen Augenblick still, blickte auf seine Uhr und trat entschlossen in das Speiselokal."

„Armer Junge! er war hungrig; aber er versteht seinen Koch zu wählen. Wie spät war es denn?"

„Drei Uhr und einige Minuten."

„Er hat sich geirrt. Um gut zu speisen, muß man um zwei Uhr zu Mittag essen, und um sechs Uhr anfangen, seinen Thee mit Rum zu trinken . . . aber das geht Euch nichts an, fahrt fort?"

„Ich trat ebenfalls bei Legacq ein. Es waren viele Gäste da. Ich war so glücklich, ganz in der Nähe meines Offiziers einen Tisch zu erhalten."

„Ihr habt also bei Legacq dinirt? Und er . . "

„Sehr einfach, Bürger Direktor. Indessen, er hat eine Flasche alten Chamberlin getrunken. Dann machte er einige Bleistiftnotizen . . ."

„Ihr habt dieselben gelesen?"

„Das gerade nicht. Mittlerweile öffnete ich das Fenster in der Hoffnung, daß der Wind einige der Papiere unseres Offiziers fortwehen würde, und ich sie aus Höflichkeit auffammeln könnte. So kam es denn auch wirklich. Ich gab ihm die meisten zurück, indem ich mich tausendmal wegen des Fensters entschuldigte; aber dieß kleine Papierstreifchen glaubte ich in meiner Hand behalten zu müssen."

„Vortrefflich! Gib her!"

Der Bürger Direktor ergriff das Blättchen, und las mit gierigen Augen die nachstehenden Zeilen, deren unklarer, abgerissener Inhalt ihn sehr zu beschäftigen schien: „Von Alex . . . nach Ton . . . 14 oder 15 Tage Ueberfahrt. Von Ton . . . nach Paris fünf Tage mit der Post. Ich habe Zeit nach X. zu gehen. Wird H . . . mich sehen wollen? Wenn nicht, so werde ich mich todtschießen. — Personen, die ich vor meiner Abreise nach X. sprechen muß: Sieyes, Talleyrand, Rewbel, Racamier, Ouvrard, namentlich Luzian. — Von X. aus Nachrichten über Carnot einziehen."

„Aha!" sagte der Direktor, indem er das Papier in seine Tasche schob, „Liebe und Politik! Der Narr wird zu Allem kapabel sein. Er will Nachrichten über Carnot einziehen, der noch proskribirt ist! Namentlich Luzian sprechen, der . . . ei, ei! und Sieyes gar, der mich verabscheut! Aber wer zum Teufel ist diese H . . . , für die er sich todtschießen will? Henriette, Heloise, Hortensia, Honorine . . . Der Teufel hole mich, ich kenne nicht eine Einzige, für die ich nur einen Tag meines Lebens aufopfern möchte!"

Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Was that er nachher?"

„Sein bescheidenes Diner dauerte nicht destoweniger ziemlich lange. Als er fortging (es war beinahe fünf Uhr) begab sich unser Offizier zu Lesage und Saint-Georges, den Kleiderkünstlern in Palais Royal. Dort blieb er zehn Minuten und versprach, um sieben Uhr wieder vorzusprechen. Ein sehr schlecht gekleideter Quidam erwartete ihn an der Thür und gab ihm eine Rolle. Es war Silber, oder vielmehr Gold. . ."

„Da sieht man, wie hoch man das Papiergeld schätzt! Und dieser Quidam? und der Offizier?"

„Sie trennten sich."

„Und Ihr seid Ihnen nicht gefolgt?"

„Meiner Seel', ich kann mich doch nicht zweitheilen! Um halb Sechs trat der Offizier in das ehemalige Cafe de la Regence, wo er in reichlichem Maße, nicht Thee mit Rum, sondern Kaffee mit viel Citronensaft trank. Dort schrieb er zwei Briefe."

„Ihr habt sie gelesen?"

„Ich war draußen, vor dem Cafe, aber ich hatte einen Agenten ganz in seine Nähe gesandt. Als er herauskam, sagte mir der Agent, daß einer der Briefe an den Bürger Montfort, Juwelier in Marseille, und der andere an den Bürger Bonifazio in Genua adressirt sei."

„Gut! Zwei Briefe, die per Gelegenheit nach Kaira geschickt werden sollen. Man wird sie auf der Post anhalten. Nachher?"

„Um acht ein halb Uhr kehrte der Offizier zum Kleiderhändler im Palais Royal zurück. Dort macht er jetzt seine Toilette, um sich alsdann hierher zu begeben. Er hat einen Wagen bestellt. Das ist nun Alles, Bürger Direktor."

„Schön! Bleibt im Luxembourg, und fahrt fort, ihm zu folgen."

Der Agent machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich aus dem Kabinete.

Paul François Jean Nicolas Graf von Barras, aus der alten Familie dieses Namens, war in der Gegend von Bouc in der Provence am 21. Juni 1755 in einem Schlosse, nahe dem Meerbusen von Foy, geboren. Das Geschlecht dieser Familie war berühmt, man pflegte im Midi, wenn von den Barras die Rede war, sprichwörtlich zu sagen: „alt wie die Felsen der Provence." Der Graf hatte in der kgl. Familie seine ersten Dienstjahre

verbracht; er hatte mit Auszeichnung auf dem Geschwader Suffren's gedient.

Später ging er zur Landarmee über, und die Revolution machte ihn zum Divisionsgeneral. Durch seinen vorzüglichen Geist, seine Bildung, seinen waghalsigen und zugleich ausdauernden Charakter hatte sich Barras inmitten der politischen Aufregungen jener großen Epoche einen bedeutenden Einfluß verschafft. Er wurde bald der intime Freund jener Männer, denen nach der Despotie des Konvents die Gewalt in die Hände gefallen war. Er hatte ein beträchtliches Vermögen in Gesellschaft hervorragender Persönlichkeiten durchgebracht, welche naturgemäß seine Freunde und Widersacher, aber zugleich seine Kollegen wurden. Sicherlich war er ein höchst geistvoller und fähiger Kopf, dessen Mission eine herrliche hätte sein müssen, wenn er sie besser verstanden oder vielmehr, wenn nicht wilde Leidenschaft seine Gedanken und Pläne durchkreuzt hätte. Als Barras in den Besitz der Direktorialgewalt gelangt war, verröchelte zu seinen Füßen die schreckliche Macht der Diktatoren des Convents. Frankreich, das nach dem neunten Thermidor endlich freier aufathmete, hatte mit Enthusiasmus die Erhebung eines Mannes zum Staatslenker begrüßt, von dessen Mäßigung es sich eben so sehr wie von seiner Fähigkeit überzeugt hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht.

Ich schaue so gern hinaus in die Nacht;
Wenn Alles schlummert und Keiner wacht,
Kann ich allein sein mit meinem Schmerz,
Und frei bewegen das bange Herz.

Ich schaue so gern hinaus in die Nacht;
Wenn sie die Sterne trübe macht,
Und mich kein and'res Licht mehr umscheint,
Als das meine helle Thräne mir weint.

Ich schaue so gern hinaus in die Nacht;
Wenn neu der Geist in Gräbern erwacht,
Werd' ich auch still der Erde entrückt
Und an die Brust des Himmels gedrückt.

Festigkeit im Sturm.

Der Regen braust in wilder Fluth,
Hinab zum Erdenschooß;
Es heult ihm nach der Drachen Brut,
Reißt er die Felsen los.

Und zu den Wolken tobt der Wind,
Wühlt tief im Meeresschooß —
Und mich, mich armes, schwaches Kind
Reißt doch nichts von ihr los.

Die letzten Thränen.

Hast du keine Thränen mehr,
Keine mehr zu geben? —
O! noch schlägst du bang und schwer,
Herz! noch kannst du leben.

Thränen liegen tief im Grund'
Dir genug vergraben,
Flieg' nur an der Liebsten Mund,
Wirst sie wieder haben.

Und dann weine stille fort
Mit verjüngtem Schmerze,
Hast du nicht mehr Thränen dort —
Brich dann, armes Herze! —

A. S.

Auflösung des Räthsels in Nr. 8.

Roßkamm.

Räthsel.

Ich bin ein Rohr und mancher Teich
Ist oft mit mir bewachsen reich; —
Der Weber seinen Kamm oder Blatt
Auch meinen Namen gegeben hat,
In Niedersachsen ist es der Brauch,
Den Bach mit mir zu benennen auch,
Im Elsaß nennt man am Rhein einen Strich
Mit Walde bewachsen auch eben wie mich,
Und wenn's noch nicht lange ist eben,
Daß ich einen Rath dir gegeben,
So that ich es auch: Studire nur sehr
Dieß Räthsel ist schwer.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 10. | Erscheint jeden Sonntag. | 6. März 1859

Die Verschwörer von 1792.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. E.

(Fortsetzung.)

Man weiß, wie der neue Perikles (die Schmeichler hatten Barras so getauft) vor den Augen einer Republik, welche durch so viele Blutlachen gewandelt war, anfangs eine höchst geschickte Stellung einzunehmen verstand. Allein man weiß nicht minder, wie sich die Staatsgewalt unter den Händen des obersten Direktors korrumpirte, wie er dieselbe am achtzehnten Fructidor mißbrauchte, und mit welcher beklagenswerthen Geschicklichkeit er bis zu dem Zeitpunkte, von welchem hier die Rede ist, nicht abließ, sie mehr und mehr zu entwürdigen.

Jetzt, im Alter von vierundvierzig Jahren, war der Direktor Barras noch immer ein Mann, dessen Gewohnheiten und Neigungen täglich von der Gluth der Leidenschaft zehrten. Barras brauchte zu seinem Leben Gold in reichstem Maße, und Gold um jeden Preis. Er hatte demnach für seinen Theil nicht wenig dazu beigetragen, den finanziellen und sittlichen Zustand des Landes in jene lebensgefährliche und entsetzliche Verwirrung zu stürzen, aus welcher einzig und allein ein unerbittliches militärisches und gesellschaftliches Universalgenie Frankreich erretten konnte.

An dem Abend, von welchem wir reden, hatte sich der Bürger Barras sehr ernsten Betrachtungen hingegeben. Sein Instinkt und seine Polizei (jeder Mann von Gewicht hatte damals seine eigene) hatten ihn aufmerksam gemacht, daß ein dem Direktorium feindseliger Einfluß die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen anfange. Eine neue Macht schien sich wie ein junges Gestirn zu erheben, dessen Aufgang am politischen Horizont das Land erwartete. Dies Gestirn von glücklicher Vorbedeutung war der Stern des jungen Besiegers von Italien und Eroberers von Egypten. Bonaparte, welcher die Bey's der Mameluken gezüchtigt und zum Schaden Englands Frankreich seinen Einfluß in der Levante zurückgegeben hatte; Bonaparte, schon so groß mit dreißig Jahren, schon so populär, so bewundert — war er nicht der gefährlichste Mann für das Direktorium, vielleicht gar für die Republik und die Freiheit? Und dachte nicht dieser junge General inmitten seiner Triumphe, dieser „Sultan des Feuers“, wie ihn die Araber und Türken selbst benannten, dachte er nicht heimlich daran, Kairo zu verlassen, um plötzlich unvermuthet in Paris zu erscheinen und sich in einem Augenblicke allgemeiner Begeisterung der Obergewalt zu bemächtigen, um sich für immer mit derselben zu bekleiden? Für einen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Mann wie Barras gab es hier in der That Stoff zum Nachdenken genug. Soeben hatte die Polizei verschiedene geheime Manöver entdeckt; sie hatte mancherlei Fäden von Laufpulver zu entdecken geglaubt . . . eine Mine konnte explodiren. Schon waren mehrere Offiziere der egyptischen Armee unter dem offiziellen Deckmantel von allerlei Missionen nach Paris zurückgekehrt. Alle verriethen eine elektrische Begeisterung für den General en Chef der levantischen Armee. Aber der Zuletztangekommene, der Hauptmann Reymond, erschien in einem kritischeren Momente als je zuvor. Auch hatte sich das Auge von Barras nicht getäuscht; dieser junge Mann, welcher nur das Aeußere eines glücklichen Soldaten zur Schau trug, besaß insgeheim verdächtige Eigenschaften, einen ausgezeichneten Geist, vielleicht gar eine vornehme gesellschaftliche Stellung. Reymond war ohne Zweifel ein sehr demokratischer Name; aber diente derselbe nicht als Futteral für einen weit vornehmeren von erlauchterer Abkunft? Wer gewährleistete Barras (dem Grafen Barras, der sich recht gut auf aristokratische Vorzüge verstand), daß nicht dieser Offizier der beglaubigte Unterhändler des großen Heerführers mit der reaktionären, immer noch mächtigen Partei, der Partei des französischen Adels, war? Daher hatte der Bürger-Direktor nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, das unbekannte Geheimniß, dessen Existenz er argwöhnte, zu erforschen, und hatte zu diesem Ende ein Mittel ins Auge gefaßt, von welchem er sich einen unfehlbaren Erfolg versprach. In dem geräumigen Kabinet, wo er geblieben war, seitdem er seine Höflinge unter dem Vorwande ernst-

lichen Unwohlseins verabschiedet hatte, schrieb Barras an seinem Arbeitstische.

Seine Toilette war heute Abend, wie immer, sehr geschmackvoll, d. h. von einer edlen Einfachheit. Er trug einen weiten blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen über der Brust zugeknöpft, daß weder sein gesticktes und gefälteltes Spitzenjabot, noch die hohe, weiße, gesteifte Halsbinde, welche seine runden Wangen und sein Kinn umrahmte, dadurch behindert ward. Englische Manschetten fielen über seine Hände herab, während seine schmalen und wohlgebildeten Füße mit Krämpenstiefeln bekleidet waren, deren glänzende Politur gefällig von dem mattgelben Tuche seiner Beinkleider abstach. Was das Haar des Herrn Grafen von Barras betraf, so wies dasselbe keine Veränderung; er trug es heute Abend wie immer, frei aus der Stirn gestrichen und weiß gepudert, hinten kunstvoll gebunden und mit einem schwarzen Mohrbande zu einem spiralförmigen Knoten nach echt aristokratischem Muster verschlungen.

Mittlerweile öffnete sich die Thür des Kabinets, und ein dienstthuender Portier in seidenen Strümpfen und mit einer Kette um den Hals erschien auf der Schwelle. „Ist sie da?" fragte der Direktor. Der Portier nickte bejahend. „Laß sie kommen! Nachher führst Du nur die Person zu mir, deren Name Dir bekannt ist."

Der Portier zog sich zurück. Gleich darauf trat ein großes und schönes Mädchen in das Zimmer des Präsidenten des Direktoriums. Barras stand auf, und sagte lächelnd, indem er ihre Hand ergriff: „Komm, schöne Aspasia, nimm auf diesem Sopha Platz! Wir haben mit einander zu reden. Aber, ihr Götter, wie himmlisch schön Du heute Abend bist! Dies Kostüm . . . Spielst Du heute Abend?"

„Ich denke nicht daran," antwortete die Schönheit. „Ich habe mich nach der letzten Mode gekleidet, das ist alles. Ich dachte allerdings heute Abend in der Oper zu erscheinen, aber in meiner Loge."

„Und mir opferst Du Deinen Abend, reizende Aspasia?"

„Ja, großer Perikles," antwortete das junge Mädchen, und enthüllte durch ein berauschendes Lächeln zwei Reihen der prachtvollsten Zähne.

„Jawohl: Perikles!" fügte Barras hinzu. „Warum auch nicht?"

Die Person, welche auf dem Sopha Platz genommen hatte, war freilich nicht die Athenerin Aspasia; allein in der That mochte sie dieser heute Abend sehr ähnlich sein durch ihr griechisches Profil, die dunkle Gluth ihrer Blicke, den Kranz von natürlichen Verbenen, welcher ihr reiches und schwarzes Haar umschloß, und durch ihr antikes Gewand, das mittelst einer Camee auf ihrer Schulter befestigt war; ein Gewand mit üppigen Falten, das bis zu den Füßen herabfiel, aber auf der linken Seite bis zum Knie geschlitzt war, und aus so durchsichtigem Stoffe bestand, daß das Auge die Schnee- und Rosenfarbe und die Konturen der schönen Gestalt durchschimmern sah! Dies Weib war eine Französin, und nannte sich Coraly. Fügen wir hinzu, daß sie statt der Schuhe korinthische Sandalen trug, wie wir sie an Füßen verschiedener Marmorstatuen des Museums erblicken. Ihre bis zu den Schultern entblößten Arme waren an den Gelenken mit dicken Armbändern aus Rubinen und Cameen aus Agat und Onyx geschmückt.

„Also erscheinen die Modeschönheiten," fuhr Barras fort, „wirklich öffentlich in diesem antiken Gewande? Meiner Treue, man sollte glauben, die Götterstatuen wandelten unter uns einher."

„Wisse", antwortete Coraly, „daß nur drei Frauen es wagen, so zu erscheinen."

Der Direktor nahm ein prachtvolles Bouquet aus einer Porzellanvase von Sevres, die auf dem Kamine stand, und gab die Blumen an Coraly. Diese stieß einen Ausruf der Bewunderung aus.

„O Himmel!" sagte sie. „Die hast Du wohl aus Florida verschrieben. . ."

„Für Dich, schöne Nymphe. Dies Bouquet ist ein Symbol; es sagt Dir zum Voraus, daß Du eine reizende und wunderbare Aufgabe übernehmen sollst."

„Ich begreife noch nichts davon", versetzte Coraly, an den Blumen riechend. „Aber hier kommt der Duft der Kaiserlilie. . ."

„Höre mich jetzt aufmerksam an," nahm Barras das Wort, „und bemühe Dich, genau dem Plane zu folgen, welchen ich Dir mittheilen will."

„Conspirirt man gegen die Republik, Bürger?"

„Wenigstens gegen das Direktorium."

„Ah, das ist ja noch ärger, Herr Graf."

Barras drehte seinen Stuhl so um, daß er dem schönsten Gesicht von der Welt gerade in die Augen sah. Coraly schickte sich mit dem festen Entschlusse, nicht zu gähnen, an, ihm zuzuhören. Da jedoch das Gespräch mit leiser Stimme geführt ward, und für keinen indiskreten Horcher verständlich sein sollte, müssen wir bekennen, daß es uns nicht möglich wäre, hier das kleinste Fragment davon mitzutheilen. Wir bemerken nur, daß Fräulein Coraly zuerst sehr aufmerksam, dann überrascht,

und endlich entzückt war, und wir vermuthen daher, daß der Bürger Direktor seine Predigt mit den berauschendsten Redeblumen beschloß. Niemandem stand besser als ihm, das galante Wörterbuch des alten Hofes und das verführerische Supplement des neuen Regime zu Gebote. Kein Wunder, daß Coraly die ihr zugetheilte Rolle mit all' ihrer Kunst zu spielen versprach, und den glücklichsten Erfolg in Aussicht stellte.

Noch fehlte eine Person. Dieselbe langte in diesem Augenblicke in dem Vorzimmer des Palastes Klein-Luxembourg an. Eine Komödie von drei Personen entspann sich, bei der wir unsere Plätze als Zuschauer behalten wollen.

4.

Wie die Maus mit der Katze fertig wird.

Der dienstthuende Portier meldet den Hauptmann Reymond.

Der Direktor flüsterte Coraly zu: „Du mußt also seinen wirklichen Namen, seine Vergangenheit und den Zweck seiner Sendung nach Paris erfahren." Kaum hatte er diese Worte beendet, als der Hauptmann in's Zimmer trat.

„Himmel, wie schön er ist!" murmelte Coraly sehr offenherzig, oder indem sie eine erheuchelte Bewunderung zur Schau trug.

In der That zeigte sich der Hauptmann Reymond, welcher überhaupt nach dem Ausdrucke für einen sehr schönen Cavalier gelten konnte, an dem heutigen Abend so elegant und jugendlich, daß er noch einnehmender als gewöhnlich erschien. Die Herren Lesage und Saint-Georges hatten aus unserm Offizier einen Stutzer ersten Ranges gemacht; aber was sie ihm nicht verliehen hatten, war jener Adel des Benehmens, jener Charakter männlicher Unerschrockenheit, mit Sanftmuth gepaart, und jener sichere, feste Blick, den Hauptmann Reymond von Natur und durch Gewohnheit seines Lebens im Feldlager besaß.

Der Hauptmann trug einen grünen Rock von modernstem Schnitte und eine seidene Weste, deren hellgelbe Farbe durch eine Stickerei von schmalen Silberstreifen angenehm hervortrat; sein kurzes, eng anschließendes Beinkleid war von feinstem, geschmeidigem Kasimir; die seidenen Strümpfe von durchsichtiger Weiße ließen die drallen, untadelhaften Formen seiner muskulösen Beine erkennen; die Schnabelschuhe mit goldenen Schnallen waren von idealer Gestalt, sie verlängerten und schweiften den Fuß, ohne ihn zu beengen. Er trug einen niedrigen Claquehut in der Hand, dessen weicher und nachgiebiger Filz sein geschmackvoll geordnetes Haar sicher nicht im Mindesten gedrückt hatte, das nur leicht gepudert war, und am Nacken durch ein Mohrband mit einer goldenen Agraffe zusammengehalten ward. Der Hauptmann schritt geradeswegs auf Barras zu, welcher ihm die Hand entgegenstreckte und ihn vor das Sopha führte. Coraly verneigt sich, ohne aufzustehen, mit so viel Anmuth und Würde, daß der Offizier einen Augenblick über den Stand der schönen Unbekannten im Zweifel war. Indem er sie grüßte, warf er einen flüchtigen Blick auf die Züge des Direktors. Reymond las in Barras Gesicht, was er zu wissen verlangte.

„Der Herr Hauptmann kommt von Egypten, Fräulein", begann der Direktor. „Er kann Ihnen von Tausend und Einer Nacht erzählen; er hat Wunder gesehen."

„Ich finde hier Wunder genug," antwortete Reymond, Coraly anschauend, welche ihm durch einen zärtlichen und feurigen Blick dankte.

„O, o! der Herr ist galant, sage ich Ihnen, mein Fräulein, — galant und tapfer! Was will man mehr? Sie müssen ermüdet sein, Hauptmann; ich habe mir erlaubt, Sie ohne Umstände zu einem recht vertraulichen Abendessen einzuladen, wie ein General seinen Adjutanten."

„Eine große Ehre für mich, mein General," versetzte Reymond, welchem es diesmal leicht gemacht wurde, ohne Gefahr die Titulatur „Bürger" zu unterlassen.

Es war ungefähr zehn Uhr Abends. Ein Haushofmeister, in schwarzer Tracht und mit einem Stahldegen an der Seite, erschien auf der Thürschwelle. „Herr Direktor", sagte er, „das Essen ist servirt."

„Darf ich bitten, Fräulein?" antwortete der Graf. „Hauptmann, bieten Sie ihr den Arm!" Den Claquehut unter dem linken Arme, näherte der Offizier sich Coraly, welche sich groß und mit lieblicher Majestät wie eine Muse erhob. In der That, sie glich einer solchen zum Verwechseln, wenn man diese stolzen und doch so anmuthigen Züge und dies schöne schwarze, nach griechischer Art geflochtene Haar mit dem Kranze von langen Verbenenblättern gewahrte. Coraly lehnte sich nachlässig auf den rechten Arm des Hauptmanns, und schritt mit ihm in den Speisesaal. Die Nacht war herrlich. Barras folgte als Ehrenwächter dem jungen Paare. Die runde Tafel war durch einen prachtvollen Armleuchter erhellt, welcher sich in der Mitte erhob. Coraly, welche einem halbgeöffneten Fenster gegenüber saß, konnte nach Her-

zensluft die duftigen Wohlgerüche einathmen, welche aus dem Garten emporstiegen. Zu ihrer Rechten hatte sie den Direktor, den Herrn des Hauses. Der Offizier saß an ihrer Herzensseite. Der Haushofmeister zerlegte auf einem Nebentische die Speisen und setzte sie auf die Tafel; drei Lakaien in blauer Uniform mit rothen goldbetreßten Aufschlägen bedienten die Gesellschaft.

„Hauptmann," fragte Barras, „haben Sie viel Reis, mit Safran gefärbt, in Egypten gegessen? Hier ist ein türkischer Hahn, den ich Ihnen empfehlen kann."

„Welch ein Glück, in der Levante gewesen zu sein!" rief Coraly aus, „ich mache mir eine ganz zauberische Vorstellung von diesem Lande."

„Fräulein", versetzte der Offizier, „Egypten und derjenige Theil von Syrien, welchen ich gesehen habe, beweisen mir, daß man sich den Orient im Allgemeinen zu wunderbar vorstellt; damit will ich keineswegs sagen, daß er nicht in Wirklichkeit das lebendigste Interesse bei uns erweckte."

„Sie haben ihn jedoch als Sieger betrachtet", meinte Coraly.

„Im Gefolge eines großen Siegers allerdings, mein Fräulein."

(Fortsetzung folgt.)

B a l l.

Schimmerfluth, Farbengluth, duften aus dem Oriente,
Festgepräng', Blumenflor, Frauen in dem reichsten Schmuck.
Stattlich und in Schub'n Herrn, Mädchen die mit Liebreiz
Plaudern in dem sommerlichen jugendlichen Anzug.

Tönt darein hell Musik, zuckt es in den Füßen auch;
Folge mir, schöne Maid, Freundliche, ja folge mir!
Siehe, wie ein Windsturm weht es in der Bahn hin,
Sausende Beflügelungen drehen sich im Saale um.

Kommen wir? um und um wegend in der Töne Fluth,
Wo erfuhr je der Mensch glücklichere Sympathie?
Süßeste Bezaub'rung waltet in der Taktmacht,
Schaffend so befriedigende Ruhe mit dem Umschwung!

Morgen früh frag' ich nach — fragen ist gewiß erlaubt —
Komm' ich recht? „frage nicht!" morgen in der Frühe doch!
Heisa, wie vergnügt schwingt selige Voraussicht
Fort sich in der tänzerlichen einenden Umkreisung!

Wer hat's gesehen?

Die Trepp' hinunter geschwungen
Komm' ich in vollem Lauf,
Die Trepp' empor gesprungen
Kommt er und fängt mich auf;
Und wo die Treppe so dunkel ist,
Haben wir vielmal uns geküßt,
Und niemand hat's gesehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,
Da wimmelt's von Gästen bunt,
Wohl glühten mir die Wangen,
Wohl glühte mir auch der Mund:
Ich meint' es säh' mir's jeder an,
Was wir da mit einander gethan. —
Doch niemand hat's gesehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten
Und wollte die Blumen sehn,
Ich konnt' es nicht erwarten
In den Garten hinaus zu gehn,
Da blühten die Rosen überall,
Da sangen die Vögel mit lautem Schall,
Als hätten sie's gesehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 9.

Rieth.

Räthsel.

Da hat ein Vogel gesungen,
Da war ich dabei,
Dort hat eine Glocke erklungen,
Da hörst mich auf's neu',
Dann hast du dein Liebchen gerufen,
Auch wieder mit mir,
Hinauf und hinab steig' auf Stufen
Ich für und für.
Drum steh' ich bald hoch und bald nieder,
Im ewigen Tanz,
Und dann bin ich Lieber auch wieder
Bald halb und bald ganz,
Wenn man mich belegt mit dem Beiworte gut,
So richt' ich nach dem mich, was Mode thut.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 11. Erscheint jeden Sonntag. 13. März 1859.

Die Verschwörer von 1792.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Feltz, von A. S.

(Fortsetzung.)

„Hauptmann", nahm Barras das Wort, „was halten sie von diesem Amsel-Ragout? Die Amseln sollen von Malta gekommen sein."

„Malta!" versetzte Coraly mit einem tiefen Seufzer. „Gibt es dort heutzutage nur noch Amseln?"

„Haha", lachte der Direktor; „fragen Sie den Hauptmann! Er begleitete Bonaparte bei der Einnahme von Malta."

„Wirklich! Und die Ritter, Herr Hauptmann?"

„Fräulein, sie versuchten gar keine Vertheidigung. Sie schifften sich ein, und wir gaben uns keine Mühe, ihnen den Weg zu versperren."

„So daß," sagte Barras mit einer Ironie, welche dem Offizier nicht entging, „so daß Bonaparte, mein Fräulein, in Malta allerdings nur noch Amseln fand, wie Sie eben bemerkten."

„Ich?" wandte Coraly lebhaft ein. „Ich hätte das gesagt? Bonaparte ist mein Heros."

„Und auch der meinige", fügte Barras hinzu.

„Mich dünkt," sagte der Hauptmann mit einer bezaubernden Gleichgültigkeit, „daß er ein Heros für alle Welt ist."

„Welch ein Genie!" rief Coraly aus, „und was für ruhmvolle Waffengefährten!"

Ein ausdrucksvoller, elektrischer Blick wurde verstahlen dem Hauptmann zugesandt. Dieser fing ihn tapfer auf und erwiderte ihn von Herzen.

„Er ist unser", dachte Barras, und stieß Coraly's Fußspitze heimlich an.

„Hauptmann", nahm er von Neuem das Wort, „glauben Sie, daß der Madeira, welchen Sie trinken, zwanzig Jahre alt ist. Der alte Spitzbube, der Bey von Tunis hat mir ihn gesandt, vermuthlich damit der Friede zwischen ihm und der Republik erhalten werde."

„Das ist ja ein wahrhaft historisches Essen", meinte Coraly. „Alles hier kommt aus der Levante."

„Ist Ihnen das unangenehm, Fräulein?"

„Bewahre! es freut mich im Gegentheil, Bürger Direktor."

Ein zweiter Blick, nicht minder gefährlich als der erste, flog zum Hauptmann hinüber, der als tapferer Soldat Feuer mit Feuer erwiederte.

„Schön!" dachte Barras; „er berauscht sich schon an ihrer Schönheit und wird sich später an meinem Wein berauschen. Die Zunge wird ihm gelöst werden."

„Fräulein", fuhr er fort. „Niemand kann Ihnen besser, als der Hauptmann Neuigkeiten von unsern Generälen in Egypten mittheilen, unter welchen Sie so viele Bewunderer zählen."

„Was macht Kleber?" fragte Coraly.

„Er ist immer noch sehr schön," berichtete lächelnd Reymond.

„Und Lannes?"

„Immer noch tapfer, mein Fräulein."

„Ach, und Desaix? mein lieber Desaix?"

„Ist noch immer verständig, schöne Coraly," versetzte er mit einem Blick, welcher zu sagen schien, daß vielleicht sie allein es wagen dürfe, solch eine ruhmvolle Eroberung zu versuchen.

„Bah, antwortete sie. „Die Almeen, sagt man allgemein, sollen sehr reizend sein. Tanzen sie, wie wir, Hauptmann?"

„Fräulein, eine Almee tanzt nicht, sie wiegt sich zwischen Himmel und Erde. Es sind harmonische Undulationen, unvergleichliche Stellungen und Bewegungen. Der ganze Leib der Almee begleitet durch seine Sprache, wenn ich mich so ausdrücken darf, den gemessenen Takt der indischen Trommel. Die Pantomime ohne Hülfe von Gesten ist höchst lebendig und durch den Ausdruck der Blicke belebt."

„Und findet der strenge General en Chef Vergnügen daran, die Almeen tanzen zu sehen?"

„Gewiß, er lächelt, er sieht hin. . ."

„Und träumt von seinem Feldzugsplane", fügte Coraly

hinzu. „O, er liebt unsere Creolin, eine Almee des Occidents, nicht wahr?"

„Nein, Fräulein, antwortete der Offizier mit einem Anflug von Strenge; „aber ein aufopferndes und herrliches Weib."

„Sie verehren die Tugend . . . Haben Sie Madame Bonaparte gesehen?"

„Ja, Fräulein."

„Schön! Und haben Sie ihr die glücklichsten Nachrichten von ihrem zärtlichen Gemahl überbracht?"

„Ganz, wie Sie sagen . . ."

„Nun, und darf man Sie ohne Indiskretion fragen, ob ihre Strohwittwenschaft bald zu Ende geht? Sie ist so unglücklich, die arme Creolin . . . Hofft sie, erwartet sie? . . ."

„Sie hofft, Fräulein. Was den mehr oder minder entfernten Zeitpunkt des Generals en Chef belangt, so kann Ihnen sicher der Präsident des Direktoriums die beste Auskunft darüber geben."

Barras biß sich auf die Lippe. Er hoffte auf eine Indiskretion, und hörte im Geiste beständig das Rauschen der Wellen, welche Bonaparte zurückführen sollten, dessen Ankunft er, wie man weiß, so sehr fürchtete.

„Wir müssen unsern Mann entschieden betrunken machen", dachte er.

„Sie haben mir noch Nichts von Monge und Bertholet, meinen beiden gelehrten Freunden, gesagt", fing Coraly wieder an.

„Fürwahr, Fräulein, das sind ein paar tapfere Männer. Bei der Affaire von Ramanieh haben Monge und Bertholet in einem Reitergefecht mit den Bey's von Chebreiss wacker ihre Säbel und Pistolen gebraucht, der Eine auf einem Dragonerpferde, und der Andere auf einem herrlichen Grauschimmel, einem Araber von reinstem Blute."

Coraly lachte hell auf.

„Ich hoffe", fügte Barras hinzu, daß der General en Chef einen Bericht hierüber an das Institut senden wird. Sie kennen ja seine Passion für diese gelehrte Gesellschaft, deren Mitglied er ist."

„Und deren Zierde er bildet, wie Sie, General", versetzte der Hauptmann.

Barras verneigte sich nachläßig und ließ ein Lächeln erblicken, dessen Bedeutung schwer zu verkennen war.

„Beiläufig", fragte Coraly, „werden Sie Sieyes besuchen?"

„Ja, Fräulein."

„Der Abbé lernt jetzt reiten", erzählte Barras.

„Hauptmann, er wird Ihr Schüler sein, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

„Und zum Tausch", fiel Coraly ein, „wird er Ihnen metaphysische, staatsökonomische und sogar theologische Lektionen ertheilen . . ."

„Ich danke, mein Fräulein", antwortete Reymond. „Ich besitze keinen Ehrgeiz."

„Gar keinen, Hauptmann?"

„Doch, ich habe mich geirrt: — den, der Republik zu dienen."

„O, wie unbestimmt! . . ."

„Und Ihren schönen Augen, mein Fräulein", setzte unbefangen der Offizier hinzu, indem er ganz verstohlen in den Mienen des völlig enttäuschten Direktors zu lesen versuchte.

„Er ist ein Diplomat, und folglich ein Emissär, dachte Barras. „Ein gewöhnlicher Offizier hätte mir schon, ohne sich zu besinnen, alle Pläne des Siegers verkauft, indem er zehnmal auf die Kriegsthaten seines Generals getrunken hätte."

Das Abendessen nahm seinen Fortgang, und alle drei Gäste besaßen glücklicherweise denselben guten Appetit. Es ist wahr, das Mahl war vortrefflich und die Weine von der vorzüglichsten Qualität.

Der Direktor Barras hatte sich trotz seiner energischen Vorsätze von dem Duft der aromatischen Blume seiner Weingeister etwas betäuben lassen. Er rechnete auf die Geistesgegenwart, die Verschlagenheit und den scharfen Verstand der schönen Coraly und er hielt sich überzeugt, daß es ihr gelingen würde, über den Rückhalt des Emissärs zu triumphiren, und von ihm in einem Augenblicke des Selbstvergessens, wo das Herz mit der Zunge davongeht, wichtige Aufschlüsse für die Direktion zu erhalten.

Da Barras den Tag über viel gearbeitet und Abends mehr als viel gegessen und getrunken hatte, wurde ihm das Haupt allmälich schwer, und sanft zwischen zwei Weinsorten gewiegt, lehnt er sich ein wenig in seinem Sessel zurück, streckte die Beine aus, faltet die Hände über dem Bauche, stützte den Kopf wider den Sammt der Rücklehne, und . . . schlief ein. „Wie!" sagte der Offizier mit halblauter Stimme, „der große Mann schläft!"

„Pst!" antwortete Coraly, und legte ihren zarten rosigen Finger auf des Hauptmannes Mund." „Wenn er so schläft, ist er sehr schlecht gelaunt, wenn man ihn aufweckt. Lassen Sie uns fortplaudern; unser Schweigen hätte die Wirkung eines Geräusches, es würde Bar-

ras Schlaf stören. Nun, mein schöner Hauptmann, sagen Sie mir die Wahrheit, ich bitte Sie, was gedenken Sie in Paris zu thun? Ich interessire mich so lebhaft für Sie."

„Ich," versetzte der Offizier, fast besiegt von den Blicken der Bayadere, „ich bin nach Paris gekommen, um dem Direktorium Depeschen des Generals en Chef zu überbringen, welcher an Geld und Proviant Mangel leidet, und gleichzeitig bin ich hergekommen, um der Republik die drei Roßschweife von Murad-Bey und die zwei Roßschweife von Ibrahim Bey zu überbringen, zwei wilden mameluckischen Kriegern, welche wir erst nach gewaltigen Schwertstreichen zur Vernunft gebracht haben."

„Das ist Alles recht schön," erwiderte Coraly, und legte ihre gefährliche Hand auf die des Hauptmannes; aber Sie geben mir keine Antwort. Also, lieben Sie ehrlich die Republik?"

„Gewiß, ich verehre sie."

„Sind Sie ihr auch eben so ergeben wie Ihrem General en Chef?"

„Beim Himmel, noch weit mehr, da mein General en Chef nur durch seine Aufopferung für sie groß ist."

„Und wünschen Sie nicht, daß eines Tages dieser General en Chef . . ."

„In's Direktorium gelange? Nein."

„Aber zur Diktatur?"

„Noch weniger."

„Und warum nicht, mein Hauptmann?"

„Weil mein General viel Besseres als das zu thun hat."

„Sie drücken sich höchst unklar aus, mein schöner Krieger."

„Aber ich weiß recht wohl, was ich sage, meine reizende Sirene."

„Also haben Sie kein Vertrauen zu mir und befürchten vielleicht, daß ich Ihre Geheimnisse morgen diesem großen Schläfer verkaufe?"

„Wenn etwas an Ihnen mir Furcht erweckt, meine schöne Versucherin, so ist es sicherlich nicht Ihre Perfidie . . . es sind Ihre prächtigen dunklen Augen mit dem feuchten Glanze."

„Wahrhaftig! Sie könnten mich also wohl lieben?"

„Nein, Fräulein."

„Nicht? Wissen Sie, daß manche Herren minder bedenklich wären."

„Wer möchte das Gegentheil behaupten, Coraly? Ich zweifle nicht, daß Sie alle Männer außer Einen erobert haben."

„Und dieser Eine?"

„Bin ich."

„O Bösewicht!" sagte Coraly, ihre Hand fortnehmend und ihre Augen mit derselben bedeckend.

„Haben Sie Kummer, mein Fräulein?" fragte der Offizier.

„Ja," antwortete Coraly, ernstlich aufgeregt. „Ja.... Sie haben mir sehr wehe gethan . . . Haben Sie einen Bleistift und ein Blättchen Papier?" Coraly schrieb hastig drei Zeilen, welche sie dem Offizier zu lesen gab.

„Wirklich?" sagte dieser erstaunt, aber als tapferer Held sich rasch entschließend, sprach er: „Wohlan, es sei!"

Coraly legte vorsichtig das von ihr geschriebene Blatt auf ein Glas vor dem schlafenden Barras. Dann stand sie leise auf, legte ihren Finger an den Mund, und blickte auf den Offizier, der sich eben so geräuschlos erhob. Beide waren jung und gewandt genug, um so leise wie zwei Elfen über den parquettirten Fußboden zu schreiten. Drei Minuten nachher rollte ein Wagen in scharfem Trab aus dem Hofes des Palastes Klein-Luxembourg.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erwachte der Direktor. Sein erstes Lebenszeichen war ein lautes Gelächter. Er glaubte, seine ausgelassenen Gäste hätten sich einen muthwilligen Spaß gemacht und versteckt. Plötzlich erblickte er das Billet auf seinem Glase. Er ergriff es und las die Worte:

> „Sie schlafen wie der olympische Jupiter. Ihren Schlaf stören, hieße die Weltordnung stören. Wir entfernen uns respektvoll. Dank für das treffliche Abendessen! Der Offizier ist entschieden eine Sphinx und ich bin kein Oedipus . . . aber (ich muß es bekennen — weshalb haben Sie mich der Gefahr ausgesetzt?) ich liebe diese furchtbare Sphinx und habe sie entführt."

„Tod und Teufel!" schrie Barras, roth vor Zorn, und zerschlug mit einer Bewegung seines silbernen Messers eine Krystallschale. Zwei Lakaien stürzten auf dies Geschrei herbei. Barras wollte einen strengen Befehl ertheilen . . . er besann sich. „Schon gut!" sagte er. „Ich will zu Bette." In sein Schlafzimmer tretend, noch unschlüssig, ob er sein Abenteuer belachen oder sich darüber erbosen sollte, murmelte der Präsident des Direk-

toriums vor sich hin: „Der König Franz der Erste hatte, Gott verdamm' mich, Recht:

Veränderlich sind alle Frauen,
Und Narren sind's, die ihnen trauen!

Nun — guter Rath kommt vielleicht über Nacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Bei der Illumination in Berlin am 5. März zu Ehren der Taufe des Erbprinzen, las man auch folgende Transparente:

„Willst Du Deinen Ahnen gleichen,
Stehe fest wie Deutschlands Eichen!"

„Stehn die Lichter auch im Keller,
Unser Patriotismus brennt um so heller!"

„Heut ist getauft der junge Fritz,
O, daß er werd' derselbe Blitz,
Der d'runter fuhr von seinem Sitz,
Wenn's nöthig war — der alte Fritz!"

Die Geliebte.

Ih hob a Löibsta, döi iß schöi',
Und dera bin ih gout,
Wenn gleib di Frau döstweg'n oft
A bisla zank'n thout.
Mer waß jo wöi di Weiber fenn,
Su bald ih oft mei' Löibsta nenn,
So gönnt's mer nit döi Freud;
S'iß halt a bisla Neid.

Denn Eifersucht? — dös glab ih niet,
Si waß jo wöi ih bin,
Daß mir an andra besser g'föllt,
Dös kummt mer nit in Sinn.
Und wenn ih neb'nher derzou
Mei Löibsta gern hob'n thon —
Dös geiht mer doch nit ei,
Daß nit derlabt soll sei.

Gieb freili oft an Güld'n aus
Den mancher spoahr'n kob,
Denn wer amoal a Löibsta haut,
Der denkt 'ra ah wos ob',
Mer hauts doch gern nett und schöi,
Will ah mit ihr spazöiern göih',
Dös freili kost a Göld
Wer su a Löibsta wöhlt.

Bald will di Mudi dös a dös,
Nau geih ih hih und kaf,
Ih bin wuhl oft a fetter Narr
Und wend no meiher af.
Denn ebjamoal dan kaf ih goar
A su a theura Silberwoar
Für sie in aller Still,
Mog's kost'n nau wos will.

Wöi mancher haut a Löibsta wuhl
Und macht a G'heimniß draus,
Ih ober sog's der ganz'n Welt,
Sie is ba mir in Haus,
Dau kon ihs hob'n wenn ih mog,
Von Fröih bis Oabends all Tog,
Denn wos mer gern haut,
Mouß sei, wöis tägli Brond.

Git ani, nehmes mit ins Bett, —
Dös ober thou ih nit.
Doch wenn ih fort ins Wörthhaus geih,
So nehm ihs gern mit.
S'is um die Unterhalting ner,
Mei Fran wenn freili bei mer wär,
Mir passet'n wuhl a z'samm,
Allah, döi bleibt derham.

Oft zöig ih a den halb'n Tog
Mit meiner Löibst'n rum,
Und kumm ih nel in dickst'n Wold
So scheer ih mih nix d'rum.
Meintweg'n schönd'n alli Leut,
Mei Löibsta macht mer lauter Freud
Und kani G'wissensbiß,
Walls ner — mei Pfeif'n is.

Auflösung des Räthsels in Nr. 10.

Ton.

Räthsel.

Die erste Sylbe von dem Wort,
Ist jedes Weib an jedem Ort,
Die zweite setzt ein adliger Mann
Statt „von" den Namen oft voran.
Bist du ein Oekonom, so weißt
Du wohl, wie man dies Futter heißt,
Das, eh man es dem Viehe reicht
Man erst in heißem Wasser weicht.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 12. Erscheint jeden Sonntag. 20. März 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

5.

Sultan.

Am Morgen des folgenden Tages empfing der Direktor Barras von der Polizei nachstehende Mittheilung: „Es ist bisher weder ein Brief an den Bürger Montfort, Juwelier in Marseille, noch ein Brief an den Bürger Bonifazio, Kaufmann zu Genua, auf der Pariser Post abgeliefert worden."

Das war klar und bestimmt. Der Offizier mußte sich augenscheinlich einer geheimen Gelegenheit bedienen, um seine Briefe nach Egypten zu befördern. Der Offizier war ein gefährlicher Emissär, aber ein Emissär, dessen unbekannten Schleichen nachzuspüren viel wichtiger schien, als sich seiner Person zu bemächtigen; ein Emissär also, den man ungestört mußte handeln lassen, indem man seine Schritte sorglich überwachte.

Wie wir gesehen haben, bediente sich der Hauptmann Reymond der Freiheit, welche man ihm so gefällig ließ, in ziemlich ausschweifendem Maße. Coraly entführen, oder sich vielmehr von Coraly entführen lassen in Barras Gegenwart, am Schluß eines Mahles, das ihnen Barras gegeben hatte, in seinem eigenen Hause, im Augenblicke, wo Perikles seine Augen schloß — das war allerdings eines starkes Stück, aber zugleich ein so gewagter und vollständig gelungener Streich, daß der Direktor befürchtete, ihn an die große Glocke zu hängen, wenn er ihn strafte. Bei dieser willkommenen Neuigkeit hätte es zehn oder zwanzig Volkslieder gegen das Direktorium gegeben, welche durch die Straßen von Paris und ganz Frankreich erklungen wären.

Wir verlassen die Stadt der Verlockungen und Verräthereien, um uns an die Ufer der Seine jenseits der Barrière von Passy zu begeben und den Weg nach Versailles einzuschlagen, wo uns ein einzelner Reiter erwartet.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als der Hauptmann Reymond auf seinem arabischen Rosse an der Brücke von Sevres anlangte. Der Hauptmann betrachtete die Landschaft und schien in Träumereien versunken, während er sein Pferd im Schritt über die Brücke gehen ließ. In diesem Augenblicke befand sich der Hauptmann zur Seite eines Reiters, der gleich ihm sich dem träumerischen Zauber der Landschaft hinzugeben schien, und den Weg nach der kleinen Stadt Sevres einschlug.

Der Unbekannte saß in untadelhafter Haltung zu Pferde, trug Reitstiefeln, ein Jagdhabit und einen dreieckigen Hut, wie er damals noch bei Zivilpersonen in Gebrauch war. Auch Reymond war mit einem Jagdrocke bekleidet. Er hatte Stulpstiefeln mit silbernen Sporen an den Füßen, und auch sein Filzhut verrieth so wenig wie der des Unbekannten einen militärischen Charakter.

„Bürger", nahm der Reiter das Wort, Ihr Pferd ist schön, obendrein vorzüglich."

„Ja, Bürger," antwortete Reymond, „es ist schön, obendrein vorzüglich."

„Es ist ein Araber, allein von der großen Race. Zuerst hielt ich es für ein türkisches Pferd, — Ihr wißt's schon, jene edle Mischgattung von tartarischem und zirkassischem Blute."

„Ich kenne diese Race," erwiderte der Hauptmann. „Das arabische Pferd unterscheidet sich vom türkischen durch das schönere Kreuz, und vor Allem durch den feineren Schwung des Halses."

„Ich meine auch, daß die Weichen schmaler sind," fügte der Unbekannte hinzu.

„Das ist sicherlich ein Mann", dachte Reymond, „der sich mit der Zucht von Racepferden beschäftigt. Er ist vielleicht bei den Staatsgestüten angestellt."

„Mit solch einem Pferde", hob der Unbekannte wieder an, „macht man sechs französische Meilen in der Stunde. Ich wette, daß Ihr einen tüchtigen Ritt vorhabt."

„Ja," versetzte Reymond, dessen Aufmerksamkeit rege

ward; „aber ich füge mich der Lust und Laune meines Pferdes. Wenn es die Luft in der Richtung nach Paris hin einschnuppert, kehre ich um."

„Wollt Ihr einen Galopp nach Versailles wagen, Bürger?"

„Warum nicht!" antwortete der Offizier und zog straff die Zügel an.

„Einen Augenblick!" bat der Unbekannte. „Ich galoppire niemals bergan, und hier kommt schon die Anhöhe von Sevres."

„Reiten wir also noch ein wenig im Schritt," versetzte der Hauptmann und ließ den Zügel wieder loser herabfallen. — So ritten die Beiden durch die Straßen der kleinen Stadt. Als sie an der Porzellanfabrik vorbei kamen, deutete der Unbekannte mit seiner Reitpeitsche auf die Façade des Gebäudes. „Seht da", sagte er, „fast eine Ruine heutzutage!"

„Jawohl, eine prächtige Ruine von Porzellan."

„Haha," lachte der Unbekannte, „die Republik ist von Fayencegeschirr. Freilich, seit dem Direktorium nimmt das Porzellan und selbst das plattirte Geschirr wieder den Ehrenplatz ein, der ihnen gebührt. Wir rearistokratisiren uns, Bürger."

„Findet Ihr das schlimm, Bürger?"

„Ich? Durchaus nicht! Obschon Ihr mich hier auf einem Klepper der Normandie seht, bin ich doch ein Kind von recht vornehmem Stamme. Ja, ich habe enorme Verluste gehabt . . . Aber das Vaterland vor Allem! und ich gehöre zu Denen, welche, indem sie ihre Thaler verlieren, die Resultate der Revolution vom politischen Standpunkte aus bewundern."

„Daran thut Ihr Recht," sagte der Hauptmann. „Das sind ehrenhafte Gesinnungen."

„Ich sehe, Bürger, es sind gleichfalls die Eurigen."

„Mit dem Unterschied, Bürger," versetzte der Hauptmann, „daß ich bei der Revolution Nichts verloren zu haben meine."

Der Unbekannte warf einen verstohlenen Blick auf unsern Offizier, welcher diesem nicht entging. Um seine Gleichgültigkeit und Unbefangenheit zu beweisen, pfiff der Hauptmann einen Marsch. „Ihr dient in der Kavallerie?" forschte der Fremde.

„Ja, Bürger, und ich komme von der egyptischen Armee. Viele Leute wissen dies seit vorgestern."

„Euer Pferd hatte mich dies sogleich errathen lassen, Herr Oberst."

„Soweit sind wir noch nicht," antwortete Reymond, „vielleicht später . . . ich bin Hauptmann."

„Sie werden Oberst und General werden, mein Herr. Ich verstehe mich auf Prophezeihungen. Da Sie von Egypten kommen, haben Sie die neuesten Nachrichten von der Armee und dem großen General en Chef. Man spricht nur von seiner bevorstehenden Rückkehr . . ."

„So?" versetzte Reymond, „kündigen die öffentlichen Blätter dieselbe an? Ich lese gar keine Zeitungen."

„Lieber Himmel!" antwortete der Fremde, „die Zeitungen sind immer nur das Echo wohlunterrichteter Leute. Sie z. B., Herr Hauptmann, müssen sich eine Meinung über die fernere Dauer unserer Besetzung Egyptens gebildet haben."

„Gewiß", sagte Reymond.

Der Unbekannte ritt so nahe heran, daß sein linker Stiefel fast den rechten des Hauptmanns berührte. „Verzeihen Sie meiner Neugierde," hob der Fremde an. „Ich habe dabei ein großes Interesse. Ich habe die Ehre, ein wenig mit dem General Desaix verwandt zu sein, einem Manne . . ."

„Von bewunderungswürdigen Eigenschaften", ergänzte der Offizier. „Ich gratulire Ihnen zu dieser Verwandtschaft, mein Herr."

„Meine Mutter war eine Cousine der Mutter des Generals."

„Nun, mein Herr", betheuerte Hauptmann Reymond, „Ihr erlauchter Verwandter verrichtet Wunderthaten und seine Beziehungen zu Bonaparte sind von der freundlichsten Art."

„O, das interessirt mich auf's Lebhafteste, Herr Hauptmann . . . Ein edler Mann, dieser Herr Desaix!"

Der Unbekannte fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er schien tief ergriffen zu sein. Der Hauptmann begann sehr gelassen wieder seine Marschmelodie zu pfeifen.

„Aus Mitleid, Herr Hauptmann", nahm der Fremde wieder lebhaft das Wort, „erzeigen Sie mir einen wichtigen Dienst! Sie reden mit einem Manne, der schwere Unglücksfälle erlitten hat, deren Schmerz . . . aber schweigen wir davon, ich vertraue darauf, daß Ihr Charakter ein edler ist . . . Desaix ist mein Verwandter und ich habe das größte Interesse, zu erfahren, ob er noch in Egypten bleibt. Hätte ich das Glück, ihn bald in Frankreich wiederzusehen, so würde er mein Beschützer sein und mir mein Recht verschaffen. Ich stehe noch auf der Liste der Emigrirten . . . Ja! Hauptmann, ich gehöre zu der großen Schaar der Fructidorisirten und das trifft mich nicht blos im gewöhnlichen Sinne, sondern es ruinirt mich, weil man einen Grundbesitz, mein letztes Eigen-

thum, zum Besten der Nation mit Beschlag belegt hat. Verkauft man dieses Besitzthum, so bin ich verloren; und doch rührt mein Unglück nur von einem Irrthum im Namen, in der Person her. Meine Reklamationen helfen zu Nichts, man weist mich zurück. Ich bin fructidorisirt durch einen unbegreiflichen, räthselhaften, unseligen Irrthum der Beamten . . . Ach, wäre Desaix nur hier! Wird er bald zurückkehren, Hauptmann, und gedenkt der ruhmvolle General en Chef die Geschicke unseres unglücklichen Frankreichs in seine Hand zu nehmen? Aus Erbarmen . . . reden Sie! . . ."

Reymond pfiff nicht mehr seit dem ersten ernsthaften Wort des Unbekannten. Er hatte ihn zwei oder dreimal verstohlen angeblickt und sah, daß er in der That sichtlich ergriffen war.

Der Hauptmann befragte, wenn er einem Unglücklichen gegenüberstand, immer zuerst sein Herz, mit dem Vorbehalte, nachher auch die Klugheit zu Rathe zu ziehen.

„Mein Herr," fragte Reymond, „darf ich mir Ihren Namen ausbitten?"

„Lieber Gott, Hauptmann", versetzte der Fremde, „mein Name ist Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt; meine Familie ist vom alten Adel . . . aber meine Gesinnungen sind die eines guten Patrioten . . ."

„Daran zweifle ich nicht, mein Herr; ein Grund mehr, mich für Ihren Namen zu interessiren!"

„Offenherzig gesprochen, Hauptmann, ich verberge seit langer Zeit meinen Namen, weil ich fructidorisirt worden bin. O über mein Unglück! Wenn ich wagen dürfte, Ihnen zu bekennen, wer ich bin..."

„Sie dürfen das mit voller Sicherheit."

„Wohlan, ich vertraue Ihnen, mein tapferer Hauptmann," sagte der Fremde, unruhige Blicke umhersendend, als ob er befürchte, von Jemanden behorcht zu werden. „Ja, ich vertraue Ihnen, und will Ihnen nicht länger meinen Namen verbergen, da Sie schon einen Theil meines Unglücks erfahren haben... Vernehmen Sie also, ich bin im Monat November 1792 emigrirt. Einige Monate lang diente ich in der Armee von Condé . . . ich verbarg mich unter verschiedenen Namen . . . kurz mein bester Herr Hauptmann, ich heiße (hier dämpfte der Fremde den Ton seiner Stimme) Graf Reymond de Vitry, Sohn des unglücklichen Grafen de Vitry, welcher am 22. März 1793 auf dem Revolutionsplatze guillotinirt wurde."

Der Fremde schwieg und hielt ein Schnupftuch vor seine Augen. Er vergoß Thränen . . . wenigstens schien es so. Die beiden Reiter waren jetzt auf dem Gipfel der Höhe angelangt, von welcher man Sevres und Chaville übersieht.

Die Hauptstraße nach Versailles durchschnitt hier eine liebliche Ebene, welche fast mit reifem Getraide und dunkelgrünen Weinstöcken bedeckt war. Ein erfrischender Luftzug wehte, und der in Gold und Purpur erglühende Abendhimmel bildete einen Hintergrund zu dem Bilde. — Bei dem Namen, welchen der Fremde aussprach, war Reymond betäubt, als wenn plötzlich eine Bombe zu Füßen seines Pferdes geplatzt wäre. Bei den Details, welche der Fremde weiter hinzufügte, zuckte das Herz des Hauptmannes blutend empor. Als diese erste heftige Aufwallung wie ein Blitzstrahl verflogen war, umkrampfte Reymond seine Reitgerte und wollte ausholen, um dem Betrüger einen derben Schlag in das Gesicht zu versetzen. — Aber wir haben schon gesagt, der Hauptmann, welcher auf dem Schlachtfelde keine Furcht kannte, war zugleich mit jener bewunderungswürdigen Willenskraft begabt, welche heldenmüthig den stürmischen Aufwallungen des Blutes und der aufbrausenden Leidenschaft zu gebieten weiß. In einem Nu fand seine Seele wieder die gelassenste, unerschütterliche Ruhe. Nicht einmal einen Blick auf den Unbekannten werfend, nicht einmal bewegter als vorher athmend, senkte Reymond in natürlicher Weise das Haupt und erwiederte:

„Mein Herr, Sie führen da einen ehrenvollen Namen. Ja, Ihr Unglück ist groß. Indeß, da der General Desaix Ihr Verwandter ist, lassen Sie den Muth nicht sinken. Was den Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Frankreich betrifft, so kennt einzig das Gouvernement dies Geheimniß. Dem General en Chef selber sind die Absichten des Direktoriums unbekannt. Es thut mir leid, daß ich Ihnen keine bessere Auskunft zu ertheilen vermag. Aber da sind wir ja auf der Ebene. Wollen Sie noch immer nach Versailles galoppiren? Ich sage Ihnen vorher, daß mein Pferd, wenn es einmal im Schuß ist, sehr schnell und sehr weit laufen wird."

„Immerhin! galoppiren wir!" rief der Fremde, sein Schnupftuch wieder einsteckend. „Mein Normann ist auch nicht schlecht. Und zum Teufel die Sorgen! In der That, wie konnte ich so einfältig sein, Ihnen den Ritt zu verderben? Verzeihen Sie mir ... ich werde nicht mehr davon reden ... Also, im Galopp nach Versailles! Ich kenne dort eine ausgezeichnete Restauration ... wenn Sie mir erlauben wollen ..."

„Sind Sie bereit?" unterbrach ihn der Hauptmann, welchen die Ungeduld nicht länger rasten ließ. „Sind

Sie bereit? Vorwärts! Halten Sie sich einen Büchsenschuß von mir entfernt!"

Der Fremde schlug zum Galopp an. Als er weit genug entfernt war, zog Reymond, welcher sein Pferd angehalten hatte, straff den Zügel an, drückte die Knie ein wenig an die Flanken seines Renners, und fühlte dieses leise zittern.

Bei der nächsten Bewegung seines Reiters, welche es geduldig erwartete, flog das herrliche Roß wie ein Vogel von dannen, so leicht, so behende und so geschwind, daß es in zwei Minuten das normännische Pferd erreicht und überholt hatte. Der Reiter, dessen Stiefel der Hauptmann streifte, fühlte sein Gesicht von dem flatternden Zipfel eines Halstuches berührt — aber es war wie ein Blitzstrahl. Zehn Minuten später war das arabische Roß nebst dem Offizier, welcher es ritt, in den gelben Staubwolken des Weges und den verglühenden Strahlen der untergehenden Sonne verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Blumenstrauß.

Mein Herz war eine Wüste,
Unfruchtbar, traurig, stumm,
Du schufst es mit deiner Liebe
Zu einem Garten um.

Nun klingen drin viele Lieder
Und schlagen viel Blumen aus,
Ich brach von den allerschönsten
Dir diesen Blumenstrauß.

Vergißmeinnicht.

Wir suchten im Wald und auf der Wiese,
Wir machten uns müde Augen und Füße,
Und Alles umsonst — wir fanden sie nicht
Die blaue Blume Vergißmeinnicht.

Ermattet blieben wir endlich stehen
Und thaten uns traurig in's Auge seh'n;
O süßer Schrecken! Fast glaubten wir's nicht,
Da blühten zwei blaue Vergißmeinnicht.

Sonnenblume.

Als wie am blauen Himmel die Sonne,
So schwebt in deinem Aug' mein Glück,
Schau ich in's Aug' dir, strahlt die Wonne
In's Herz mir tausendfach zurück.

Als wär's ein wunderbarer Samen,
Viel tausend Blumen sprossen auf,
Und alle flüstern deinen Namen
Und schau'n zu deinem Auge auf.

Jelängerjelieber.

Kein einziges Wort genügt dafür,
Wie lieb, wie lieb ich dich habe,
Je länger du liegst am Herzen mir,
Je lieber ich dich habe.

Und kann ich schon jetzt nicht mehr das Wort
Für meine Liebe finden,
Und geht das immer so fort, so fort,
O sprich, wie soll das enden.

Maiblümchen.

Ich lag halb träumend im Walde,
Die Luft war kuhl und heiß,
Maiblumen mit weißen Glöckchen
Umstanden mich im Kreis.

Sie sprachen: „Was bist du alleine,
Bring uns dein Schwesterlein,
Dann läuten wir uns're Glocken,
Dann soll eure Hochzeit sein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 11.

Liebe.

Buchstabenräthsel.

Mit H ist es der Kinder Spiel,
Mit M sie lassen's fallen viel,
Mit B ist's ihnen schwere Pflicht,
Mit N da leid't's die Mutter nicht,
Mit T ist's gar probat und still,
Wenn das mit P man treiben will.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 14. | Erscheint jeden Sonntag. | 3. April 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Reiter mit einem Lächeln des Dankes das junge Mädchen gegrüßt hatte, das wie ein Schutzengel ihm so eben die Pforte zum heißersehnten Paradiese geöffnet, näherte Reymond sich, mit dem Hute in der Hand, dem schönen jungen Mädchen, das unter dem Schatten einer großen schönen Eiche stand.

Helene erwartete unbeweglich, mit gesenktem Blicke und einer wenigstens scheinbar ruhigen Würde, den Freund ihres Bruders.

Der Hauptmann war bleich vor Aufregung. Man sah, daß er seinem Gange Festigkeit zu geben suchte. Er zitterte, der tapfere Krieger.

Als er sechs Schritte von Fräulein de Renecy entfernt war, blieb er stehen und richtete einen unsicheren, ehrfurchtsvollen Blick auf sie. Von Helenen's Schönheit geblendet, fuhr er zusammen und verbeugte sich, ohne nur ein Wort hervorbringen zu können. Helene trat ihm zwei Schritte entgegen, und sie war es, die das Gespräch begann.

„Fürchten Sie nichts, mein Herr", sagte sie mit einer von ihrer inneren Bewegung leicht ergriffenen Stimme. „Sie sind mir willkommen."

„Wie unendlich bin ich Ihnen verpflichtet, mein Fräulein", erwiderte Reymond. „Ich hoffte kaum . . . ich hatte Unrecht, an Ihrer bezaubernden Güte zu zweifeln."

„Herr de Vitry ist", antwortete Helene, „als er hierherkam, sich gewiß bewußt gewesen, daß es vieler Vorsicht bedürfe. Mein Vater befindet sich in einem Zustand beklagenswerther Schwäche.... die Gegenwart des Herrn de Vitry würde ihm sehr schädlich sein...."

„Ich weiß es, mein Fräulein", sagte Reymond seufzend. „Ich erfuhr in Tours, aber indirekter Weise und ohne daß ich ein Interesse daran zu nehmen schien, den schrecklichen Zustand des Herrn von Renecy."

Helene schlug die Augen nieder und Reymond sah eine Thräne am Rande der schwarzen Wimpern des ernsten jungen Mädchens glänzen.

„Verzeihung!" fuhr er fort. „Ich komme nach Renecy, um Ihnen meine Dienste oder vielmehr die Huldigung einer Hingebung anzubieten, die schon sehr alt ist und nur mit meinem Leben erlöschen wird."

„Ich danke Ihnen, mein Herr", sagte die stolze Jungfrau, „Gott hat uns nicht verlassen, und wir hoffen, daß man uns hier im Lande hinlänglich achtet, um uns auf keine Weise Kummer zu bereiten. Wir haben schreckliche Zeiten erlebt . . . durch eine besondere Gnade der Vorsehung sind wir von keinem zu empfindlichen Unglück betroffen worden.

Der Hauptmann begriff mit einer unbeschreiblichen Herzensbeklemmung, daß es Fräulein de Renecy widerstände, einen Mann, der unter der Fahne der Republik diente, zum Beschützer anzunehmen. Seine ganze Vergangenheit, jenes glänzende, freundliche Traumbild, trat ihm in diesem Augenblick vor die Seele; Schmerz, Reue, beleidigter Stolz und vor Allem die leidenschaftliche Liebe, die ihn von jeher für Helene erfüllt hatte, alle diese brennenden und unbeschreiblichen Gefühle erschütterten seine Seele. Er hatte Mühe, den Sturm, der in ihm tobte, zu beschwören.

Helene war einige Schritte in einer Allee vorangegangen.

Reymond folgte ihr, aber in einiger Entfernung. Marguerite, die sich auf eine Bank vor der Fasanerie gesetzt hatte, blickte verwundert auf die beiden jungen Leute, die in der Allee auf- und abgingen, und so ernst miteinander sich unterhielten.

„Sollten sie sich zum ersten Male sehen?" fragte sich das frische Landmädchen, dessen klarer, sanfter Blick und offenes Gesicht eine lustigere Szene zu erwarten schienen.

Marguerite hatte gewissermaßen Recht. Reymond und Helene sahen sich zu ersten Male seit dem Jahr 1792 wieder, seit sieben Jahren, seitdem eine Revolution sonder Gleichen das Antlitz von Frankreich verändert hatte; seitdem blutige Mißgeschicke ihre Familien in Trauer

versetzt hatten; kurz, seitdem der Graf de Vitry, Page der Königin Marie Antoinette im Jahre 1788, Offizier des Königs am Ende jenes denkwürdigen Jahres und Emigrant im Jahre 1792 — seitdem dieser unglückliche Edelmann, mit seiner ganzen Vergangenheit brechend, das Territorium der Republik wieder betreten und sich mit Leib und Seele unter die Fahne der Freiheit gestellt hatte, um seinen Theil an Ruhm und Gefahren mit den französischen Heeren zu erkämpfen.

Ja, Marguerite hatte Recht, Helene und Reymond, die beiden von der Königin in Schutz genommenen, von der Königin geliebten, durch sieben Jahre der Revolution von einander getrennten Kinder, Reymond und Helene, von denen der Eine das Alter von sechsundzwanzig, die Andere dreiundzwanzig Jahren inmitten so vieler stürmischen Tage erreicht hatten, fanden sich gegenseitig so gänzlich verändert, daß sie sich in Wahrheit zum ersten Male sahen.

Indessen wurde, nachdem sie fast schweigend einige Minuten lang ihren Spaziergang fortgesetzt hatten, der Hauptmann, dessen Kopf zu brennen anfing (denn Fräulein de Rencey war für ihn das Höchste in der Welt), plötzlich belebt, als wenn ein Lichtstrahl in die Nacht seiner Seele gefallen wäre.

„Mein Fräulein", rief er aus, „es ist mir unmöglich, länger der Qual zu widerstehen, die man mir anthut. Ach! es würde besser gewesen sein, mich nicht zu empfangen . . . Ja, ich würde abgereist, ich würde nach Egypten zurückgeführt sein, mich wieder zu dem Heere begeben haben und bei der ersten Affaire mich, mit dem Säbel in der Faust, in einen Haufen von Türken oder Arabern gestürzt haben; man hätte mich niedergesäbelt oder mir den Kopf zerschmettert; ich wäre mit dem Eisen in der Hand nach einer schönen Waffenthat gefallen, und mein Name würde von einem großen Mann am Tage nach der Schlacht und einst von der Geschichte lobend genannt worden sein."

Reymonds flammender Blick, der Ton seiner seltsam vibrirenden Stimme machten Fräulein de Rencey erbeben. Sie blieb plötzlich stehen und schien versucht, ängstlich zurückzuweichen.

In diesem Augenblicke ließ sich ein Wiehern von jenseits der Ringmauer hören.

„Ach, ja!" fuhr der Hauptmann mit einem unbeschreiblichen Lächeln fort, „ja, ich verstehe. Es ist ein Freund, der meine Stimme hört und mir antwortet, der mich zu sich ruft . . . Es ist mein braver Gefährte . . . mein Roß, mein einziger Freund in dieser Welt!"

Helene wendete das Haupt ab und brachte ihr Tuch an die Augen. Der Hauptmann näherte sich rasch, verbeugte sich rasch und sagte, ihre Hand ergreifend: „Helene, Sie hassen ihn also nicht, den armen Soldaten, der seit sieben Jahren durch die Gefahren aller Schlachtfelder hindurch nicht aufgehört hat, Sie anzubeten? Da", fuhr er fort, ein Medaillon aus seinem Busen ziehend, „erkennen Sie das?"

Fräulein de Rencey stieß einen Schrei aus. Sie hatte das Miniaturportrait erkannt. Es war das ihrige, in einem Alter von sechszehn Jahren. Die Königin hatte das Portrait Fräulein de Rencey's haben wollen, die in früher Jugend ihrer Person beigegeben worden war, und die sie zärtlich liebte. — Als Marie Antoinette erfuhr, daß Reymond de Vitry um ihrer Sache willen sein Vaterland verließ, hatte sie ihm, da sie seine Neigung für Helene kannte, das reizende, auf Email ausgeführte Gemälde als ein Andenken der Dankbarkeit, als ein letztes Lebewohl zustellen lassen.

„Ja," fuhr Reymond fort, „dies Portrait hat mich niemals verlassen. Immer und überall, im Bivouak wie im Feuer, hat es da geruht, dies edle, mir von königlicher Hand gespendete Bild; da, da (schaudern Sie!) auf diesem republikanischen Herzen!"

Der Araber wieherte zum zweiten Male.

„Mein Fräulein", nahm Reymond mit ächt militärischer Lebhaftigkeit wieder das Wort, „fragen Sie jenen tapfern Gefährten, wie unendlich oft ich ihm in unserer stillen Einsamkeit Ihren angebeteten Namen zugerufen habe?"

„Mein Herr", sagte Helene mit gerührter Stimme, „Sie beschuldigen mich der Strenge; — der Undankbarkeit sollen Sie mich wenigstens nicht anklagen. Ich weiß Alles, was Sie für Henry, meinen unglücklichen Bruder, gethan haben, der ohne Sie auf dem Schlachtfelde, jedes Trostes beraubt, gestorben sein würde..."

„Mein Fräulein", versetzte Reymond, „lassen wir dies schmerzliche Ereigniß ruhen! Würde Henry mir nicht zur Hülfe gekommen sein, wie ich ihm es that? Ach! ihn zu retten vermochte ich nicht . . . Ich brachte ihn von dem Schlachtfelde ins Hauptquartier, wo ihm mindestens weder die Bemühungen der Aerzte, noch die segensreichen Hülfsmittel der Religion gefehlt haben. Der Name Henry de Rencey's wird in glorreichem Andenken unter seinen Waffengefährten bleiben. Er schlug sich wie ein Held, er starb wie ein Christ."

Helene war in großer Aufregung, dem Hauptmann

die Hand zu reichen. Beiden standen die Thränen in den Augen.

Hier müssen wir uns beeilen, in kurzen Worten eine Erklärung einzuschalten:

Wenn im Jahre 1792 Reymond sich mit dem emigrirten Prinzen vereinigt hatte, war es seine aufrichtige und ehrliche Meinung gewesen, daß seine Pflicht als Edelmann und Offizier ihm geböte, der Fahne zu folgen, der er Treue geschworen. Der König und die Königin waren gefangen . . . Reymond wußte nichts Besseres zu thun, als sich jenen braven Dienern des Königthums anzuschließen, die ihrem Souverän das Opfer ihres Lebens schuldig zu sein glaubten. Reymond war, zur großen Freude seines Vaters, des alten Grafen de Vitry, nach Deutschland gegangen, und da er um ein Dienstjahr seinem Freunde, Henry de Rencey, voraus war, hatte er sich diesem innig angeschlossen! war er doch der Bruder seiner Geliebten, Helenen's Bruder, die damals kaum sechszehn Jahre zählte, aber schon von einer Schönheit war, die nur ihres Gleichen in der Reinheit ihrer Seele fand.

Nun ereignete es sich aber nach einem unerklärlichen Schicksalsspruche, daß, während die Kinder dieser beiden Familien sich zärtlich liebten, ihre Väter, die Herren de Vitry und de Rencey, sich gegenseitig haßten. Ja, seit langen Jahren herrschte eine erbliche Feindschaft unter diesen beiden Familien. Was liegt an der Ursache? Sie war da, lebhaft und brennend, wie der Haß der Montague und Capulet, deren unglückliche Kinder sich anbeteten.

So erinnerten Helene und Reymond an Julie und Romeo; so hatte, vielleicht dieser Beziehung wegen, die Königin Marie Antoinette dieses edle junge Paar, dessen unerwartete Vereinigung geeignet schien, den beklagenswerthen Zwistigkeiten, die ihre Familien trennten, ein Ziel zu setzen, unter ihren Schutz genommen.

„Der Haß der Väter gehe unter in der Liebe ihrer Kinder“, hatte Shakespeare gesagt und so auch die liebenswürdige Königin.

Aber nach dem Tode Henry de Rencey's, der auf dem Schlachtfelde verwundet worden, hatte eine unüberwindliche Schwermuth, eine tiefe Entmuthigung sich der Seele des jungen de Vitry bemächtigt. Er blieb indessen seiner Fahne und seinem Soldateneide treu, als die Nachricht von dem Tode Ludwig's XVI. und acht Monate später die vom Tode der Königin den letzten Hoffnungstraum, der noch geblieben war, in ihm vernichtete.

Der König, dem Reymond Treue geschworen, war nicht mehr . . . aber das Vaterland war geblieben, und ein erhabener Ruf ließ sich plötzlich in dem Herzen des edlen Jünglings vernehmen.

Das Vaterland, sein alter Vater und Helene! . . . er zögerte nicht mehr. Einige Compagnien der Condé'schen Armee waren verabschiedet worden; Reymond verließ Deutschland, begab sich in die Schweiz, von da über die Alpen, und nahm Dienste in jenen herrlichen Bataillonen der italienischen Armee, die, von dem Degen Bonaparte's geleitet, Wunder verrichteten. Hier fand Reymond Brüder; hier öffnete sich sein erleichtertes Herz dem berauschenden Odem des Ruhmes und der Vaterlandsliebe. Sich einen Namen erwerben, Frankreich dienen, durch seine Unerschrockenheit einen hohen Grad gewinnen, eines Tags in sein Vaterland zurückkehren, um seinen alten Vater und Helene zu beschützen . . . das war der fieberhafte und berauschende Gedanke, der seine Seele erfüllte und ihn zu einem der tapfersten Soldaten der italienischen Armee machte.

Nach dem Vertrage von Campo Formio war Reymond im Begriff, sich im Gefolge des Generals Bonaparte auf den Weg nach Frankreich zu begeben, als die öffentlichen Blätter ihm das blutige Ende des Grafen de Vitry berichteten, seines Vaters, des Ex-Marschalls, Ex-Pairs des Königreiches, der, als des Verbrechens der Verschwörung gegen die Republik angeklagt und überführt, vom Revolutions-Tribunal zum Tod auf dem Schaffotte verurtheilt worden war.

Der erste Gedanke Reymond's war ein Gedanke der Verzweiflung; er wollte sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Ein Medaillon, das ihn nie verließ, zeigte ihm plötzlich die himmlischen Züge Helenen's de Rencey. Reymond warf seine Pistole fort und rief: „Wohlan, behalte mich, mein Vaterland! Ich werde fortfahren, dir zu dienen, grausames unglückliches Land! Und was sollte auch ohne mich aus dem edlen jungen Mädchen werden, dem ich mein Leben geweiht habe?“

Herr de Vitry fuhr fort, in Italien unter dem Namen Reymond zu dienen. Er wurde Lieutenant in einem Guidenregiment, und als die Expeditionsarmee nach Egypten abging, schiffte er sich mit mehreren seiner Kameraden nach Malta ein, welches der Ober-General als Sammelplatz bezeichnet hatte, um sich dort mit der französischen Flotte zu vereinigen.

Das Uebrige aus seinem abenteuerlichen Leben wird er uns wahrscheinlich selbst im Fortgange dieser Geschichte erzählen.

Kehren wir in den Park von Rencey in der Touraine

zurück. Die Sonne war im Begriff unterzugehen, und Fräulein de Rencey fürchtete, ihren Vater zu lange allein zu lassen.

„Mein Herr", sagte sie zu Reymond, „da die Vorsehung Sie in dies Land zurückgeführt hat, so glaube ich, daß es zum Glück für uns Beide ist. Es ist spät, mein Vater bedarf meiner. Wenn Ihnen daran gelegen ist, mich wiederzusehen, so werde ich mich hier an derselben Stelle morgen Nachmittag zwischen ein und zwei Uhr wieder einfinden.

Der Hauptmann verbeugte sich und bat um die Erlaubniß, ihre Hand zu küssen; eine Vergünstigung, die Helene wahrscheinlich nicht zu gewähren gewohnt war, denn sie bewilligte sie nur zitternd.

Reymond, dessen Absicht es war, 48 Stunden in Toues zu bleiben, versprach am folgenden Tage zur bestimmten Stunde zu kommen. Er begab sich zu seinem Pferde, jenem treuen Gefährten, der, beunruhigt über sein Schicksal, nicht aufhörte, ihn zu rufen.

(Fortsetzung folgt.)

Gebt mir mein Geld zurück!

Scherz von J. F. Castelli.

Zu schlürfen das Vergnügen
Stets fort in vollen Zügen
Auf dieser schönen Welt,
Und um recht flott zu leben,
Hab' ich schon ausgegeben,
Ein wahres Heidengeld.

Doch jetzt muß ich gestehen,
So will's nicht länger gehen,
Mein Ziel hab' ich verfehlt,
Es hat sich schlimm geendet,
Hab' Alles jetzt verschwendet,
Gebt mir zurück mein Geld!

Als Knabe mußt' ich lernen,
Die Namen von den Sternen,
Wie Roma war bestellt,
Wann Cäsar war geboren,
Ich bitt' Euch Professoren,
Gebt mir zurück mein Geld!

Dann hab' ich Jus studiret
Und ward gar graduiret;
Doch wär's ein größ'res Glück,
Man hätte mich gelehret,
Wie man das Recht verkehret,
Gebt mir mein Geld zurück!

Es kosteten die Frauen
Mich Geld, es ist zum Grauen;
Doch wurd' ich arg geprellt,
Man hat mir Lieb' gelogen
Und dann mich arg betrogen;
Gebt mir zurück mein Geld!

Ich nahm aus einem Städtchen
Zum Weib ein armes Mädchen,
Auch dieses war gefehlt,
Als nicht mehr ging das Prassen,
Hat sie mich dann verlassen,
Gib mir zurück mein Geld!

Für die Theaterstücke,
Die Ihr mit Ungeschicke
Verfaßt und mich gequält,
Und für die Opern alle,
Voll Lärm vom Trommelschalle,
Gebt mir zurück mein Geld!

Für all' die Medizinen,
Die gut mir sollten dienen,
Wenn etwas mir gefehlt,
Für Bücher, die zu lesen
Langweilig mir gewesen,
Gebt mir zurück mein Geld!

Wenn ich zurück erhielte,
Was ich verthat, verspielte,
Dann wär's für mich ein Glück,
Nur das, was ich im Leben
Den Armen hab gegeben,
Das will ich nicht zurück.

Auflösung der Charade in Nr. 13:

Nasenstüber.

Charade.

In der Zweiten Silber-Welle
Siehst du oft bei Sonnenhelle
Meine Erste schnell sich regen,
Und sich lebensfroh bewegen.
Auch dient sie dir auf viele Weise
Zu einer angenehmen Speise.
Vom Ganzen läßt man sich in Nürnberg wohl bedienen,
Es treibt sogar auch Mühlen und Maschinen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 15. Erscheint jeden Sonntag. 10. April 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

8.

Der versiegelte Brief.

Die Uhr auf der großen Treppe des Schlosses von Rencey schlug zwölf. Der ehemalige Marquis, der Mann der Traditionen und alten Gewohnheiten, speiste um diese Stunde zu Mittag. Sein Wahnsinn hatte den sonderbaren Charakter, daß er ihm die Vergangenheit in vollkommener Klarheit erscheinen ließ. Der alte Herr lebte nur im Rückblick; sein Gedächtniß war von überraschender Treue für Alles, was den ersten Tagen der Revolution vorangegangen; aber von dieser Epoche an war sein Gedächtniß getrübt; es war, als wenn der durch den Fall der Monarchie gewaltsam erschütterte Geist des Herrn de Rencey sich unter den Trümmern verdunkelt hätte; sein Auge konnte nicht durch den Staub dieser Ruinen dringen, und wenn er zuweilen lichte Augenblicke hatte, wenn ein Schimmer der Wahrheit das Lebensbild der Gegenwart, die Wirklichkeit der Revolution ihm enthüllte: ach! dann nahm sein Irrsinn einen wahrhaft erschreckenden, wilden Charakter an. Diese Ausbrüche des Zorns waren indessen nur von kurzer Dauer; die Geistesschwäche erhielt wieder die Oberhand; die Wuth erschöpfte sich, und der Marquis verfiel aufs Neue in seine Träumereien oder vielmehr Visionen; ein Zustand von niederbeugender Trauer für die Umgebung des Irren, aber für ihn selbst gewissermaßen glücklich, da er ihm Ruhe, Leben, Gesundheit zurückgab.

Helene servirte ihrem Vater den Kaffee im Eßsaale, und beim Anblick dieses labenden Getränkes, das aus der Röhre einer silbernen Kaffeekanne in seine Tasse von altem Sevres floß, verfehlte der Marquis, der für sein Leben gern erzählte, niemals, seiner Tochter bei dieser Gelegenheit Hof-Anekdoten zum Besten zu geben, die sie schon hundertmal gehört hatte, aber denen sie immer aufs Neue ein freundliches Lächeln schenkte.

„Ja, mein Fräulein," sagte heute der ehemalige Marquis, „der Herr de Voltaire trank täglich bis zu vierzehn Tassen Kaffee, und hatte wahrlich deßwegen nicht weniger Geist. Die Tragödie Merope ist eines Abends aus einer Tasse Kaffee hervorgegangen. Was Orosman betrifft, so würde er ganz gewiß nie das erhabene und zärtliche Wort: „Du weinst, Zaïre?" gefunden haben, wenn er keinen Kaffee getrunken hätte."

„Wenn Herr de Voltaire keinen Kaffee getrunken hätte, wollen Sie sagen, mein Vater", erwiderte Helene mit freundlichem Lächeln.

„Versteht sich, mein Fräulein", versetzte der Marquis. „Ach so", fuhr er fort, „hat man mein Jagdkleid zurecht gelegt? hat man den Hufschmied für meine Pferde geholt? Ich bin morgen im Gefolge des Königs und man sagt, daß die Königin dieser Jagd beiwohnen wird. Wenn der Wind sich im Südwesten erhält, so können wir leicht drei Hirsche auftreiben... Der Südwind ist vortrefflich für die Witterung wegen der Feuchtigkeit, die er dem Boden gibt. Trockener Wind, kein Wild! erinnern Sie sich dessen, mein Fräulein?"

„Ja, mein Vater, das ist sehr richtig!" antwortete das geduldige Mädchen.

Indessen schritt die Zeit vor und Helene sah nicht ohne Angst den Augenblick des Rendezvous, das sie am gestrigen Abend bestimmt hatte, sich nähern.

Ihr Sinnen war fortwährend darauf gerichtet, ein Mittel zu finden, dem Hauptmann eine Zusammenkunft mit dem Marquis zu bereiten, ohne daß dieser Besuch üble Folge hätte. Sie fürchtete das erste Aufbrausen ihres Vaters; sie sah einen heftigen Auftritt vorher, aber sie fühlte auch, wie glücklich es für drei Personen sein würde, wenn Herr de Rencey sich endlich mit Reymond, diesem treuen Herzen, diesem edlen Krieger, der den alten Herrn und sie selbst gegen jedes Ungemach schützen könne, versöhne.

„Mein Vater", sagte sie nach langem Zögern, Sie lieben die Jagd leidenschaftlich, es ist ein edler Geschmack;

aber Sie haben einen Nachbarn, der gewiß einer der besten Schützen des Landes ist."

„Wie heißt er, mein Fräulein?"

„Er ist ein Offizier, dem man allgemein das größte Lob ertheilt", erwiderte Helene, indem ein leises Roth ihr Antlitz überflog.

„In welcher Waffengattung dient er? Bei den Chevauxlegers der Königin oder in den rothen Kompagnien?"

„Ich glaube, bei den Dragonern der Königin, mein lieber Vater. Er hegt eine sehr tiefe Bewunderung für Sie."

„Ich kenne ihn nicht. Wie alt ist er?"

„Nun", sagte Helene zögernd, „ich glaube sechs- bis siebenundzwanzig Jahre."

„Er ist ein Edelmann!"

„Gewiß."

„Gut und fein gebildet, von tadellosen Sitten?"

„Jedermann rühmt ihn, lieber Vater."

„Nun gut, er mag sich mir vorstellen lassen. Wenn ich ihm nützlich sein kann, so soll es auch gerne geschehen."

„Ich muß eines Umstandes erwähnen", fuhr das schöne Mädchen fort. „Dieser Offizier hat früher in Beziehungen zu unserer Familie gestanden."

„Ah! ah!" sagte der Marquis, „ich habe ihm irgend einen Dienst geleistet! . . ."

„Nun . . . ich glaube, ja, mein Vater; und ich möchte behaupten, daß er uns wieder von einigem Nutzen sein kann!"

„Was? Das ist ein wenig eingebildet!" erwiderte der arme Irrsinnige.

„Obgleich in diesem Lande sehr geliebt und geachtet, so wissen Sie, mein Vater, daß wir einige Feinde haben; die Zeiten sind nicht sehr gut . . ."

„Potz Blitz! die kleinen Leute murren mehr als je gegen den Hof. Ah! ah! man gebe mir zwei Regimenter und lasse mich machen!"

„Sehen Sie, lieber Vater", nahm Helene wieder das Wort, „dieser Offizier hat schöne Verbindungen in der Welt; er könnte Ihnen sehr merkwürdige, sehr interessante Dinge aus der Gesellschaft, ja sogar wichtige Neuigkeiten mittheilen . . . ."

„Ich will ihn wohl empfangen, er mag nur kommen. Ein Wort, mein Fräulein", fuhr er fort. „Kennt dieser Offizier die Vitry's? . . . Sie wissen, daß ich in diesem Punkte unnahbar bin. Wenn er zu ihren Freunden gehört, so kann er sich die Mühe ersparen, mir einen Besuch zu machen."

Helenens Herz schnürte sich zusammen. Aber im Angesicht der Schwierigkeit selbst faßte sie Muth, und indem sie die gebotene Gelegenheit benutzte, einen gefährlichen Gegenstand zur Sprache zu bringen, sagte sie: „Ich darf Ihnen nichts verbergen, mein Vater. Ja, dieser Herr kennt die Familie Vitry, er ist sogar mit ihr verwandt."

Der Marquis stampfte mit dem Fuß und hätte beinahe das vor ihm stehende Porzellan umgeworfen. Helene näherte sich ihm, und seine beiden Hände ergreifend, sagte sie mit bewegter Stimme:

„Hören Sie mich, lieber Vater! Sie, der Sie so gut, so loyal, so gerecht sind . . . Sie müssen mir zugeben, daß in dieser Familie, die, ich gestehe es, in großem Unrecht gegen Sie ist, sich ein junger Mann von großem Verdienst und einem vortrefflichen Herzen befindet. Zeigte Herr Reymond de Vitry — verzeihen Sie mir diese Erinnerung — nicht die edelste Aufopferung für meinen armen Bruder?"

Der Marquis sprang in die Höhe, ungestüm, steif, nervös, mit flammendem Blick und keuchendem Athem. Er durchmaß das Eßzimmer mit langen Schritten von einem Ende zum andern; blieb dann plötzlich stehen und, einen zornigen Blick auf seine Tochter werfend, sagte er:

„Unglückliches Kind, woran erinnerst Du mich!"

Und er legte die Hand auf seine Augen, wie um seine Thränen zurückzuhalten.

„Ja", fuhr er fort, indem er seinen Spaziergang wieder begann, „diese schreckliche Begebenheit steht noch vor meinem Geiste . . . Wie und warum habe ich meinen Henry verloren? . . . In welcher Sache? . . . Ach!" schrie er auf, „welche furchtbare Erinnerung! ja . . . eine Emigration . . . eine Armee von Edelleuten im Kampfe mit den Empörern . . . und mein Sohn zum Tode verwundet auf dem Schlachtfelde . . ."

„Wo er Wunder der Tapferkeit vollbracht," fiel ihm Helene schnell in die Rede. „Henry, der mit Ruhm bedeckt gefallen, wurde durch einen unvergleichlichen Freund, einen Waffenbruder, vom Schlachtfelde fortgeschafft, und, Dank den Bemühungen dieses edelmüthigen Herzens, starb Henry in einer Ambulance, umringt von der sorgfältigsten Pflege und allen Tröstungen der Religion. Ach mein Vater! mein Vater! wie können Sie Ihr Herz der Dankbarkeit verschließen, die wir Herrn de Vitry schuldig sind?"

„Mein Fräulein," erwiderte lebhaft der Marquis, „ich weiß, was ich dem Offizier schuldig bin, dessen Betragen bis zu dieser Epoche jedes Lobes würdig war, dessen Gesinnungen bis dahin gewiß sehr verschieden von denen seiner Familie gewesen sind — seiner Familie, einer eingefleischten Feindin der meinigen, die seit zweihundert Jahren nicht aufgehört hat, uns zu schaden. Aber wenn dieser Offizier meinem unglücklichen Sohne den Dienst geleistet hat, von dem Du sprichst, wenn er ein Recht auf meine Dankbarkeit hat, so muß sich darauf Alles beschränken; denn, wir haben aus sicherer Quelle erfahren, wie hat er sich seitdem aufgeführt? Hat er nicht die Armee der Treue verlassen, um zu den Feinden, in's Lager der Empörer überzugehen? . . . Nein, nimmer, nimmermehr! ich werde das niemals vergessen. Er hat sich entehrt dieser Offizier; ja, mein Fräulein, und ob ich ihm auch verpflichtet bin, so erkläre ich Ihnen doch, daß er nie meine Achtung erlangen, und nie, so lange ich lebe, seinen Fuß hier in dieses Haus setzen wird. Lassen Sie mich zufrieden, und kein Wort mehr von ihm!"

Nachdem er diese Worte mit fürchterlicher Stimme, flammendem Antlitz und drohender Geberde ausgestoßen hatte, verließ der alte Herr heftig das Eßzimmer, dessen Thüren er hinter sich zuwarf, und schloß sich in seinen Salon ein, wo ihn der Trost seiner Bücher, seiner Phantasien, seiner Traumbilder erwartete!

Helene, groß und stark in ihrer Betrübniß, erhob im Gebete ihr Herz zu Gott und, da die Stunde nahe war, rief sie Marguerite, um sich mit ihr an die Parkpforte neben der Fasanerie zu begeben.

Der Hauptmann war, wie man sich denken kann, zu rechter Zeit am Orte der Zusammenkunft. Nachdem er sein Pferd an demselben Baum, wie am vorigen Abend befestigt hatte, betrat er den Park, wo Fräulein de Rencey ihn etwas freundlicher, aber mit nicht geringerer Zurückhaltung, als am vorhergehenden Tage empfing.

Fräulein de Rencey hatte heute ihrer Toilette eine Viertelstunde mehr als gewöhnlich geschenkt, denn es war unmöglich eleganter zu sein und mehr Harmonie in der Welt des Anzuges zu zeigen. Der Mode jener Zeit entgegen, hatte Helene den Gebrauch der faltenreichen und fast schleppenden Kleider beibehalten. Ihre runde biegsame und schlanke Taille erinnerte an jene Marquisen der letzten Regierungsperioden, deren Portraits lange ein Typus der Vornehmheit und Eleganz bleiben werden.

Der Hauptmann, welcher seit längerer Zeit nichts dem Aehnliches gesehen hatte, wurde von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen. Eine unwillkürliche Rührung erfaßte ihn; er erblickte in Fräulein de Rencey wieder den goldenen Traum seiner Jugend, den der Revolutionssturm ihm so grausam entführt hatte.

„Mein Fräulein", redete er Helene an, „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie reizend ich ihren Widerstand gegen den Absolutismus jener Königin, die man die Mode nennt, finde. Sie begreifen in Wahrheit die individuelle Freiheit und die Würde des Weibes. Die Revolution hat, als sie die Rechte des Mannes proklamirte, die des Weibes vergessen, und Sie behaupten sie in würdiger Weise. Wenn das Weib ein unantastbares Recht besitzt, so ist es das Recht, schön, edel und reizend unter der Kleidung ihrer Wahl zu bleiben."

Helene nahm diese, in einem Tone, der eine leidenschaftliche Bewunderung verrieth, gesprochene Worte mit einem Lächeln auf und ihr Blick dankte ihm.

„Mein Herr", erwiderte sie, „lassen wir heute die Mode ruhen! Ich bringe traurige Nachrichten; mein Vater ist unbeugsamer als je. Die Vernunft kehrt bei ihm nur zurück, um ihn in seinen ungerechten Antipathien zu bestärken...!"

„Er weigert sich, mich zu empfangen, nicht wahr?" fragte der Hauptmann. „Ach! mein Gott! Fräulein, darauf war ich gefaßt; was mich aber überrascht und auf's Innigste bewegt, ist, daß Sie die Güte, den Muth gehabt haben, von mir mit ihm zu sprechen."

„Ich wünsche den Frieden, die Versöhnung, mein Herr, und ich betrachte diese als meine Mission."

„Also", versetzte Reymond mit freudeglänzenden Augen, „haßt Fräulein de Rencey mich nicht?"

„Ach! mein Herr", sagte Helene, „halten Sie mich für eine so schlechte Christin?"

„Das versöhnt mich mit dem Leben", antwortete der brave Hauptmann. „Mag das Mißgeschick jetzt seine Blitze auf mich herabschleudern, ich fürchte sie nicht mehr. Lassen Sie uns hoffen, mein Fräulein. Die Zukunft scheint sich hell und trostbringend vor uns zu erschließen."

Kaum hatte er diese Worte vollendet, als der Verwalter des Schlosses, der ehrliche Herr Clement, am Ende der Allee erschien. Er näherte sich mit eilfertigen Schritten.

Helene fühlte ihr Herz ängstlich pochen; sie ging dem Verwalter einige Schritte entgegen und erschrack über den kummervollen Ausdruck, welchen die Züge des Mannes zur Schau trugen.

„Was ist vorgefallen?“ fragte sie. „Ist mein Vater erkrankt?

„Nein, Fräulein“, antwortete Herr Element. „Der Herr Marquis ist durch seine Bücher wieder in die heiterste Laune versetzt worden. Aber ach, er ahnt Nichts von dem schrecklichen Ereigniß . . .“

„Erzählen Sie, Herr Element!“

Der Verwalter begann bleich und zitternd einige ungeordnete Worte zu stammeln. Helene sagte mit bewundernswerther Ruhe: „Sie zweifeln an meiner Kraft, Herr Element? Ich glaube bewiesen zu haben daß ich unter Gottes Schutz weder Gefahr noch Unglück fürchte.“

„O, das ist wahr, mein Fräulein!“ versetzte Herr Element. „Wohlan, lesen Sie denn dies Blatt Papier, welches Leute, die von Tours kommen, so eben auf das Schloß gebracht haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Freudenthränen.

Unter all' den vielen Thränen,
Die der Mensch auf Erden weint,
Kenn' ich keine, die mir edler,
Als die Freudenthräne scheint.

Kehrt zum mütterlichen Herzen
Fernher das geliebte Kind,
Ist so schön die Freudenthräne,
Die vom Aug' ihm perlend rinnt.

Heimweh quält oft eine Seele,
Aber trocken bleibt der Blick;
Anders, wenn wir tief empfinden
Lang entbehrter Heimath Glück.

Wo das lang verhalt'ne Sehnen
Bahn sich bricht mit Allgewalt,
Und in einem Strom von Zähren
Wonneselig überwallt.

Denn die Seele kann nicht fassen,
Dieses Glück nach langem Leid,
Und dem Aug' entströmt des vollen
Herzens süße Trunkenheit!

Geisterfahrt.

Die Laute klingt, und lieblich gellt
Und lispelt Elfensang:
Mich lockt's in eine Zauberwelt,
Ich folge ohne Bang.

Die Wunderklänge lösen sich
In Eine Harmonie, —
Ein tiefes Ahnen mich beschlich —
Ein Heimweh, wie noch nie.

Die Töne sterben . . . Bin ich dein
Noch, Erde? — Welch' ein Klang!
So geht man wohl zum Himmel ein
Umtönt von Engelsang.

In ein Stammbuch.

Die Liebe schenkt das Glück, das höchste, das es gibt,
Dem Herzen doppelt, das, wie sich, ein zweites liebt.

Unsterblich bist du selbst, und bist es auch in mir;
Unsterblich bin ich selbst, und bin es auch in dir.

Der Diplomat des Meeres.

Kennt ihr den Dintenfisch?
Wollt ihr ihn fischen?
Schnell wie ein Flederwisch
Wird er entwischen;
Spritzt ein Gemisch empor,
Trüber und trüber!
Plötzlich den Nebelflor
Wirft er sich über.

Auflösung der Charade in Nr. 14:

Fischbach.

Charade.

(Viersylbig.)

Die Erste und Zweite.

Ein Gewächs aus fernen Land,
Und doch Arm und Reich bekannt.

Die Dritte und Vierte.

Zwei Elemente sind's — die uns bewegen,
Um zu zermalmen Gottessegen.

Das Ganze.

Ein Hausgeräth — um aus den ersten Leiden,
Ein liebliches Getränke zu bereiten.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 17. • Erscheint jeden Sonntag. 1. Mai 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

Reymond schwätzte vergnügt mit dem Friedensrichter. Der Beamte schüttelte ihm die Hände mit der Versicherung, daß die ganze Umgegend ihn mit Freuden seinen Wohnsitz im Kanton würde aufschlagen sehen.

„Und das, Herr Hauptmann," fügte er leise hinzu, „das läßt doch wohl auf eine glückliche Verbindung schließen . . ." Reymond verbeugte sich, ohne zu antworten.

Plötzlich glaubte der abgeordnete Auktionator, dessen Mißmuth den höchsten Gipfel erreicht hatte, noch einmal unsern Offizier stören zu müssen, um ihn auf den ganzen Ernst der Angelegenheit, in welche er sich eingelassen hatte, zu verweisen.

„Bürger," antwortete neckisch der Hauptmann, „es ist sehr erlaubt, sich über das Glück seines Nächsten zu ärgern, besonders wenn dies Glück uns einen Strich durch die Rechnung macht; aber glaubt mir, es gehört nicht zum guten Tone, seinen Verdruß zu offenbaren. Ob ich vierhundertlausend Franks in meiner Börse habe oder nicht, das geht Euch zehn Tage lang nichts an. Jedenfalls — beschaut mich nur recht — bin ich weder eine Elfe, noch ein Dämon oder Kobold, und wenn ich am Verfalltage nicht zahle, könnt Ihr mich ins Loch stecken, ohne Euch die Finger zu verbrennen."

Das ganze Gerichtspersonal entfernte sich unter vielen schmeichelhaften Floskeln gegen den Bürger Käufer. Helene blieb allein im Saale zurück. Hoch aufgerichtet mit bleichem Antlitz und starrem Auge stand sie da, reglos und schweigend wie ein schönes Marmorbild. Reymond näherte sich ihr ehrerbietig, und sprach die Worte: „Verzeihen Sie mir, Fräulein, daß ich mich zum Käufer des Besitzthumes eines Emigrirten gemacht habe; es war nöthig . . . Ihr Herr Vater wird mir vielleicht eine Schurkerei mehr aufbürden, aber ich hoffe, vor Ihren schönen Augen Gnade zu finden, und darin besteht mein ganzer Ehrgeiz . . . Leben Sie wohl; ich reise nach Paris, wo ich, wie Sie hören, ernsthafte Dinge besorgen muß. Ich richte eine Bitte an Sie, lassen Sie Herrn de Rencey nichts von dem Vorgefallenen erfahren, sondern nach wie vor ruhig in diesem Hause wohnen, da der Eigenthümer eine lange Reise im Dienste des Staates zu unternehmen hat. Leben Sie wohl Fräulein! Ich werde die Ehre haben, Ihnen binnen wenigen Tagen neue Nachrichten zu geben."

Diesmal streckte Helene de Rencey ihre Hand dem republikanischen Hauptmann entgegen, welcher auf diese schöne und edle Hand einen ehrerbietigen, aber sehr herzlichen Kuß drückte.

9.

Die eiserne Kiste.

Vierundzwanzig Stunden nach der Scene, welche auf dem Schlosse von Rencey stattgefunden hatte, langte der Hauptmann Reymond in Paris an. Es war schon finstere Nacht, als er über die elysäischen Felder ritt, um sich nach seiner Wohnung in der Straße des Faubourg St. Honoré zu begeben.

Bernard erkannte den Schritt des Pferdes; er eilte an das Thor, welches er hastig öffnete und vorsichtig wieder schloß, sobald der Hauptmann im Hofe war.

„Nun, Bernard, was gibt es Neues?" fragte der Offizier, sein Pferd in den Stall führend.

„Das sollen Sie gleich erfahren, mein Hauptmann", antwortete der emsige Pförtner mit geheimnißvoller Stimme.

„Teufel!" sagte Reymond, „das heißt also, es lauert eine Schlange unter den Blumen?"

„Es heißt, daß mein Hauptmann ein beglückter Krieger ist."

„Wie so?" fragte Reymond.

„Kommen Sie zum Essen, mein Oberst", versetzte Bernard.

„Unmöglich!" antwortete der Offizier.

„Kommen Sie, Herr General, kommen Sie!"

„Es ist wirklich schade, daß man das Feldmarschalls-

amt abgeschafft hat", lachte der Offizier und trat rasch in das Zimmer, wo Marguerite ihn, den Tisch deckend, erwartete.

Bernard beeilte sich, zwei Briefe herbeizuholen, welche gestern für den Hauptmann angelangt waren.

„Da!" sagte er. Hier ist zuerst eine Depesche für Sie, welche durch eine berittene Ordonnanz überbracht wurde."

„Gut", versetzte der Offizier. „Es ist eine Generalstabs-Ordre für morgen. Die Herren wollen durchaus alle Tage mein Gesicht sehen, es kostet ihnen schrecklich viel Mühe, sich an meine Physiognomie zu gewöhnen. Sage mir, Bernard, sehe ich wie ein Verschwörer, wie ein royalistischer Lump aus? . . ."

„Nein, nein, Hauptmann", erwiderte Bernard; „aber Sie sehen wie ein ehrlicher Mann aus, und eben deshalb . . ."

„Ah, Du magst Recht haben; das erregt Ihnen Furcht. Du bist ja recht garstig boshaft!"

„Hier, mein Hauptmann, ist noch Etwas, das Sie weder boshaft noch garstig finden werden. Dies Billetdoux wurde von einer schönen Dame eigenhändig überbracht. Ihr Wagen hielt vor unserer Thür. Sie ließ mich rufen und sagte mir, den Kopf ein wenig aus dem Schlage vorbeugend: „Dies Billet ist für den Hauptmann Reymond." Ja, aber sie flötete diese Worte mit einem so sanften Tone, und reichte mir das Brieschen mit einer so weichen Hand, daß ich mit offenem Munde ganz verzückt stehen blieb. Der Wagen war schon weit entfernt, als ich noch immer reglos mit dem Billet auf derselben Stelle stand, dessen Duft mich wie ein köstlicher Wein berauschte . . ."

„Du bist wirklich zu empfindsamer Natur, Bernard!" lachte der Hauptmann. „Frau Marguerite, nehmt Euch in Acht, Euer Herr Gemahl ist der Versuchung gefährlich ausgesetzt!"

Während dieses Geplauders hatte Reymond das Briefchen entfaltet. Es enthielt die Worte:

„Sie sind ein schlechter Mensch, ein Türke, ein Mameluck, ein Beduine, ein erbarmungsloser Feind. Sie haben mich verlassen! . . . Und doch hatte ich Ihnen so viel Aufopferung bewiesen, indem ich Sie aus den Fallstricken befreite, welche man Ihnen in Luxembourg gelegt hatte. — Ich müßte Sie eigentlich ihrem Geschick überlassen . . . aber ich bin großmüthig. — Man überwacht Sie; man wird Ihren wirklichen Namen in Erfahrung bringen; man weiß mit Bestimmtheit, daß Sie konspiriren, und man wird Sie auf frischer That der Verschwörung ertappen. — Die Polizei stellt sich die Aufgabe, Sie des Verbrechens zu überführen. — Geben Sie Acht auf sich! Barras ist wüthend; der Abbé Sieyès fürchtet Sie und wünscht Sie zu sprechen; Fouché hegt Verdacht gegen Sie und läßt Ihre Schritte durch seine Agenten bewachen; Talleyrand schweigt, aber er hört den Leuten zu, welche von Ihnen reden, schließt die Augen, scheint zu schlummern, und denkt nach. — Wenn Sie kompromittirt werden können, verlassen Sie Paris . . . Ich biete Ihnen in meiner Eremitage zu Montmorency ein Asyl an. — Leben Sie wohl, Undankbarer, Türke und Mameluck."

Coraly.

„Sie ist eine gute Seele", sprach Reymond und ließ das Billet an der Lampe aufflackern.

„So, weiter nichts?" murmelte der ehrliche Bernard. „Ich habe sie für eine große Dame gehalten."

„Sie ist eine sehr große Dame, mein Freund, die sogar einen Hofstaat hält."

„Ah", mischte sich Marguerite ins Gespräch, indem sie eine grüne Erbsensuppe auffüllte, eine Theaterkönigin? Seit der Revolution haben wir nur noch solche Prinzessinen. Aber, Herr Graf, es werden auch wieder andere kommen."

„Marguerite, liebe Freundin," unterbrach sie der Hauptmann, „mäßige Deine Worte! Ich bin Republikaner."

„Sie! Wohl eben so sehr wie ich, Herr Graf!"

„Marguerite, Deine Grundsätze sind verderblich und Deine Ansichten verdammungswerth; aber Deine Erbsensuppe ist vortrefflich."

Der Offizier aß mit großem Appetit. Als ihm der Kaffee gebracht worden war, und er sich mit Bernard allein befand, wurde er ernsthafter und lenkte allmälich das Gespräch auf seine Familien-Angelegenheiten. Der ehrliche Pförtner ertheilte ihm als ehemaliger Haushofmeister jegliche Auskunft, zu welcher ihn sein Gedächtniß und seine Notizen in Stand setzten.

„Also," fragte Reymond, „blieb uns beim Tode meines armen Vaters kein Eigenthum mehr, außer diesem Hause und dem Landgute Vandore in Burgund?"

„Wie Sie richtig bemerken, Herr Graf. Vandore war vor der Revolution reichlich seine sechsmal hundert tausend Francs werth. Heutzutage brächte es keine dreihunderttausend ein. Dies Haus, welches damals auf hunderttausend Thaler geschätzt wurde, ließe sich heute nicht für mehr als hundertundzwanzig bis hundertunddreißigtausend Francs verkaufen."

„Und das ist Alles, was uns übrig bleibt, nicht wahr, Bernard?"

„Leider, ja! Der Herr, Ihr Vater, verkaufte zwei herrliche Landgüter in Berry, einen Monat, nachdem Sie in das Ausland gereist waren. Hätte er sich nicht damit beeilt, so würden diese Landgüter jetzt sequestrirt und gleich dem Uebrigen zu Nationalgütern erklärt worden sein."

„Und der Preis dieser Güter, mein lieber Bernard?" fragte Reymond, höchst sorgenvoll, ohne jedoch seine Aufregung zu verrathen.

„Der Herr Graf erhielt dafür bedeutende Summen . . ." erwiderte Bernard.

„Ich sehe, mein Freund, Du bist eben so verschwiegen, wie treu. Soll ich Dir jetzt meinerseits Nachricht über jene Kapitalien geben?"

Der Pförtner betrachtete seinen Herrn mit einem Ausdruck von Ueberraschung und unverholener Freude.

„Mein theurer Herr", sagte er, „das versiegelte Päckchen ist also in Deutschland in Ihre Hände gelangt.... Gott sei gelobt! Wir hatten es einem würdigen Diener anvertraut, welcher sich zu den Emigrirten gesellen wollte."

„Bernard, hier ist der Brief, welcher in dem Päckchen enthalten war", antwortete Reymond, und drückte ihm mit lebhafter Rührung die Hand.

Das Paquet enthielt sechstausend Franks in Gold, welche fünf oder sechs Mal nicht wenig dazu beitrugen, mir das Leben zu erhalten. Was den Brief meines Vaters, den schwarz versiegelten Brief betrifft, so habe ich denselben erst gestern, vierzig Stunden von hier, geöffnet. Du weißt was auf der Adresse geschrieben stand."

„Ja", sagte Bernard, mit Thränen in den Augen, „ich sehe noch meinen alten Herrn, wie er den Brief versiegelte und die Worte schrieb ... Aber, lassen Sie, o, lassen Sie mich noch einmal die theueren Züge erblicken . . ."

Reymond war tief ergriffen. Er wandelte nachdenklich auf und ab im Gemache. Der redliche Bernard ergriff den Brief, welchen der Offizier ihm eingehändigt hatte, bewaffnete seine Nase mit einer großen Kneifbrille, und las mit schluchzender Stimme die Worte:

„An Reymond. Reymond soll diesen Brief nicht vor seiner Rückkehr nach Frankreich, und nur in einem der beiden nachstehend erwähnten Fälle öffnen: 1) Falls er in Folge einer Verbesserung der öffentlichen Zustände das Besitzrecht seiner Güter friedlich wieder antreten könnte, 2) Falls er sich durch den Verkauf seiner Güter im Namen der Nation in Gefahr sehe, seines Eigenthums beraubt zu werden. Bernard, welcher den Inhalt dieses Briefes kennt, ist beauftragt, über die Interessen Reymond's zu wachen, und ihn von einer drohenden Gefahr, wo möglich bei Zeiten in Kenntniß zu setzen."

„Ja, ja, mein lieber Herr", rief der treffliche Pförtner aus, dessen Thränen reichlich herabflossen, ja, ich habe gewacht; ja, ich war ein redlicher Hüter . . . ja, ich hätte Sie in Kenntniß gesetzt, oder vielmehr, ich wäre selbst mit dem deponirten Schatze fortgereist, um ihn denjenigen einzuhändigen.... Ach, mein Hauptmann, es würde mir endlich doch gelungen sein, Sie irgendwo zu entdecken", fügte er hinzu; „ich hätte alle Winkel und Schlupfwinkel Europa's durchsucht!"

„Komm, Bernard, komm!" sagte der Hauptmann gerührt.

Und er preßte ihn zärtlich und ungestüm in seine Arme, an seine Brust. Der gute Pförtner weinte vor Freuden, wie ein Vater, welcher ein Kind wiedergefunden hat.

„Also, Hauptmann", nahm er plötzlich von Neuem das Wort, „also ist etwas Ungewöhnliches vorgefallen, da Sie den Brief geöffnet haben? Unsere Besitzthümer, welche längst zum Verkaufe angesetzt, aber aus Mangel an Liebhabern bisher unverkauft geblieben sind, . . unsere Besitzthümer, das Haus in Paris und das Landgut Vandore, sind jetzt also bedroht! . . . Sie haben also Etwas erfahren, da Sie die schwarzen Siegel erbrochen... denn sonst — ich kenne Sie ja . . ."

„Gewiß, Bernard, gewiß", beeilte sich der Offizier ihm zu antworten. „Es ist etwas vorgefallen. Wir müssen schleunigst den deponirten Schatz, wie Du ihn nennst, von hier fortschaffen. Der Brief sagt, daß er verborgen sei . . ."

„Im Keller dieses Hauses, gerade unter meinem Zimmer, in der rechten Ecke, unter einer Rinne, die mit einem Steintroge bedeckt ist."

„Gut", versetzte Reymond. „Der Schatz besteht in Gold und befindet sich . . ."

„In einer eisernen Kiste, zu der ich auch den Schlüssel habe . . ."

„Sehr schön", sagte der Offizier. „Die Kiste muß tüchtig verrostet sein. Geh, Bernard, geh, hole eine Laterne und was wir zum Herausscharren der famosen Kiste gebrauchen, und gesegnet sei das Andenken meines trefflichen Vaters!"

Der Hauptmann und Bernard stiegen in den Keller hinab. Die Ausgrabung des Schatzes geschah mit aller möglichen Behutsamkeit und Vorsicht. Selbst Frau

Marguerite, welche in einem großen Lehnstuhle ihres Zimmers neben der Thürglocke schlummerte, merkte von Nichts.

Ein halbes Stündchen nachher setzten Reymond und der treue Pförtner die eiserne Kiste in dem Schlafzimmer des Offiziers auf einen Tisch. Das verrostete Schloß kreischte und knirschte einige Male bei dem Herumdrehen des Schlüssels. Die Kiste war tief; sie enthielt vierhundertundsechzig Rollen Gold in Louisd'or und Doppel-Louisd'ors.

„Vierhundertundsechzigtausend Franks, nicht wahr?" fragte der Hauptmann.

„Wie Sie sagen und wie es die Angabe des Grafen, Ihres Vaters bestätigt", antwortete Bernard. „Sie mögen nachzählen, die Summe ist unberührt."

„Wie kannst Du mich solch eines Unrechts fähig halten, mein ehrlicher Bernard!" versetzte der Offizier.

„Kommt," fügte er mit einem Nachdrucke hinzu, dessen Grund dem Pförtner unbekannt blieb; „kommt, die Kiste muß in diesem Schranke verwahrt werden, damit wir sie bei dem ersten Winke zur Hand haben..."

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Wenn Du mich fragest: liebst Du mich?
So will ich Dir die Antwort sagen
In lebenden und todten Sprachen,
Doch bleibt's dieselbe sicherlich:

I love you! sagt der Engliſhman.
Que je vous aime! der Franzose,
Mynher klopft erst auf seine Dose:
Joufrow! well zeker! spricht er dann.

Der Römer sagt mit kurzem Wort:
Te amo! — Griechisch hab' indessen
Ich beinah ganz und gar vergessen:
Phileìn heißt lieben, und so fort.

Jetzt kommt der Italiener noch:
Carissima amica mia,
Jo t'amo in ognuna via,
Per Dio! das klingt am Besten doch!

Doch kürzer faßt der Deutsche sich:
Vier Sylben nimmt er nur zusammen,
Zu künden seines Herzens Flammen,
Denkt, fühlt und spricht: Ich liebe Dich!

Lied eines heimziehenden Studenten.

Drei Bilder und eine Pfeife,
Ein Becher und ein Stab,
Ist Alles von meinen Sachen,
Was ich gerettet hab'.

Die Bilder will ich behalten,
Es sind drei Freunde lieb,
Von denen ein Jeder in Freude
Und Leid mir treu verblieb.

Die Pfeife will ich zerschlagen
Am ersten großen Stein,
Das Lied vom alten Burschen
Muß ausgepfiffen sein.

Noch einmal füll' ich den Becher
Am ersten klaren Quell,
Dann mußt du scheiden und sterben,
Du alter, treuer Gesell.

Der Stab hat mich geführet,
Geschützt so mannichmal,
Er soll mich auch begleiten
Durch Berg und Wald und Thal.

Jetzt kommt, ihr Bilder, du Pfeife,
Du Becher und du Stab, —
Ihr werdet nicht erzählen,
Daß ich geweinet hab'! —

Auflösung der Charade in Nr. 16:

Sägefisch.

Buchstabenräthsel.

Das mittelste Zeichen verändere nur:
Tief innen, da suche den Kern der Natur!
Mit m ist's das trauteste Plätzchen auf Erden,
Mit r wird's noch süßer und trauter dir werden;
Mit r ist's das innigste, tröstigste Band
Für jenes mit m dir beschriebene Land.
Wohl sind in der Mitte sie beide geschieden,
Doch wohnt in der Mitte von beiden der Frieden,
Doch wenn dir die Eine mit r nicht geglückt,
Dann ist auch die And're mit m dir zerstückt,
Hast aber mit r du die rechte getroffen,
Steht auch die mit m allerwegen dir offen,
Und ist die mit m dir entvölkert und leer,
So schafft die mit r neuen Segen dir her.
Und bist du einst müde, mit m winkt die Eine,
Doch gibt es mit r dann, dieß merke dir, keine!
Für beide braucht's Segen, mit m und mit r,
D'rum segne dir beide der himmlische Herr!

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 18. Erscheint jeden Sonntag. 8. Mai 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

„Ach", erwiderte Bernard, „unser Haus und unser Landgut Vandore sollen also sobald schon verkauft werden! Aber Geduld!" fuhr er fort, „wir haben ja Gold, und ich könnte mich als Käufer geriren, der seinen Namen zu der Sache hergibt, nicht wahr, mein Hauptmann? Das wäre am sichersten . . . und nach einiger Zeit hört das Inkognito auf, Sie nehmen ihre Güter vor aller Welt wieder in Besitz und ich . . . versteht sich! . . . bleibe ihr treuer Diener. Wir hätten in solcher Weise den brieflichen Anordnungen des seligen Herrn Grafen, Ihres Vaters und meines vortrefflichen Herrn, vollkommen genügt; denn dieser Brief ist eine Art Testament..."

Bei den letzten Worten hatte Reymond gezittert. Bernard hielt diese Bewegung für ein gewaltsam unterdrücktes, nun plötzlich hervorbrechendes Gefühl. Er schwieg und war dem Hauptmann behülflich, den werthvollen Koffer, die einzige Glückshoffnung, welche Reymond de Vitry übrig geblieben war, in einen tiefen Wandschrank des düsteren Kabinetes zu stellen.

Der Hauptmann dankte abermals Bernard mit den wärmsten Ausdrücken und versicherte ihn, daß er für sein und für Margueritens Alter redlich sorgen werde.

„Schon gut, schon gut!" antwortete der treffliche Mann, „bringen Sie nur erst Ihre Güter in Schutz... dann wissen wir, daß bei Ihnen, Hauptmann Reymond, die beiden alten Diener Ihres Vaters nicht Hunger leiden werden."

Sie trennten sich.

Die Nacht war schon spät vorgerückt. Reymond schrieb bis 4 Uhr Morgens.

Beim ersten Sonnenstrahle des heranbrechenden Tages warf er sich auf ein Ruhebett, von Müdigkeit und mehr noch von der Aufregung erschöpft, welche er freilich niedergekämpft hatte, aber welche darum nicht minder heftig gewesen war.

10.

Zwischen einem Abbé und einem Bischof.

Zwei Tage waren seit Ausgrabung der eisernen Kiste verflossen. Der bittere Hauptmann hatte seine fröhliche Laune wieder erlangt, indem er die ernsten Gedanken, welche ihn beschäftigten, durch die Energie seines Charakters zu beherrschen verstand. Am Abend des zweiten Tages kehrte er früher als gewöhnlich in seine Wohnung zurück, und erkundigte sich bei Bernard, ob nicht ein Bürger, Namens Clement, ihn zu sprechen gewünscht habe.

Der Pförtner überreichte ihm einen Brief, welcher folgende Worte enthielt:

„Ich bin seit zwei Stunden in Paris angelangt, und habe alle Papiere mitgebracht, welche der Herr Hauptmann mir bei seiner Abreise in Rennes zu besorgen auftrug. Ich stehe zu Diensten des Herrn Hauptmanns. Clement."

„Dieser Mann wird heute Abend wieder vorsprechen," sagte Reymond zum Pförtner „Du wirst ihn zu mir heraufbringen."

„Noch ein Polizeiagent," murmelte Bernard. „Seit der Ankunft meines Neffen hören sie nicht auf, unsere Thür zu umschnüffeln. Aber, Hauptmann, was will man denn eigentlich von Ihnen?"

„Meiner Treu', ich weiß es nicht," antwortete der Offizier.

„Wie wär' es, wenn wir den Agenten heute Abend nicht einließen?"

„Bewahre uns der Himmel!" versetzte der Hauptmann. „Das wäre die allerschlechteste Diplomatie. Merke Dir, Bernard, je mehr man die Polizei durch das helle Licht der Oeffentlichkeit blendet, desto weniger klar vermag sie zu sehen. Die Polizei ist eine Katze, die im Finstern sehr hell sieht, und niemals grausamer ihre Krallen ausstreckt, als wenn man sich verbirgt."

„Sie haben Recht," erwiderte Bernard. „Wo, zum Henker, haben Sie all dieses gelernt, was Sie wissen?"

„Du wirst den Bürger Element zu mir heraufführen, er ist ein Mann von sanftestem Wesen. . . ."

„Ja wohl, wie eine Katze, Herr Hauptmann! Wenn ich meiner Lust folgen dürfte, nähme ich gern das Maaß seines Rückens mit einem Rohrstocke, der in meinem Zimmer steht."

„Nichts von solchen Phantasieen, Bernard! Ich habe das größte Interesse, mit diesem Bürger mich zu unterhalten."

Eine Stunde nachher trat der Erwartete in das Zimmer des Hauptmanns. Element, der ehrliche Verwalter der Herrschaft Rencey, ahnte sicherlich Nichts von dem schrecklichen Verdacht, welchen er dem Pförtner des Hauses eingeflößt hatte, obschon er von diesem gewiß nicht mit offenen Armen empfangen worden war.

Reymond verschloß die Thür seines Zimmers, was den Groll seines treuen Wächters noch verdoppelte. Aber es handelte sich um eine sehr ernste Angelegenheit, und Reymond hatte vor allen Dingen für deren Geheimhaltung zu sorgen. Beide unterhielten sich eine halbe Stunde lang mit flüsternder Stimme und in vorsichtigster Weise.

„Alles ist vortrefflich, Herr Element", sagte endlich der Hauptmann. „Beide Aktenstücke scheinen mir völlig in Ordnung. Das eine bestätigt, daß Sie mir Auftrag und Vollmacht gegeben haben und daß Sie der wirkliche Käufer der Besitzungen des Herrn de Rencey sind; denn stehe ich nicht immer noch auf der Liste der Emigrirten, und kann man nicht meine Habe konfisziren? — Das andere ist eine Bescheinigung in aller Form Rechtens, durch welches Sie anerkennen, daß Sie die fragliche Besitzung nur mit dem Gelde des Fräulein de Rencey erworben haben, und sich verpflichten, dieses Alles wieder einzuhändigen, sobald der rechte Zeitpunkt erscheinen wird. Sehr gut! Nur das erste Aktenstück werde ich vor der Kommission der öffentlichen Versteigerung produziren, das andere werde ich für mich behalten. Also morgen um 10 Uhr, Herr Element, werden Sie sich im Bureau der Versteigerungen einfinden, damit wir dort die Kaufsumme bezahlen . . ."

Herr Element erhob seine thränenfeuchten Augen gen Himmel. Bewunderung und Dankbarkeit erstickten seine Stimme. Bevor er den Hauptmann verließ, bat er ihn um Erlaubniß, dem Wohlthäter der Familie de Rencey die Hand küssen zu dürfen. Der Offizier antwortete, die Arme gegen ihn ausbreitend:

„Umarmen Sie mich, guter Element! Ich bin nur ein Soldat und kein schönes Mädchen."

Herr Element empfahl sich dem Hauptmann, der ihm zu großem Erstaunen des Pförtners bis an die Hausthür begleitete.

„Sie erweisen ihm ja viel Ehre!" sagte Bernard, nachdem er die Thür wieder verschlossen hatte. „Man sollte fast glauben, er stecke in der Haut eines ehrlichen Mannes!"

„Bernard, Bernard!" erwiderte Reymond, „Du bist um einige Jahrtausende zu spät in die Welt gekommen, mein Freund. Mit einer so starren Tugend wie der Deinigen hättest Du einem Cato oder Cincinnatus den Rang streitig gemacht."

Der Hauptmann schrieb wieder bis in die Nacht hinein. Um sechs Uhr Morgens war er schon auf den Beinen. Um halb zehn Uhr erschien ein hübscher Wagen, der ihn abholen sollte. Er stieg eiligst in denselben hinein, nachdem er unter verschiedenen Vorwänden den unbeugsamen Bernard aus dem Hause entfernt hatte, dessen Augen durch ein Paar Brillengläser eben so scharfsichtig dreinlugten, wie seine rauhe Tugend unbequem war.

Der Hauptmann mußte heute den Büger Talleyrand sprechen, und mit heiterer Gelassenheit schritt er über die Thorschwelle des Hauses, in welchem der Minister der auswärtigen Angelegenheiten residirte.

Ein elegantes, zwischen Hof und Garten gelegenes Haus wurde von einer jungen Dame bewohnt, deren Schönheit zu bewundern wir schon Gelegenheit gehabt haben. Coraly hatte ihren Wohnsitz nicht fern von dem reizenden Hause gewählt, in welchem das sechsunddreißigjährige Fräulein Guimard leider nicht mehr den Hof und die Stadt, sondern Berühmtheiten von neuerem Datum empfing, denen aber trotz dessen weder ein gefälliges Benehmen, noch Reichthum oder Talent abgingen. Die Chaussee d'Antin nahm nach den Schrecken der Revolution allmählich wieder ihr glänzendes und luxuriöses Aussehen an. Coraly hatte sich als angesehene Persönlichkeit dort einlogirt, weil die Tradition dies Quartier als die Wohnstätte der wirklich vornehmen Galanterie bezeichnete.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags. Ein vortreffliches Diner hatte bei Coraly stattgefunden, die neben anderen großen Verdiensten auch den Vorzug hatte, einen ausgezeichneten Koch zu besitzen.

Es wird ein ewiger Ruhm und vielleicht eine unsterbliche Ehre für die Herrschaft des Direktoriums sein, daß

sie in Frankreich jenen sinnlichen und feinschmeckerischen Gott, den Epikuräismus, wieder ins Leben rief, welchen die strenge Revolution bis zu dieser Zeit so lieblos zu Tode gepeitscht hatte.

Die Konventmitglieder hatten die Natur der französischen Nation vollständig verkannt; sie wird nie eine spartanische, sondern stets eine athenienfische im gewähltesten Sinne des Wortes sein.

Coraly hatte am heutigen Tage nach erneuter griechischer, aber deswegen nicht minder französischer Sitte, den Perikles und Alcibiades der Republik ein Festmahl gegeben.

In einem schönen Salon des untersten Stockwerkes, auf Sesseln mit dorischem Schnitzwerk und auf einem Divan, genossen einige Berühmtheiten der Staatsgewalt bei den Harfenklängen Coraly's den Nachgeschmack des kostbaren Mahles.

Barras, einer der Gäste, spielte mit vieler Prätension den Kenner und Liebhaber der schönen Künste; seine Kollegen Gohier und Moulins, Naturen aus gröberem Stoffe, suchten auch für aufgeklärte Beschützer dieser aufs Neue in die Mode gekommenen Talente zu gelten; Ouvrard, der Lukullus aller General-Intendanten der Armee, wandte ihnen reichliche Unterstützungen aus seiner Börse zu; Larevoillière-Legaux rechnete es sich zur Ehre, für einen Athenienser zu gelten; und der Bürger Roger Ducos wollte als Busenfreund des Abbé-Siéyes ebenfalls nicht als ein Barbar angesehen sein, und affektirte daher ein höchst komisches Interesse für metaphysische Wissenschaften und die Staatsökonomie.

Wer hätte aber auch sonst am heutigen Tage den Lockungen der Töne widerstehen können, da Coraly auf ihrer Harfe den bewundertsten und unwiderstehlichsten Sänger, Garat, begleitete!

Er hatte mit Harfenbegleitung mehrere Arien von Gluck, Piccini und Mozart — der endlich auch in die Mode gekommen war — gesungen, als ein Diener eintrat und dem Bürger Gohier ein Billet einhändigte, welches derselbe vorsichtig öffnete, las und dann Barras überreichte.

„Was, zum Teufel, will er denn jetzt?" fragte der sinnliche Direktor, dessen musikalische und Verdauungsfreuden gestört wurden. „Ist dies der Ort und die Zeit, von Geschäftssachen zu reden?"

„Bedenkt, Bürger", warf Gohier ein, „die Polizei hat keine festgesetzte Stunde; sie handelt nach Gelegenheit und Umständen."

Moulins und Larevoillière-Legaux rückten auf einen Wink Gohier's mit ihren Sesseln heran. Barras saß in der Mitte seiner Kollegen, wie zu einer Sitzung verdammt, deren Präsidenten er abgeben mußte. Roger Ducos gesellte sich ihnen zu.

„Aha", flüsterte Garat, sich zu Coraly hinbeugend, „da versammelt sich der große Rath, schöne Gattin. Ich werde die Gelegenheit wahrnehmen, mich in das Theatre Feydeau zu verfügen. Heute Abend ist Probe für uns und morgen Konzert. Fräulein Saint-Aubin erwartet mich und Elleviou nicht minder. Martin schmollt mit mir . . . Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Werden Sie hinkommen?

„Zur Probe vielleicht," sagte Coraly. „Ich habe nicht übel Lust, die Herren hier über das Geschick des Staates entscheiden zu lassen. Sehen Sie Barras an; er hat Schlaf und ist wüthend."

„Nehmen wir den Bürger Ouvrard mit", versetzte Garat.

„Ja, nehmen wir ihn in seinem eigenen Wagen mit, der ihn im Hofe erwartet!" antwortete Coraly, sich erhebend.

Der General-Intendant, welcher bemerkte, daß er bei der Berathung überflüssig sei, folgte mit Freuden den beiden Gesangschwärmern; und wenig Minuten darauf trug eine Carosse sie alle drei zu dem Schauplatze der Feeneerscheinungen, zu dem Theatre Feydeau, unsterblichen und lieblichen Andenkens. — Barras allein hatte bemerkt, daß Coraly verschwunden sei.

„Nun," sagte er, „Fouché macht es einmal nicht anders; wenn man sich irgendwo amüsirt, stört er einem das Fest, und gute Nacht Plaisir!"

„Bürger Präsident," nahm Moulins das Wort, „die Sache ist wichtig. Ein Emissair Bonaparte's ist da, um sich mit den Royalisten in Paris zu verständigen. An Geld fehlt es ihm nicht, wie Ihr seht; er hat diesen Morgen für eine von ihm erstandene Besitzung vierhundertundzehntausend Franks an die Kasse der Versteigerungen bezahlt."

„Ein Mensch, welcher Grundbesitz kauft, konspirirt nicht, Bürger," wandte Barras ein.

„In der Regel nicht", bestätigte Gohier. „Aber wer sagt uns, daß dieser Besitz nicht der Lohn für Dienste ist, welche er den Feinden der Republik erwiesen hat?"

„Ihr glaubt also," fragte Larevoillière, daß Bonaparte sich wirklich mit den Royalisten verständigt und ihre Sache vertritt, ja daß er zurückkehren wird, um sich unter ihre Befehle zu stellen? Ihr kennt den kleinen Ge-

neral schlecht. Glaubt mir, wenn er handelt, thut er es für sich selbst ...“

„Ich pflichte Lareveillière bei,“ sagte Barras.

„Angenommen, es wäre so,“ versetzte Gohier. „Aber woher kommt all' dies Gold, über welches der Offizier zu verfügen hat?“

„Meiner Treu', ich schwör' Euch,“ antwortete Barras, „daß es nicht aus der Tasche Bonapartes kommt. Der arme Mann klagt seit seiner Abreise von Toulon genug über seine Noth; er hat uns schon zehn Depeschen gesandt, auf welche wir es, beiläufig gesagt, nicht passend fanden, ihm zu antworten.“

„Das ist wahr,“ bestätigte Moulins. „Aber klar gesprochen, dieser Offizier verfügt über bedeutende Summen ... wer gibt sie ihm? Erste Frage. — Konspirirt er? Zweite Frage. — Mit wem und zu welchem Zweck konspirirt er? Dritte Frage ...“

„Alles recht schön!“ fiel ihm Barras in's Wort. „Das ist die Sache des Polizeiministers. Warum ist er in seinem Billet so zurückhaltend in seinen Andeutungen?“

Der Diener trat auf's Neue in den Salon, und gab an dem Bürger Roger Ducos, welcher bisher geschwiegen hatte, einen Brief von dem Bürger Sieyès.

„Vortrefflich,“ sagte Barras. „Roger wird uns hoffentlich Licht in die Sache bringen. Sein Abbé hat ihm geschrieben.“

„Bürger Kollegen,“ antwortete Roger Ducos; „der Abbé weiß vielleicht mehr davon als wir; gegenwärtig hat der Hauptmann, der Offizier Bonaparte's, über zwei Stunden im Zimmer Talleyrand's verbracht; Sieyès war ebenfalls dort.“

„Bravo! dann ist er gefangen!“ rief Barras. „Zwischen einem Abbé und einem Bischof hat der arme Bursche eine Generalbeichte ablegen müssen.“

Ein lautes Gelächter folgte diesen Worten. Die Direktoren der Republik amusirten sich sehr über den Offizier, welcher in die Klauen eines kirchlichen Inquisitoriums gefallen war. Sie fanden den Witz vortrefflich und nahmen sich vor, ihn zum Nachtheil Bonaparte's oder der Royalisten, durch ihre Journale vollständig ausbeuten zu lassen.

Aber Roger Ducos las ein Postscript des Briefes, welches folgendermaßen lautete:

„Ich füge hinzu, daß der Kauz undurchdringlich verschwiegen ist; er hat so viel gesprochen, wie wir nur irgend die Geduld oder die Neugier hatten, zu hören — aber, um uns schließlich gar nichts zu sagen.“

Diesmal war es nur Barras, der eine schallende Lache aufschlug. Die improvisirte Berathung wurde aufgehoben und Alle verließen die Wohnung Coraly's. Der Bürger Barras jedoch blieb in seinem Sessel ruhen, um der Schläfrigkeit, jener sanften und wohlthätigen Freundin einer guten Verdauung, den rückständigen Tribut zu zahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Blut.

Das Blut muß eisenhaltig sein!
  Ich spür's in allen Adern.
Nichts flößt so hohen Muth mir ein,
Als wie das Erz vom Eisenstein,
  Wenn meine Feinde hadern.

Das Blut muß eisenhaltig sein!
  Ich fühl's im deutschen Herzen;
Da wird zum Stahl das Eisen mein,
Der dringt in Feindes Herzen ein,
  Um falsch' Blut auszumerzen.

Das Blut muß eisenhaltig sein!
  Ich spür's in allen Adern.
Ein jeder Tropfen, noch so klein,
Wird Schwert in deutscher Feinde Reih'n
  Bei treuen Bundesbrüdern.

Das Blut muß eisenhaltig sein!
  Ich fühl's in meiner Rechten;
Sie will am Belt, am Po, am Rhein,
Und wo sonst gier'ge Raben schrei'n,
  Ihr gutes Recht verfechten.

Sei darum jetzt auch wohlgemuth
  In Adern, Herzen, Gliedern,
Du nie verrostend' Eisenblut,
Von Gott verlieh'n als höchstes Gut
  Den treuen deutschen Brüdern!

Hermann.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 17:

Heimath und Heirath.

Logogryph.

Mit H braucht mich der Bütlner, Schreiner und Zimmermann,
Mit Z triffst mich als Thier im fernen Norden an.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 19. Erscheint jeden Sonntag. 15. Mai 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. E.

(Fortsetzung.)

11.

Ein improvisirter Gerichtshof.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends, als Bürger Botto, der Sekretär des Präsidenten des Direktoriums, bei Coraly vorsprach, um sich nach den Befehlen seines Herrn zu erkundigen. Barras ließ ihm sagen, daß er gegen sieben Uhr auf ihn rechne. Botto zog sich daher wieder zurück.

Im Saal des untersten Stockes, wo der Bürger Direktor seinen Nachmittag damit verbracht hatte, die Tagesblätter und einige Depeschen zu lesen und ein wenig zu schlummern, fand so eben ein sehr lebhaftes Gespräch zwischen zwei Personen statt.

Coraly hatte nach ihrer Rückkehr von der Probe im Theatre Feydeau Barras in sehr schlechter Laune gefunden. Sie war nicht die Frau, welche sich durch die kleinen Marotten beirren ließ, die man gleichsam die verfinsternden Wolken in den höheren Regionen der Galanterie nennen kann. Wenn die Wolke vorüberzog, kümmerte sich Coraly nicht weiter darum; wenn die Wolke sich ihrer zu großen Fülle an Elektrizität entlud und ein Platzregen von Zorn zur Erde schoß, trotzte Coraly heldenmüthig dem Sturme, da sie weder den Blitz sonderlich fürchtete, noch an den Schlag glaubte. In ihrer Tollkühnheit bestand ihr Muth, und solcher Muth ist wohl gar nicht so selten.

„Aber so laß mich doch wissen, Du Närrchen," wiederholte Barras zum dritten Male, „seit wann und weßhalb dieser Offizier Dir ein so großes Interesse einflößt."

„Seit ich gesehen habe, Bürger Direktor, daß er durch Deine Polizei tyrannisirt wird," antwortete Coraly.

„Du hast ein äußerst gefühlvolles Herz, muß ich bekennen," spottete der Direktor. „Ich glaube jedoch im Gegentheil, daß die angebliche Polizeiverfolgung mit Deiner Sympathie durchaus Nichts zu schaffen hat."

„Wahrhaftig, großer Bürger?!"

„Wie alle Frauen von exaltirter Einbildungskraft, wie alle Frauen von leicht entzündlicher Phantasie ..."

„Die Ausdrücke sind hübsch gewählt, glorreicher Direktor," unterbrach ihn Coraly.

„Ja, entzündlich und exaltirt," wiederholte Barras. „Also weiter! Wie alle derartigen Frauen hast Du Dich plötzlich von einer Passion für den schönen Unbekannten bethören lassen. Ein junger Offizier, der von Egypten zurückgekehrt, der zehn Schlachten beigewohnt, einige Wunden empfangen hat, im Uebrigen von gefälligem Aeußern, passabel unverschämt ist, vielleicht noch nie geliebt hat, ein tapferer, heißblütiger Sausewind kühn und frivol ..."

„Bist Du fertig, trefflicher Philosoph?" störte ihn Coraly.

„Noch nicht ganz, schönes Kind! O, solch eine Eroberung hat etwas Pikantes. Es ist das Unbekannte, was uns verlockt, und für die meisten Frauen ist Neugier ein ganz besonderer Reiz."

„Da seh' Einer, wie der Direktor von Frankreich das menschliche und gar das weibliche Herz kennt!" lachte Coraly.

„Kannst Du sagen, daß ich mich täusche?"

„Im Gegentheil, ich bewundere Deinen Scharfsinn, großer Mann."

„Ah, Du bekennst! Hast Du eine sehr starke Liebhaberei für den Egypter?"

„Liebhaberei! Sage Leidenschaft, wenn ich bitten darf!" Coraly sprach die letzten Worte mit einem Lächeln; allein ihre Augen straften den affektirten Spott ihres Mundes Lügen. Der Direktor bemerkte dies. Eine Feder und ein Stück Papier ergreifend, die vor ihm auf dem Tisch lagen, schrieb er einige Zeilen.

„Darf man fragen, was Du da schreibst, ohne indiskret zu erscheinen?" sagte Coraly mit einem boshaften Tone.

„Recht gern. Ich antworte: Da meine Kollegen und

ich zu der Erkenntniß gelangt sind, daß dieser Offizier verdächtig, ja, ein Verbrecher ist, so ertheile ich der Polizei den Befehl, ihn zu verhaften."

Coraly vermochte kaum eine heftige Aufwallung des Zornes zu unterdrücken. „Ihn verhaften!" rief sie dann mit unbeschreiblichem Hohne. „Ah, Herr Graf, heißt das nicht die vergangene Zeit, jene verrufte Herrschaft der persönlichen Laune zum Exempel nehmen?"

„Nein; ich gebrauche mein Recht."

„Das gleicht aber einem geheimen königl. Verhaftsbefehle wie ein Ei dem andern."

„Durchaus nicht."

„Nun, wenn es sich nicht völlig gleich ist, springt Einem doch die Aehnlichkeit in die Augen. Jedenfalls heißt es die Willkür so ziemlich auf die Spitze treiben, um mich keines stärkeren Ausdruckes zu bedienen."

„Du bist toll, Mädchen! Bald wirst Du mich zornig machen!"

„Köstlich! was nennst Du wohl Zorn?" fragte Coraly spöttisch. „Ist was Du da schreibst, nicht ein Akt der Wuth?"

„Das ist zu viel!" versetzte Barras mit strengem Tone. „Soll ich Dir etwa jetzt beweisen, daß Du wahnsinnig bist?"

„Beweise mir's! Ich höre schon zu."

„Du willst es?"

„Ich verlange es. Sprich!"

„Wenn ich sprechen muß, werde ich grausam sein. Mache Dich also darauf gefaßt!"

„Der Weise bebt vor keinem Schicksalsschlage", rezitirte Coraly pathetisch, aber doch wider Willen erbleichend.

„Immer nur Spott! Wohl, es sei! In der That erzeige ich Dir vielleicht einen Dienst dadurch", sagte Barras. „Laß Dich also bedeuten, Kind, daß Du bei dieser ganzen Sache eine extravagante Schwärmerin bist. Die Leidenschaft ist Dir in's Hirn gestiegen . . . Du bist toll geworden, ich begreife nicht wie . . . aber mit Einem Worte, ob Du Dich ernstlich in diesen Offizier verliebt hast, welchen Du erst seit wenigen Tagen und durch meine Vermittlung kennst, oder ob Du nur ein phantastisches Interesse des Augenblicks für ihn hegst, bleibt sich gleich; in beiden Fällen bist Du von ihm betrogen . . ."

„Ich!" rief Coraly plötzlich erröthend aus.

„Niemand anders! Vor der Polizei siehst Du, schwindet jede Illusion. Wir wissen bestimmt, daß der schöne Afrikaner mit einer leidenschaftlichen Liebe im Herzen nach Frankreich zurückgekommen ist. Du seufzest nach ihm... Dein Cavalier läßt sich anbeten und ist doch zum Sterben in eine andere verliebt. Das ist eine grausame Nachricht, nicht wahr? Aber Du hast mich gezwungen, sie Dir mitzutheilen.

Coraly heftete ihre großen, funkelnden Augen auf den Direktor. Es lag Zorn, Trotz und Zärtlichkeit in ihrem Blicke.

„Du zweifelst an meinen Worten?" fragte Barras.

„Ich zweifle an Nichts, wenn ich Beweise erhalte", antwortete Coraly.

„Beweise!" rief der Direktor aus. „Fürwahr, an denen fehlt es nicht! Der Hauptmann hat sich weder in eine Sultana noch in eine Almee vergafft. Er ist nicht der Mann, welcher vor seiner Geliebten entflieht. Der Herr Lovelace ist im Gegentheil zurückgekommen, um die schöne Clarisse wiederzusehen, welche in seinem Vaterlande geblieben war.

Zur ersten Liebe Glück
Kehrt stets der Mensch zurück —

Du kennst das Lied, nicht wahr, himmlische Coraly? Du würdest also jedenfalls nur Nr. 2 sein, d. h. sein Zeitvertreib, das Spielzeug seiner Laune; denn Nr. 1 existirt in all' ihrer Glorie. Ich stoße Dir einen Dolch in Dein armes kleines Herz, mein Kind — es thut mir leid, aber . . ."

„Kennst Du den Namen dieser Frau?" unterbrach ihn Coraly mit völliger Ruhe.

„Die Polizei weiß Alles. Diese Frau ist eine junge Dame der vornehmsten Abkunft, eine Aristokratin; sie heißt . . ."

„Still, Bürger Barras!" fiel ihm Coraly ins Wort. „Ich will nichts weiter erfahren. Was geht es mich an? Ist dieser Offizier mir irgend von Wichtigkeit? Ein Hauptmann der Kavallerie, wie man deren zu Tausenden findet! Ein Ordonnanzoffizier, dessen glorreichste Waffenthat vielleicht in der Mission besteht, welche er gegenwärtig erfüllt, in der Mission eines Fahnen-Ueberbringers . . ."

„Bravo!" rief Barras aus. „Jetzt erkenne ich wieder meine entzückende Coraly!"

„Welch ein Anspruch auf Ruhm!" fuhr sie mit beißendem Spotte fort. „Bewundern wir diesen Helden! Während so viele andere in Egypten bleiben, um sich Tag für Tag mit den Türken und Arabern herumzuschlagen, läßt sich dieser tapfere Hauptmann von seinem General den Auftrag geben, ein paar Pferdeschwänze zu spediren; denn sagtest Du mir nicht, daß er hergekom-

men sei, um die drei Roßschweife von Mucad-Bey und die zwei Roßschweife von Ibrahim-Bey zu überbringen."

„Jawohl, anbetungswerthe Coraly."

„Herrliche Waffenthat!" sagte sie mit einem seltsamen Ausdruck, aber schöner, als je. „Glorreiche Waffenthat! Das Meer auf einem sicheren Schiffe durchfahren, begleitet von zwei bis an die Zähne bewaffneten Dragonern von Toulon nach Paris reiten, hier nach einer vergnügten Reise anlangen, und zu Füßen des Direktoriums zwei Feldzeichen niederlegen, welche freilich dem Feinde genommen worden sind, aber vermuthlich durch seine Kameraden. O, es ist zum Entzücken, es ist göttlich! die Nachwelt wird davon reden!"

„Alles, was Du sagst, ist voller Geist, Logik und Wahrheit", versetzte Barras, seinen Brief zusiegelnd. „Da nun dieser Offizier gleichfalls der geheime Agent einer Partei ist, deren Treiben wir aufdecken werden, muß ich ihn verhaften lassen. Sei so gut, einem Deiner Leute zu schellen. Dieser Brief ist an den Polizeiminister zu besorgen."

Coraly blieb unbeweglich auf ihrem Stuhle, die Stirn auf die Hand gestützt, und von einem Sturm aufregender Gedanken bewegt. Sie hörte nicht mehr auf Barras, welcher jetzt aufstand und zu einem Klingelzuge neben dem Kamine hinüberschritt. Allein in demselben Augenblick trat ein Diener ins Zimmer, und sagte mit lauter Stimme zu der Herrin des Hauses:

„Will Fräulein dem Hauptmann die Ehre erweisen, ihn zu empfangen?"

Dieser Name berührte Coraly, wie ein elektrischer Schlag. Sie fuhr zusammen, warf ihr Haupt stolz in die Höhe, und antwortete dem Bedienten nur durch einen zornigen Blick.

Der Direktor übernahm es, zu antworten. Seinen versiegelten Brief auf das Marmorgesims des Kamins niederlegend, sagte er dem Diener: „Fräulein ist zu Hause, laß ihn kommen!"

Gleich darauf trat der Hauptmann über die Schwelle in den Saal, und begrüßte Coraly, wie den Direktor, den er nicht hier zu finden erwartet hatte.

„Nur heran, Hauptmann!" sprach der Direktor. „Es war just von Ihnen die Rede: Fräulein Coraly beklagte sich eben, daß sie von Ihnen vergessen sei."

Coraly sandte Barras einen Blick voller Nachgier, aber gleich voller Verachtung zu.

„Fräulein Coraly erweist mir viel Ehre," antwortete Reymond. „Es ist schön von ihr, daß sie an einem armen Soldaten Interesse nimmt. Es ist wahr, daß sie keinen größeren Bewunderer als diesen Soldaten besitzt."

Ein frostiges Schweigen folgte seinen Worten. Der Hauptmann begriff, daß man ihm in der Meinung der Herrin des Hauses arg geschadet habe.

„Wie, Fräulein?" nahm der Direktor das Wort, „sind Sie nicht höchst erfreut über den Dankbesuch, welchen Ihnen der Hauptmann jetzt abstattet?"

„Verzeihen Sie, Bürger Direktor", wandte der Offizier lebhaft ein. „Dank setzt immer eine Wohlthat, eine erwiesene Gunst voraus. Es wäre deshalb sehr abgeschmackt, wollte ich Fräulein den geringsten Dank sagen; ihre Freundlichkeit gegen mich beschränkt sich auf ein sehr offen an den Tag gelegtes, ohne Zweifel sehr aufrichtiges Interesse, aber doch nur ein einfaches Interesse. Und da ich jeden Augenblick nach Egypten zurückberufen werden kann, wollte ich ihre Aufträge nach einem Lande einholen, wo sie so viele Verehrer besitzt, wie ich die Ehre hatte, von Ihnen, Bürger Direktor, zu erfahren."

Coraly beobachtete noch immer ein hartnäckiges Schweigen. Um ihre Aufregung zu verbergen, begann sie mit einem schönen Wachtelhündchen zu spielen, das ins Zimmer geschlüpft und eilig zu seiner Herrin geflüchtet war. Reymond wollte seinen Besuch abkürzen; er griff bereits an seinen Degen und knöpfte seinen Handschuh zu, wie Jemand, der sich empfehlen will, als Barras, welcher seine Absicht errieth, dem Gespräch eine ernstere Wendung gab, indem er die Worte sprach:

„Der Zufall kommt mir gelegen, Hauptmann. Ich hatte mit Ihnen zu reden."

Reymond blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. „Ich stehe zu Ihren Diensten," versetzte er.

„Wollen Sie mir meine Frage beantworten, Hauptmann?"

„Ich bin zu jeglicher Antwort bereit", versicherte der Offizier. „Nur wird mir der Bürger Direktor zuvor die Frage erlauben, mit wem ich die Ehre haben werde, zu reden."

„Nun natürlich, mit mir", antwortete Barras.

„Mit dem Bürger Barras oder mit dem Präsidenten des Direktoriums?" fragte der Hauptmann Reymond vorsichtig.

„Vielleicht mit beiden", erwiderte der Direktor. „Indessen", fügte er nach kurzem Besinnen hinzu, „lassen Sie uns annehmen, daß Sie für's Erste dem Präsidenten antworten."

Der Offizier stand auf, schob die rechte Hand in seine Weste, den Hut unter den linken Arm, und blieb mit

erhobenem Haupt und zuversichtlichem Blick, allein ohne die mindeste Prahlerei, vor dem Direktor stehen.

Barras lächelte fast unmerklich; im Grunde, sah man, war er sehr ernst gestimmt.

„Hauptmann", nahm der Direktor das Wort, „Ihr kommt von der Armee in Egypten, und in den ersten Tagen Eures Aufenthalts in Frankreich kauft Ihr ein werthvolles Landgut, welches Ihr mit baarem Gelde bezahlt. Die Regierung, welcher Ihr dient, hat das Recht, Euch zu fragen, woher Ihr plötzlich diesen Reichthum erhalten habt; denn bisher wußte man nicht, daß Ihr Vermögen besäßet. Woher kommt all' dies Gold?"

(Fortsetzung folgt.)

Mein Haus meine Burg.

Der Rosen hab' ich viel geseh'n
Und ihren Duft genascht:
Doch Rosen welken und vergeh'n,
Wenn du sie kaum erhascht.
Du, süße Rose, welkst mir nie,
Treu will ich deiner warten.
In dir erblüht mir spät und früh
Ein ganzer Rosengarten.

Der Lauben hab' ich viel geseh'n,
Gar heimlich d'rin zu kosen,
Die Stunden kommen und vergeh'n
So süß auf weichen Moosen.
Doch Stunden des Genusses sind
Kein Leben: — laßt mich schauen
Ein sich'res Haus vor Sturm und Wind!
Bei Gott, ich will mir's bauen!

Zu Zwei'n.

Hier umher, dort umher
Bin ich gewallt;
O wie so öd' und leer,
O wie so kalt!
Thäler und Alpenhöh'n,
Garten und Hain! —
Aber die Welt ist schön,
Schön nur zu Zwei'n.

Lausche der Nachtigall,
Klagt sie ihr Weh,
Horche dem Wasserfall,
Stürzt er zum See.
Frühling! es brauset der Föhn!
Jubel im Frei'n!
Aber die Welt ist schön,
Schön nur zu Zwei'n!

O wie süß!

O wie süß, wie himmlisch süß, zu wissen,
Wenn das Herz von herbem Gram zerrissen,
Daß dein Leiden vom verwandten
Zweiten Herzen wird verstanden!
Wenn mit Wolken zieht herauf der Morgen,
Wenn es stürmt und ungewittert,
O, zu wissen, daß von deinen Sorgen
Noch ein zweites Herz erzittert!
Ja, und könntest du in Leidensnöthen
Auch ein zweites Herz noch missen —
Hoch entflammt's der Freuden Gluth, zu wissen,
Daß sie noch ein zweites Antlitz röthen.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 18:

Hebel. Zebel.

Buchstabenräthsel.

1.

Im Schmuck des Ersten stand sie da:
Ihm schlug das Herz, als er sie sah,
Denn seines Glückes ganze Fülle
Barg ihm die einfach reiche Hülle.

2.

(Wirf den ersten Buchstaben weg.)
Er schlang um sie wohl seinen Arm
Und hielt sie sanft und drückte sie warm;
In Eins verschmolzen schienen Beide,
Und jetzt vergessen war das Zweite.

3.

(Wirf auch den zweiten Buchstaben weg.)
Und als sie sanft sich ihm entwand,
Wohl zitterte ihr leis' die Hand;
Es mahnt der Glocken heilig Rufen:
Das Dritte klang an des Altars Stufen.

4.

(Wirf auch noch den Endbuchstaben weg.)
Doch an dem eig'nen gold'nen Herd,
Wie war das Leben lebenswerth,
Oft klang (o aller Ehren Zierde!)
Einfach, doch doppelt nie das Vierte.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 20. Erscheint jeden Sonntag. 22. Mai 1859

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

„Ich bin mit fünfundzwanzig Louisd'or in der Tasche von Egypten gekommen", sagte Reymond mit ruhiger und klangvoller Stimme. „Was jenes Landgut betrifft, das ich gekauft haben soll, so gehört es Herrn Clement, dem früheren Verwalter des Schlosses, welcher es jetzt erworben hat. Ich habe meinen Namen zu dem Ausrufe aus solchen Gründen hergegeben, welche man mir erlauben wird, hier zu verschweigen."

„Nicht übel!" brummte Barras, fortwährend den Kopf schüttelnd.

In diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete den Bürger Direktor Sieyès. Barras stand auf und ging seinem Todfeinde, aber seinem theuren Kollegen, entgegen.

„Seid willkommen!" sagte er lächelnd. „Botto hat Euch also gesagt, daß ich hier sei. Ich danke Euch, daß Ihr meinem Wunsche zufolge so rasch erschienen seid."

Der Bürger Sieyès, welcher mit einem schwarzen langen Gewande bekleidet und nach Art eines Prälaten weiß gepudert war, antwortete, daß er mit Freuden die Gelegenheit ergriffen habe, seinen Kollegen unverzüglich zu sprechen; denn es handle sich darum, ihn von einigen wichtigen Ereignissen zu benachrichtigen, die sich im Laufe des Tages ereignet hätten.

Den Offizier erkennend, welchem er vor einigen Stunden bei dem Minister Talleyrand begegnet war, sagte er:

„Fürwahr, Hauptmann, wäret Ihr nicht hier, so hätte ich meinem Kollegen den Vorschlag gemacht, Euch holen zu lassen."

Augenscheinlich hegte man einen ernsten Verdacht gegen den Offizier.

Reymond begriff das Kritische seiner Lage. Er sah ihr wie einem gefährlichem Feinde ins Gesicht, aber wie einem Feinde, den man überwinden kann.

„Ich bin Fouché begegnet", fuhr Sieyès, seinen Kollegen anredend, fort. „Ich habe ihn benachrichtigt, daß Ihr Euch hier befändet; er wird kommen."

„Was? nein, ich täusche mich nicht", versetzte Barras, der an das Fenster getreten war, welches auf den Hof blickte, „da kommen unsere Kollegen Gohier, Moulins und Ducos wieder zurück. Botto macht es immer so; er geht immer darauf aus, eine Sitzung zu Stande zu bringen; er wird unseren Kollegen, die bei Lareveillière versammelt waren, gesagt haben, daß sie uns, das heißt Euch und mich hier fanden. Nun, da es der Zufall so gefügt hat, müssen wir wohl in dieser reizenden Wohnung ein Kollegium halten."

„Fräulein Coraly wird uns präsidiren," bemerkte Sieyès, indem er einen Blick auf diese warf, welcher zu sagen schien: „Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie uns verließen."

Allein Coraly, welche in tiefes Nachdenken versunken war, begriff noch nicht, daß ihre Anwesenheit im Saale den zu einer Sitzung eintreffenden Staatsmännern störend sei. Sie sah die kritische Lage des Hauptmannes; sie ahnte gewaltsame und strenge Maßregeln, welche sie selbst zum Theil heraufbeschworen hatte; jedes Gefühl von Zorn oder Rache verschwand, und sie begann ernstlich für den Mann zu zittern, welchen sie — machen wir kein Geheimniß daraus — mehr liebte, als sie vielleicht glaubte.

Die drei von Barras angekündigten Direktoren traten in den Saal. Gohier sagte, die Sache habe Eile; er billigte daher ohne Weiteres den Ort der Sitzung.

„Wir können damit um so besser zufrieden sein," fügte Moulins hinzu, „da Niemand von dieser improvisirten Berathung etwas vermuthen wird."

Roger Ducos befragte mit einem Blick sein Orakel Sieyès, dessen Echo er war. Der Abbé lächelte und stimmte bei. Roger Ducos stimmte bei und lächelte.

Mittlerweile langte der Polizeiminister an. Barras ließ zwanzig Wachslichter anzünden und die Fensterläden schließen.

Fouché trug ein Packel Zeitungen, Platate und Maueranschläge unter dem Arme. Sein Aussehen war finster. Die große, häßliche und harte Gestalt, das stechende und durchdringende Auge, die hohe Taille, der eckige, hagere Köper, die feierliche Amtstracht mit der dreifarbigen Schärpe um den Leib, die knappe und trockene Rede — Alles an ihm erregte ein Gefühl von Schrecken, das vielleicht jeden Anderen als den Hauptmann Reymond verstörl hätte.

Ein Verbrecher wäre bei dem Anblick Fouché's sicherlich an diesem Abend außer Fassung gekommen; denn derselbe war ein harter Mann und ein mitleidloser Beamter.

„Bürger," nahm er das Wort, „es trifft sich recht glücklich, daß wir hier versammelt sind. Die Situation ist ernsthaft. Hört mich an!"

Jeder nahm auf einem Sessel Platz. Barras saß in der Mitte. Ein großer Tisch war herangeschoben, auf welchen man zwei große Armleuchter stellte.

Der Hauptmann hatte eine Aufforderung erhalten, sich zu setzen; er befand sich allein gegenüber dem Halbkreise, welcher von den Mitgliedern des Direktoriums gebildet ward. Coraly hatte, sich in die Kaminecke zurückgezogen; der unruhige Blick des Polizeiministers blieb auf ihr ruhen.

„Mir scheint," sagte Barras, „wir sind hier einigermaßen aufdringlich. Sollen wir das arme Kind im eigenen Hause fortschicken? Außerdem, Bürger, ist euch ja die Verschwiegenheit Fräulein Coraly's hinlänglich bekannt.

Der Minister fügte sich, denn die Versammlung bat Coraly einstimmig, sich nach wie vor als Herrin ihres Hauses zu betrachten. Sie blieb, vielleicht aus Trotz, wahrscheinlich aber aus Vorsorge für einen gewissen Jemand, und beschloß, sich gelegentlich nach eigenem Gutdünken zu empfehlen.

„Bürger Direktoren", nahm wieder der Minister das Wort, „seit mehreren Tagen herrscht eine bedenkliche Gährung in Paris. Die Neuigkeiten aus Italien, welche noch immer höchst ungünstig sind, dienen den Aufwieglern zum Vorwand. Man beutet unser Kriegsunglück zum Vortheil gewisser Namen aus, an welche sich die Erinnerung von Siegen knüpft. Man sucht dem Gouvernement in der öffentlichen Meinung zu schaden. Zwei gewaltthätige Parteien sind in Thätigkeit: die Royalisten, von England und dem Herzog von Braunschweig besoldet, und die Jakobiner. Beide sind bereit, sich gegen uns zu verbünden. Die Jakobinerpartei, dieser Schwanz von Robespierre, würde die Royalisten verachten, aber sie hat keinen Sou im Vermögen, und die Aristokraten lenken sie durch ihr Geld. Lest das „Journal du Peuple", und ihr werdet sehen, daß Grachus Baboeuf nicht todt ist. Nur läßt er seinen Zorn heutzutage nicht gegen die Verräther, die Fürsten, Pfaffen und Adeligen los, gegen uns donnert er. Meine Agenten haben verschiedene Sansculotten des niedrigsten Gesindels arretirt, welche die Straßen mit dem Schrei durchzogen: „Brod und Frieden!" Früher verlangte man Krieg. Man will den Haß des Volkes gegen das Ausland ersticken, und den Haß gegen die Herrschaft des Direktoriums entflammen. Hier sind Plakate, welche man am Palais national und in einigen der Hauptstraßen von Paris angeschlagen hatte; man wagt, an die glücklichen Zeilen der Monarchie zu erinnern. Erst nach heftigem Kampf mit den Volksmassen gelang es den Polizeibeamten, dieselben abzureißen. — Es ist bewiesen, daß eine verborgene Hand seit einigen Tagen viel Gold in Paris ausgetheilt hat; und ihr wißt besser als irgend Einer, was in diesem Augenblicke Gold im Gegensatze zu den Staatsanweisungen vermag... Ich ersuche das Direktorium, mich zu außerordentlichen Haussuchungen zu ermächtigen; die Macht, über welche ich verfüge, reicht nicht aus . . ."

„Bürger Minister", unterbrach ihn Gohier, „Ihr sprecht viel und mit Recht von den Royalisten und Jakobinern; aber es gibt eine dritte Partei, die freilich neu, allein um so gefährlicher ist. Ich rede von der Partei jener Schwärmer für jungen Kriegsruhm. Diese Partei beutet einen gefeierten Namen aus, sie bedroht uns mit einer militärischen Reaktion."

„Mit Einem Wort", sagte Moulins, „die Partei Bonaparte's."

„Es ist wahr", bestätigte Fouché, „daß die Anhänger des Generals sich von Tag zu Tag vermehren."

„Und daß sie unleidlich frech werden, fügte Sieyes hinzu, welcher den Männern des Degens noch überaus feindlich war.

„Bürger Minister", fragte Gohier, „was habt Ihr über die Versammlung erfahren, welche vor zwei Stunden im Palais National stattgefunden hat?"

Fouché warf einen stechenden Blick auf den Hauptmann Reymond, der höchst ruhig und gelassen auf seinem Stuhle saß und mit seinen Degenquasten spielte. Dann sprach er:

„Ah, hier ist ein Offizier, der Euch die besten Aufschlüsse darüber geben kann."

„Wie!" rief Moulins aus, „das ist ja der Haupt-

mann, welcher das Volk um ihn her fast zum Aufstande gereizt hätte!"

„Hauptmann", sagte Gohier, „es gab nahezu eine Emeute und eine Emeute zu Euren Gunsten."

„Gebt uns gewissenhaften Aufschluß über die Sache, Hauptmann Reymond", befahl endlich Barras. „Erhebt Euch!"

Der Hauptmann gehorchte. Den Hut unter dem linken Arm, die rechte Hand auf eine Stuhllehne gestützt, aufrecht und erhobenem Hauptes, als stünde er auf einer Tribüne, nahm er das Wort:

„Bürger Direktoren, erlaubt mir, vor jeder anderen Aufklärung Euch mein Erstaunen darüber auszusprechen, daß ich mich plötzlich in solcher Art vor einem Gerichtshof gestellt sehe. Ich komme in dies Haus, um eine liebenswürdige Dame zu besuchen, welche mich mehrfach dazu aufgefordert hatte; ich komme her ohne den mindesten Argwohn, ohne die mindeste Ahnung von der Anklage, welche auf mir lastet; und ohne nur meine Lage, mein Vergehen zu kennen, ohne nur Zeit zu haben, über die einfachsten Vertheidigungsmittel nachzusinnen, finde ich mich plötzlich auf einer Bank der Angeklagten, vor dem unzweifelhaft furchtbarsten Gerichtshof. Eine Militär-Kommission vergönnt wenigstens dem Delinquenten noch einige Stunden des Nachdenkens und einen Vertheidiger. . . ."

„Hauptmann", erwiderte Barras, „Ihr seid weder eines Vergehens beschuldigt noch angeklagt, Ihr werdet einzig aufgefordert, Euch hinsichtlich Eures Benehmens genügend zu erklären, das — mit oder gegen Euren Willen — Anlaß zu großer Aufregung unter der Bevölkerung gibt."

„Mein Benehmen, Bürger Direktoren", versetzte Reymond, „ist das eines Offiziers, welcher bei hellem Tageslicht und durchaus loyal handelt. Ich habe am hiesigen Ort eine ehrenvolle Sendung erfüllt: ich habe euch von Egypten auf Befehl meines Generals en Chef Fahnen überbracht, welche dem Feinde bei der letzten Schlacht genommen worden sind, und offizielle Depeschen über die Lage der Armee. Als diese Sendung erfüllt war, als ich meine Papiere nach strengster militärischer Form in Ordnung gebracht hatte, glaubte ich, meine Zeit einer ehrenhaften Muße widmen zu dürfen; ich glaubte unter Andern, es werde mir verstattet sein, mich verschiedener freundschaftlicher Privataufträge zu entledigen, welche meinen General und andere Offiziere der egyptischen Armee betrafen. Ich habe Besuche gemacht, das ist wahr; ich hatte sogar die Ehre, von angesehenen Personen empfangen zu werden . . ."

„Zwei- oder dreimal hat Euch Madame Bonaparte Audienz ertheilt", bemerkte eine Stimme.

„Einmal, Bürger Direktoren", versetzte der Hauptmann; „mir wurde nur ein einziges Mal diese Ehre zu Theil."

„Und Ihr habt ihr Neuigkeiten von der Armee gebracht, welche wir nicht erfahren durften?"

„Briefe vom General Bonaparte, jawohl, Bürger! Was diese Briefe betrifft, so werdet Ihr mich hoffentlich nicht fragen, ob ich mich nach dem Inhalte erkundigte."

„Ihr habt mehrmals Lucian und Joseph Bonaparte gesprochen?"

„Ganz richtig, Bürger Direktoren."

„Und Generäle, unter welchen man verschiedene Mißvergnügte aufzählen könnte?"

„Ist ein Hauptmann der Kavallerie, Bürger Direktoren, in der Lage, sich nach den gerechten oder ungerechten Beschwerden zu erkundigen, welche die Generäle möglicherweise gegen das Gouvernement haben?"

„Eure Ankunft in Paris war die große Tagesneuigkeit; Euer Erscheinen in Uniform auf den Straßen und an den öffentlichen Plätzen von Paris ist beständig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Aufregung."

„Ich habe vom Platzkommandanten die Ordre erhalten, nicht anders als in Uniform auszugehen."

„Es ist unmöglich," fuhr Barras fort, „daß Ihr nicht gesucht hättet, durch Eure Reden den Enthusiasmus des Volkes zu Gunsten gewisser kriegerischer Namen anund aufzuregen."

„Fast immer nach den Kriegsereignissen befragt," entgegnete der Hauptmann, „habe ich freimüthig die wahresten Berichte ertheilt, welche außerdem in den öffentlichen Blättern gestanden haben."

„Erst heute noch bildete sich im Palais National um Euch eine tumultuarische Versammlung. Bedeutungsvolle und dem Gouvernement feindselige Rufe erschollen aus der Menge."

„Als ich das Palais National durchschritt, um mich hierher zu begeben, wurde ich erkannt und von einem Volkshaufen umringt. Mehrere Offiziere der italienischen Armee redeten mich an. Wir tauschten ein paar kameradschaftliche Höflichkeiten aus, als die Menge uns umringte. Man bezeichnet mich als einen Offizier, welcher dem Generalstabe Bonaparte's attachirt sei. Jeder wollte mich sehen, und Viele drückten mir die Hand. Die

Volksmasse vergrößerte sich; die Aufregung des Hausens steigerte sich zu lebhaftem Enthusiasmus, man rief: „Es lebe die Armee! Es lebe der General Bonaparte! Es leben die Sieger von Italien und Egypten!“ Meine Kameraden und ich antworteten: „Frankreich lebe!“

„Das ist recht schön,“ antwortete der Direktor, „und kein einziges Mal: „Es lebe die Republik!“ Aber jetzt sagt, Hauptmann, woher kommt all das Gold, über welches Ihr verfügt?“

„Ich habe auf das geantwortet, was mein Benehmen als Offizier der französischen Armee betrifft“, versetzte Reymond. „Wenn man in meinen Privatangelegenheiten Etwas entdeckt hat, das auf irgend eine Unredlichkeit schließen läßt, so verlange ich, daß man mich vor ein kompetentes Tribunal stelle, wo ich meine Sache in gesetzlicher Weise durch einen Rechtsbeistand oder persönlich verfechten kann.“

„Also, Hauptmann, besitzt Ihr ansehnliche Summen, ohne Euch über die Quelle derselben ausweisen zu wollen?“

„Hier allerdings nicht, wie groß auch mein Respekt und mein Gehorsam gegen die Mitglieder des Direktoriums sei.“

„Schweigen wir davon!“

(Fortsetzung folgt.)

Einsam!

Was fällt dir ein, dich zu verstecken?
Wo lacht dein liebes Angesicht?
Ich suche dich in allen Ecken,
Komm', liebes Kind, und neck' mich nicht. —

Kein Laut im ganzen Haus zu hören,
Stumm sieht die blasse Wand mich an,
Komm', Liebe, komm', mich süß zu stören,
Wie du's noch gestern erst gethan.

Verwünschte Stille hier im Zimmer!
Der Garten winkt hinab in's Grün! —
Wie öd', wie kahl und ohne Schimmer!
Kein Vogel singt, kein Strauch will blüh'n.

Wohl ist der Lenz in's Land gekommen,
Doch ach, des Winters letzter Hauch
Hat mir die Liebste fortgenommen —
Kein Vogel singt, es blüht kein Strauch.

Zurück aus dieser weiten Leere,
Zurück in's Haus, die Fenster zu!
In dunkeln Schmerzen, ohne Zähre
Hinbrüten muß ich, ohne Ruh.

Und finst'rer wird's, die Mauern rücken
Zusammen zur Gefängnißwand,
Die Einsamkeit mit ihren Tücken
Umschnürt mich wie ein eisern Band.

Warum getrennt?

Warum getrennt viel Meilen?
Es ist um mich so todtenstill!
Zusammen laß' uns eilen,
Und werde d'raus, was will!

Ich weiß, du bist die Meine,
Doch schreibst du mir's auch fort und fort:
Nur Widerschein vom Scheine
Ist ein geschrieb'nes Wort.

Selbst die Gedanken müssen
Erlahmen auf dem weiten Flug.
Dich seh'n, dich haben, küssen —
Der Rest ist Traum und Trug!

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 19:

1. Kleid; 2. Leid; 3. Eid; 4. Ei! und Ei ei!

Charade.

(Dreisylbig.)

Als ein nahrhaft Getränk' ist die Erste bekannt
Sowohl in der Stadt, als wie auf dem Land.
In den schönen letzten Beiden
Siehst du gehen, fahren, reiten,
Siehst der Menschen Treiben, Regen
Und ihr eifriges Bewegen.
Jeder will sein Ziel ereilen,
Siehst der Häuser lange Zeilen,
Siehst, wie diese sind verschieden,
Denkst, wie Jener lebt in Frieden
Und den Andern im Palast
Niederdrückt die Schuldenlast:
Doch dort, in jenen höhern Regionen,
Wo sich der Himmelskörper Millionen
Um ihre angewies'nen Kreise dreh'n,
Kannst du bei Nacht im Pracht das Ganze seh'n.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 22. | Erscheint jeden Sonntag. | 5. Juni 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

Der alte Bernard, starr vor Erstaunen und in eine Welt von Vermuthungen versenkt, nahm fünfundzwanzig Rollen in Empfang, deren jede tausend Francs enthielt. Als er sich auf die Wirklichkeit zurückbesann, eilte er so schnell wie möglich an das Thor, durch welches sein Herr eben davon geritten war; allein Bernard sah bald ein, daß es ihm schwer werden möchte, Sultan einzuholen, dessen Galopp noch zu hören war.

Allmählich erklang der Anschlag der Hufe leiser und und leiser, und verhallte endlich gänzlich in der Ferne.

Der Hauptmann Reymond, der sicher auf dem stärksten und schnellsten Rosse saß, welches sich zu jener Zeit in Frankreich befand, erreichte bald die Grenze der Stadt Paris und flog wie ein Sturmwind über das offene Blachfeld. Die Nacht war herrlich, und die Sichel des zunehmenden Mondes schwebte hell über der ruhigen Landschaft.

13.

Eine überzuckerte Bombe.

Gegen die Mitte des Septembermonats, um sechs Uhr Abends, saß eine fröhliche Gesellschaft im untersten Geschosse des de Vitry'schen Hauses in der Straße des Faubourg Saint Honoré.

Das Haus war seit vierzehn Tagen als Nationaleigenthum, oder, wenn man den Ausdruck verzieht, als Besitz eines Emigrirten öffentlich versteigert worden.

Vierzehn Tage hatten dem neuen Eigenthümer genügt, um diesem Hause durch eine glänzende wie geschmackvolle Restauration seine ursprüngliche luxuriöse Eleganz zurückzugeben.

Wer war dieser glückliche neue Eigenthümer?

In einem großen Saale, dessen Fenster auf die Gartenveranda blickten, stand ein ovaler Tisch von massivem Acajouholze, der mit Porzellan-, Krystall- und Silbergeschirr bedeckt war. — Dort erhoben sich Pyramiden von überzuckerten Orangen; hier eine hohe, mit Pistazien gespickte Macrontorte; anderwärts lagen in Körben vom schönsten Sevres-Porzellan rothbäckige, sammtene Pfirsiche, von Tellern mit eingemachten Früchten umrahmt; Champagnerflaschen blickten aus dem silbernen Kühlapparate hervor; Blumen ergötzten die Augen und die Geruchsnerven; allein in der Mitte des reichbesetzten und schön dekorirten Tisches ragte wie ein Denkmal des Sieges eine roth und weiß überzuckerte Bombe empor. Auf diese besonders war die Gesellschaft von alten, jungen und in mittleren Jahren stehenden Herren von einer schönen, jungen Frau eingeladen worden.

Diese Frau war Coraly.

Ja, Coraly hatte für ein beträchtliche Summe baaren Geldes diese aristokratische Wohnung gekauft. Und warum auch nicht? Konnten die Amoretten und Schäferinnen über dem Portal und auf den Gesimsen gegen so viel Anmuth und Schönheit etwas einwenden? Oder hatte der undankbare Hauptmann Reymond ein Recht, sich zu beklagen, — er, für dessen Haus sie 150,000 Francs bezahlte, weil sie sein Herz um keinen Preis zu gewinnen vermocht hatte? — Nein gewiß, Coraly war in ihrem Rechte; sie hatte nichts irgendwie Unschickliches gethan.

An dem Tage, von welchem die Rede ist, weihte sie ihre neue Wohnung durch eine glänzende Gesellschaft ein, welche sie ihren intimen Freunden gab, unter deren Zahl sich jedoch einige offizielle Persönlichkeiten befanden, Dank dem Bürger Direktor Barras, welcher seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen hatte, Staatsgeschäfte mit den Vergnügungen zu vermischen.

Man hatte gegessen und getrunken, als wenn man nur von Zuckersachen und Liqueurs leben wolle; aber die Bombe stand noch unberührt und glänzend auf dem Tische.

Die Gäste aßen, wie es bei solchen Zwischenmahlzeiten gebräuchlich war, stehend, oder saßen ringsumher im Saal oder Garten. Es herrschte eine reizende Unge-

zwungenheit. Jeder versorgte sich nach Belieben, und genoß ganz seine Freiheit.

Jetzt indessen kündigte Coraly die Oeffnung der Bombe an. Die Gäste versammelten sich in Gruppen um den Tisch. Die schöne und anmuthige Herrin des Hauses hatte sich mit einem großen, flachen silbernen Tranchirmesser bewaffnet. Mit kühnem Schnitt zertheilt sie die Zuckerkugel, und ein ambrosischer Duft wallte daraus hervor.

„Bewunderungswürdig!" rief ein General. „Welch ein Meisterschnitt!"

„Unsere Wirthin", versetzte ein Dichter, erinnert mich an eine jener jungen Druidinnen, welche die heilige Mistel zerschnitten."

„Nein", wandte ein Institutsmitglied ein, „sie ist Hebe . . ."

„Welche die Götter bedient," lachte Coraly, und reichte einigen hochgestellten Persönlichkeiten Stücke von der Bombe.

Und von Ihnen bedient wird, Fräulein," erwiderte Barras verliebten Tones.

„Bravo! Bravo!" applaudirten im Chorus einige seiner Höflinge, von welchen er damals fast zu jeder Zeit in nicht geringer Anzahl umgeben war.

Die Bombe bestand aus Erdbeeren und Zitronensaft; sie kam aus dem ehemaligen Palais Royal, wo der Bürger de Foy ein vorzügliches Café in Paris etablirt hatte. Sie empfing die wohlverdientesten Elogen von Seiten der berühmtesten Feinschmecker jener Tage.

Unter ihnen befand sich namentlich ein gewisser Chevalier d'Aigrefeuille, dessen Urtheil in Sachen der Kochkunst fast die Geltung eines Gesetzes hatte. d'Aigrefeuille gab unter dem Direktorium das Vorspiel zu seinen Triumphen während der Kaiserzeit an der erzgastronomischen Tafel des Erzkanzlers Cambacérès.

Aber zu den Delikatessen des goûter sollte sich der Wohllaut der Klänge gesellen, und die reichvergoldete Harfe Coraly's strahlte in einer Ecke des Zimmers.

Garat (er fehlte bei keinem Feste) hatte sich mehrmals bitten lassen; und obschon er zwanzigmal erklärt hatte, daß er gerade heute unausstehlich heiser sei, ließ er doch sehr oft jene Rouladen erschallen, welche alle Herzen entzückten.

Coraly setzte sich an ihre Harfe; man bildete einen Kreis um sie, und Garat — wie ein bunter Schmetterling vom Licht angezogen wird — vermochte nicht der Lockung zu widerstehen. Zu der schönen Musik hintretend, griff er die von der Harfe gespielte Melodie auf, und improvisirte — nicht eine Cantate, noch eine Romanze oder eine pompöse Arie, sondern ein harmonisch ungestümes, liebliches, komisches und erhabenes Etwas, das mit Alles und mit Lirumlarumlalala alles Mögliche zu sagen schien.

Wir verlassen einen Augenblick die enthusiastischen Gruppen im Saale, um das ernsthafte Gespräch zweier Männer im Garten zu belauschen. Unter dem Laubdache der Linden spazierte der Direktor Gohier auf und ab mit seinem Kollegen Moulins, und zeigte ihm ein kleines Papierblättchen oder vielmehr einen kleinen Pergamentstreifen, auf dem zwei oder drei Zeilen von unbekannter Hand geschrieben standen.

„Aber wer in aller Welt hat Euch dies gegeben?" fragte Moulins.

„Ich wiederhol' Euch", antwortete Gohier, „daß ich dies Billet auf meinem Teller inmitten des Inhaltes der Bombe fand, welchen mir Coraly präsentirte. Die arme Kleine hat sicherlich keine Ahnung von dem gehabt, was sie mir gab; denn ich sah ihr Gesicht an, nachdem ich den Zettel gefunden; es war eben so wunderbar heiter wie sonst."

„Die Frauen sind Meisterinnen der Verstellungskunst", bemerkte Moulins.

„Nein, sage ich Euch, das ist unmöglich. Denkt nur ein wenig nach, verehrter Kollege. Wenn Ihr zugeben müßt, daß Coraly eine gewisse Passion für den Offizier hatte, der uns mit ihrer Hülfe entschlüpft ist (Ihr wißt ja, der Emissair Bonaparte's): könnt Ihr Euch denken, daß Coraly mit Vorbedacht dem Direktorium durch ein anonymes Billet das große Geheimniß des Generals en Chef der egyptischen Armee verrathen wird? Das ist ganz unmöglich. Ferner, dies Pergamentstreifchen war in einer überzuckerten Bombe verborgen, welche aus einem Café kam; es war also nicht wohl zu finden und konnte zufällig auf den Teller des ersten besten der eingeladenen Gäste fallen. Denkt nur ein wenig nach!"

„Das thu' ich eben, mein werther Freund. Wahrhaftig, ich kann nicht daraus klug werden. Komm, lies noch einmal das Blatt!"

Gohier entfaltete von Neuem das kostbare Pergamentstreifchen, welches die Erdbeeren und Citronenbrühe durchfeuchtet hatte, ohne jedoch die Schrift auszulöschen. Er las, vorsichtig nach allen Seiten umblickend, die folgenden Worte:

„Der General en Chef Bonaparte schifft sich gegen Ende des Augustmonats ein und verläßt Egyten, um nach Frankreich zurückzukehren. Ihn begleiten Berthier,

Marmont, Murat, Lannes, Andréossy, Monge, Berthollet 2c. 2c."

„Und jetzt ist es schon Mitte September!" sagte Moulins.

„Freilich."

„Das heißt, seit vierzehn Tagen ist Bonaparte auf dem Meere; ja, wenn die Ueberfahrt günstig war, landet er jetzt vielleicht auf dem Boden der Republik!"

„Ganz richtig, verehrter Freund."

„Während wir hier sind, wir, die Direktoren und Zuckerzeug aus dem Café de Foy essen und gemächlich den Triller dieses unverschämten, girrenden Zierbengels zuhören!"

„Man kann nichts Wahreres sagen, mein lieber Moulins", erwiderte der Direktor Gohier, indem er das Billet wieder in seine Tasche schob.

„Nun?" fragte Moulins kurz und bündig.

„Nun, lieber Kollege?" wiederholte Gohier, sich mit verschränkten Armen vor ihn hinpflanzend.

„Eure Meinung ist . . ."

„Eure Ansicht geht dahin, daß . . ."

„Ihr glaubt, in diesem kritischen Augenblick wäre es das Vernünftigste, das Heilsamste. . . ."

„Und Ihr meint", fragte wiederum Gohier, „da die Sicherheit des Staates, zumal des Direktoriums gefährdet ist, Ihr meint, wollte ich sagen . . ."

„Ich meine gar Nichts, verehrter Freund", antwortete Moulins; „ich warte auf Eure Ansicht."

„Gerade um die wollte ich Euch bitten, lieber Kollege. Eure Ansicht, also?"

„Ich habe mir augenblicklich noch keine gebildet."

„Und ich in der That auch nicht. Gruß und Brüderlichkeit!"

„Einen Augenblick, lieber Gohier, hielt ihn der Andere zurück. „In solchem Falle befragt man noch einen Dritten."

„Und wen? Barras?"

„Pah! der ist trunken von Liebe, Zuckerbombe und Harmonie der Töne."

„Sieyès ist nicht mehr da, Roger Ducos auch nicht. Wollt Ihr also", fuhr Moulins fort, Euch an den Bürger Talleyrand wenden?"

„Warum nicht?" antwortete Gohier. „In der That, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten muß doch mindestens Etwas vom Auslande wissen. Ich will ihn holen."

„Ihr wißt, daß der Herr Bischof lahm ist", bemerkte Moulins, „und daß er schwer aufsteht, wenn er einmal auf einem Lehnstuhl sitzt."

„Wohlan", sagte Gohier, „folgt mir! Er sitzt gerade neben der Veranda an der Fensterbank, und kehrt der Gesellschaft halb und halb den Rücken zu. Wenn wir jene zwei Stufen hinangehen, können wir bis zu seinem Stuhl schreiten, ohne von all diesen Gesangs-Narren bemerkt zu werden, welche sich drinnen im Saal amüsiren. Dort stehen wir gerade vor dem rechten Ohre Talleyrand's."

„Während sein linkes Ohr Garat zuhören wird", sagte Moulins.

Der Plan war gut. Er wurde sofort ausgeführt. Der Direktor Gohier näherte sich zuerst dem Bürger Talleyrand; Moulins folgte ihm.

So auf der Veranda stehend und fast den Sessel des Bischofs berührend, glichen sie sehr zwei Schülern, welche einen geschickteren Kameraden in eine Verschwörung gegen den Schulmonarchen hineinzulocken suchen.

„Bürger Talleyrand", flüsterte Gohier, „wir haben mit Euch zu reden."

Herr de Talleyrand, Fürst von Périgord, begnügte sich, ohne sein edles, wohlgepudertes Haupt umzudrehen, ohne selbst nur die Wimpern zu erheben, welche fast immer seinen scharfsinnigen Blick verschleierten, — Herr de Talleyrand begnügte sich, zwei Finger in seine goldene Schnupftabaksdose zu schieben und den hinter seinem Sessel Stehenden zu antworten: „Dazu habt Ihr das Recht, Bürger Direktoren."

„Es sind Moulins und ich, Bürger."

„Ich weiß es schon", versetzte der unerschütterliche Mann.

„Aber Ihr habt uns nicht einmal angesehen, Bürger Minister."

„Das wäre kein Grund, Euch nicht sehr wohl erkannt zu haben, Bürger."

„Zum Geier! habt Ihr denn die Augen hinten im Kopfe?"

„Ist es das, was Ihr mir zu sagen habt, Bürger Direktoren?"

(Fortsetzung folgt)

Cantor Schicht und der kleine Virtuose.

Im Jahre Achtzehnhundert
Und zwanzig auch noch zwei,
Kam ein bildhübscher Knabe
Einst auf die Cantorei

Zu Leipzig mit der Frage:
„Wohnt hier der Cantor Schicht?"
Ich bin's! — „Hier ist ein Briefchen!"
Was man sogleich erbricht.

Aha! vom guten Zelter,
Sagt Schicht mit schiefem Mund,
Er liest, und in den Zeilen
Thut ihm denn dieser kund,
Daß hier der Ueberbringer,
Sein Zögling, lieb und zart,
Musiktalent besitze
Von wunderbarer Art.

„Das wäre!" ruft der Alte,
„J, sieh doch, liebes Kind!
Vom Zelter, na! mein Kleiner,
Komm her und spiel' geschwind
Etwas auf dem Claviere,
Ich hör', hast Etwas los;
Im Mangel von Stuhlkissen
Nimm diesen Notenstoß."

Der kleine Schwarzgelockte
Setzt sich an's Instrument,
Er hebt empor die Augen,
Er hebt die kleinen Händ',
Und spielt jetzt, daß der Cantor
Kaum traute seinem Ohr;
Sogar in Phantasieen
Der Knabe sich verlor.

Dann ging's zur Thomaskirche,
Man schließt die Orgel auf,
Und hier auch läßt der Kleine
Den Fingern freien Lauf.
Der Cantor steht verwundert
Still an der Orgelbank,
Und eine heiße Thräne
Herab zur Erde sank.

Noch an demselben Tage,
Als Cantor Schicht allein,
Da tritt in's enge Stübchen
Ein Musikus herein,
Mit Namen Eichenwillig,
Hier traut und wohlbekannt,
Weil er im Notenschreiben
Besaß die schönste Hand.

„Gott grüß! — wo fehlt's, Herr Cantor!
Sie sind so ernst, so still?"
O nein! hab' nur gegrübelt,
Wo das hinaus noch will.
Kam heut' zu mir ein Bürschchen,
Weiß Krägelchen, schwarz Haar,
Der schon ein Virtuose,
Obgleich er kaum zwölf Jahr.

Gespielt hat hier der Knabe,
Der auch schon komponirt,
Daß wahrlich mich zu Thränen
Der Junge hat gerührt.
Ich bin deshalb vom Chore
Dann schnell zurück geeilt,
Doch — 's ging nicht, hier zu Hause,
Da hab' ich laut geheult.

Von Leipzig ging der Knabe
Nach Weimar, wo er gab
An Göthe auch ein Briefchen
Von seinem Lehrer ab.
Daß Göthe ihn besungen,
Dies weiß wohl Jeder schon,
Der geniale Knabe
War — Felix Mendelssohn.

Theodor Drobisch.

Auflösung des Räthsels in Nr. 21:

Nuß.

Charade.

(Zweisylbig.)

Blühten dir des Lebens Freuden,
Oder war dein Loos nur Leiden
Hier auf dieser schönen Welt?
Gleichviel! Was den großen Ring bewohnet,
Ob in niedern Hütten er, oder in Palästen thronet,
Einst der ersten Sylb' verfällt.

Meine Zweite kannst du finden
Ueberall — in Waldesgründen,
In der Berge tiefem Schacht.
Edel — in den schönsten Farben glänzend
Siehst an reichen Damen du's, ihre Stirn u. Hals umkränzend,
Strahlend in der schönsten Pracht.

Aber lieber Freund, das Ganze
Nicht bestimmt zu ird'schem Glanze,
Trägt von Freude keine Spur.
Wo der Bettler — gleich dem Kronenträger
Ruht — bis zu jenem Tage, da einst Gott der Thatenwäger
Richtet, — steht das Ganze nur.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 23. Erscheint jeden Sonntag. 12. Juni 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

„Nicht so ganz", erwiderte Gohier. „Es handelt sich um eine wichtige Nachricht, die uns eben zugekommen ist. Bonaparte ist seit vierzehn Tagen von Egypten abgereist . . ."

„Wieder nach Syrien?" fragte der unbewegliche Mann.

„Bewahre, nein! er kehrt nach Frankreich zurück. Er ist vielleicht jetzt schon in einem unserer Häfen gelandet."

Herr de Talleyrand blieb eben so reglos wie die Hermesstatue, die ihn unverwandt mit ihren marmornen Augen anblickte.

„Nun, Bürger Talleyrand", nahm Gohier wieder das Wort, „was ist bei diesen mißlichen Umständen Euer Rath? Welche Rolle bleibt uns zu spielen? Aber beiläufig, Ihr, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, müßt doch Etwas hierüber wissen. Habt Ihr Depeschen erhalten?"

„Ihr fragt mich nach zwei Dingen auf einmal", versetzte der kaltblütige Mann; „nach den Depeschen und nach meinem Rath. Welche Frage wünscht Ihr zuerst beantwortet?"

„O, wahrhaftig, wie's Euch gefällt! Die Zeit drängt, Bürger Minister. Eure Ansicht ist vermuthlich, daß wir das Direktorium versammeln, den Rath der Alten und die Versammlung der Fünfhundert benachrichtigen, und Bonaparte als Vaterlandsverräther außer dem Gesetz stehend erklären."

„Und die Eurige?" fragte Herr de Talleyrand.

„Lieber Himmel, das ist auch die meine. Weder Moulins, noch ich sehen etwas Besseres, das sich thun ließe."

„Nun, wenn dies das Beste ist," sagte Talleyrand, findet Ihr doch wohl schwerlich etwas noch Besseres."

„Falls wir es nicht vorziehen sollten, zu schweigen und ruhig zu warten, um je nach den Umständen zu handeln."

„So?" versetzte Talleyrand. „Also dies gefällt Euch noch besser?"

„Wahrhaftig, ich weiß nicht!"

„Wie soll ich es dann wissen?" fragte Talleyrand, endlich die Prise nehmend, welche er zwischen den Fingern gehalten.

„Bürger Talleyrand", brummte Gohier ungeduldig, „Ihr seid zum Verzweifeln!"

„Sagt ihm, daß er mit Bonaparte konspirirte", flüsterte Moulins. „Das wird ihn gewiß ein wenig aufbringen."

„Bürger Minister", fragte Gohier, „würdet Ihr vielleicht Bonaparte zu einem Staatsstreiche behülflich sein?"

„Wenn das der Fall wäre", antworte Herr de Talleyrand, „so werdet Ihr begreifen, daß ich es Euch nicht erzählen würde."

„Hol' ihn der Teufel?" fluchte Gohier, indem er Moulins ansah.

„Der Teufel wird sich hüten", gab dieser zurück; „er wäre schön geleimt!"

„Also, Bürger Minister", nahm Gohier das Wort, indem er auf seinen alten Posten trat, „also sehten Eure diplomatischen Agenten Euch von gar Nichts in Kenntniß?"

„Ei nun", erwiderte der Fürst, „sie pflegen sich meist bei Eurer Fremdenpolizei zu erkundigen."

„Ihr seht aber doch jetzt, daß ich wirklich Etwas weiß. Hier ist ein wichtiges Billet. Seht es Euch einmal an!"

Herr de Talleyrand streckte, ohne den Kopf umzudrehen oder sich sonst zu bewegen, seine Hand über die Schulter, und nahm so den kleinen Pergamentstreifen in Empfang. Das Billet vor seine Augen haltend, betrachtete er dasselbe einen Augenblick und reichte es dann über seine Schulter zurück, ohne ein Wort zu reden.

„Nun?" sagte Gohier. „Ihr seht, die Sache verhält sich so."

„Sie steht hier geschrieben, meint Ihr", antwortete

Talleyrand. „Und wie ist dieser anonyme Wisch in Eure Hände gekommen?“

„Hier im Saal, mittelst der Bombe. . .“

„Ich verstehe das nicht“, versetzte der phlegmatischste aller Staatsmänner.

Gohier näherte sich dem Ohr des Fürsten und erzählte ihm leise die Geschichte des merkwürdigen Billets. Statt aller Antwort brach Herr de Talleyrand in ein lautes Gelächter aus. Die beiden Direktoren zogen sich enttäuscht und wüthend in den Garten unter die Linden zurück.

Mittlerweile fand drinnen ein herrlicher Wettkampf zwischen den Liedern Garat's und den Klängen der Harfe statt. Das berauschte, vor Entzücken bebende Auditorium überließ sich dem begeistertsten Beifallsklatschen. Barras streckte seine Beine lang vor sich hin, verschränkte die Arme über der Brust und schwelgte in den bezaubernden Tönen.

Moulins und Gohier traten in diesem Augenblick wieder in den Saal, entschlossen, den Präsidenten aus seiner Extase zu wecken. Sie hatten ihre Zeit zu einer wichtigen Mittheilung schlecht gewählt. Gohier näherte sich zuerst und flüsterte Barras einige Worte zu, welche dieser nicht vernahm. Moulins kam von der andern Seite und wiederholte die Worte Gohier's. Taub auf dem rechten und taub auf dem linken Ohre, hörte Barras nur die Stimmen der Peris und Almeen in einer unbekannten Welt.

Man zündete die Kronleuchter und Candelabres im Saale an. Herr de Talleyrand saß noch immer am Fenster und sah nach den Sternen oder folgte vielmehr seinen Gedanken inmitten der Sterne.

„Wißt Ihr, wem sie alle beide ähnlich sehen?“ wandte sich Moulins an Gohier.

„Nein — wen meint Ihr?“

„Zwei Banditen, welche sich begeistert, von Entzücken berauscht stellen, um die Leute sicher zu machen, bevor sie einen tödtlichen Schlag führen.“

„Soll ich Euch sagen, was ich denke? Ich denke, wir suchen die Ansicht von Sieyès und Roger Ducos in Erfahrung zu bringen.“

„Ihr sucht stets Eure Ansicht in den Taschen der Andern“, versetzte Moulins. „Aber sei drum, gehen wir fort und lassen wir die ganze Gesellschaft hier bei Circe in Schlaf fallen; sie könnten leicht mit vier Pfoten und mit Köpfen aufwachen, die nur zum Einpöckeln gut sind.“

Nach diesen Worten entfernten sich eiligst die beiden wackern Direktoren. Sie stiegen in denselben Wagen um sich nach dem Palais Luxembourg zu begeben.

Allein zuvor befahlen sie klugerweise einem Polizeiagenten, welcher sich im Vorzimmer befand, den Bürger de Foy im Palais National (früher Royal) einzuladen, sich sofort auf das Sekretariat des Direktoriums zu verfügen, wo man ihn erwarte.

Der Bürger de Foy war der Anfertiger oder vermeintliche Anfertiger der überzuckerten Bombe; folglich konnte er wahrscheinlich einige Aufklärungen über den Pergamentstreifen geben, welcher sich in der Erdbeeren- und Citronenkugel befunden hatte. Aber so ausführlich er den Herren auch das Rezept seiner Confitüren erläuterte, von einem Pergamentstreifen war nichts in seinem Ingredienzen-Verzeichniß aufgeführt.

Fügen wir hinzu, daß diese Neuigkeit der unvermutheten Rückkehr des Generals en Chef der egyptischen Armee in diesem Augenblick von Allen geahnt wurde und das Direktorium weit mehr in Schrecken als in Verwunderung setzen mußte.

14.

Die Insel.

Die Mitglieder des Direktoriums hatten sich zu einer außergewöhnlichen Sitzung versammelt, und die Minister waren zu einem Rathe berufen worden, welcher seine Sitzungen bis spät in die Nacht hinein verlängert hatte. Die Lage war ernst.

Die Abreise Bonaparte's von Egypten ohne Autorisation der Regierung der Republik war eine freilich nicht als wahr bestätigte und offiziell angekündigte, aber doch zu mindestens drei Viertheilen bewiesene und daher als gewiß angenommene Thatsache.

Seltsam und erschreckend mußte es erscheinen, daß sich die öffentliche Meinung nicht gegen diese verbrecherische Tollkühnheit des Generals en Chef der Expeditionsarmee aussprach. Ganz im Gegentheile, die Nachricht von der Rückkehr Bonaparte's brachte in Paris eine Aufregung hervor, welche der Freude sehr ähnlich sah.

Eine Hoffnung sogar durchschimmerte diese Aufregung des Volkes. Es war eine unbestimmte Hoffnung, die sich auf nichts Bestimmtes oder nahe Bevorstehendes richtete; aber dieselbe glich sehr einer zum Voraus lautgewordenen Anhänglichkeit an einen Wechsel des Systems und selbst der Form der Regierung.

Angesichts solcher Wahrnehmungen hatte die Versammlung mit großer Vorsicht berathschlagen müssen. Die

fünf Direktoren hatten in ihrer Verlegenheit zuerst sehr energisch auftreten wollen, und ihr erster Beschluß hatte dahin gelautet, daß sie einen Verhaftsbefehl gegen den desertirten General ausfertigen, seine Person ergreifen lassen und vor ein Kriegsgericht stellen wollten. Zwei Minister, auf deren Ansicht man großes Gewicht legte, sprachen sich entschieden gegen dies Vorhaben aus und wiesen nach, daß man durch die Verhaftung Bonaparte's einfach das Direktorium stürzen werde, da das Volk von Paris in einem einzigen Tage ein Gouvernement vernichten könne, welches der öffentlichen Meinung und der Begeisterung des Augenblicks feindlich in den Weg trete.

Was sollte man thun?

Einen Bürgerkrieg beginnen? Die von Bernadotte, Moreau, Jourdan und anderen kommandirten Regimenter gegen jene Regimenter ausschicken, welche sich bei seiner Landung in Frankreich für den jungen General erklären würden? Aber das hieße, den Fremden die Gränzen preisgeben. Das hieße, England und dem Herzoge von Braunschweig sagen: „Kommt her! wir schlagen uns unter einander!“

Andererseits: durfte man den Sieger der Pyramiden, den Mann des Schicksals, den „Sultan des Feuers“, nach Paris kommen lassen, — ihn, der auf seinem Divan in Kairo ausgerufen hatte, als er von den Regierungs-Behörden der französischen Republik sprach: „Die Elenden! was haben sie aus meiner Armee in Italien gemacht? Was haben sie aus Frankreich gemacht, das ich in den Augen der Welt so ruhmvoll gehoben hatte? Durfte man wohl einen solchen Mann nach Paris kommen, ihn friedlich inmitten seiner Anhänger sich festsetzen und die Huldigungen des Volkes öffentlich in Empfang nehmen lassen?

Das hieß ja den Sturz des Direktoriums beschließen und die Republik einem Diktator in die Hand liefern!

Die Verlegenheit der Bürger Direktoren, wie man sieht, war groß. Was sollte man thun, und was nicht thun? Man verhandelte bis zwei Uhr Nachts und nachdem man alle Ansichten sorgfältig erwogen hatte, entschied man sich für das Einzige, was einige Chancen glücklichen Erfolges zu bieten schien, nämlich: die Ereignisse abzuwarten.

Die Versammlung ging auseinander. Jedes Mitglied der Regierung kehrte mit einem festen und wohlverheimlichten Entschlusse in seine Wohnung zurück, — mit dem Vorsatze, je nach den Umständen auf eigene Hand und für sein persönliches Interesse zu handeln. Indeß hatte sich die ganze Versammlung einstimmig für Eine Maßregel erklärt: der Polizeiminister sollte nämlich mit der größten Sorgfalt die Bewegungen der Verschwörer überwachen.

Die Maßregel lautete sehr unbestimmt; allein jeder Direktor besaß seine besondere Polizei, und die Generalpolizei sah ihre Arbeit sich hiedurch sehr vereinfachen. Es blieb ihr in diesem Falle nur übrig, die einzelnen Privat-Polizisten zu überwachen. Eben das that Coraly auch.

Als Stutzer nach der neuesten Mode gekleidet begab sie sich mit einem Bedienten nach Tours und nahm im Hotel zum Fasanen ihr Quartier. An der Abendtafel erkannte Chateauneuf — so nannte sich Coraly und auf diesen Namen lautete auch ihr von Barras selbst ausgefertigter Paß — mit ihrem Scharfsinne alsbald drei Polizeiagenten, die sie hänselte. Am folgenden Tage besuchte sie eine etliche Stunden entfernte Insel, wo sich, wie sie von Barras wußte, der Hauptmann versteckt halten sollte. In einer Fischerhütte fand sie diesen, der nicht wenig erstaunt war über diesen Besuch, in der Kleidung eines Fischers. Coraly theilte ihm mit, wie das Direktorium damit umgehe, ihn verhaften zu lassen und daß zwei Agenten und Gendarmen sich nahten. Auf ihren Rath entfernte sich Reymond schnell auf seinem ungesattelten Renner und Coraly wandte alle List an, um die beiden Polizeiagenten zu entfernen. Ein Certifikat von Barras ausgestellt, ließ in ihr einen höheren Agenten der Polizei erkennen und auf ihr Geheiß entfernten sich die beiden Herren mit der eben von Orleans kommenden Wasserdiligence nach Nantes. Die Gendarmen kehrten nach Tours zurück. Der dritte Polizei-Agent, schlauer als seine Collegen, war auf der richtigen Fährte und ließ sich nicht abweisen, als der Bürger Chateauneuf ihm auf der Insel in den Weg kam. Nach einigem Hin- und Herreden sprach der Polizeiagent den jungen Herren mit Fräulein an und machte kein Geheimniß daraus, daß er den in dem nahen Fischerhäuschen sich versteckt haltenden Emissär Bonapartes verhaften wolle; diesen wolle das Direktorium wohl erschießen lassen. Zugleich deutete er auf einen Nachen, der mit Gendarmen vom Ufer abstieß. Coraly lachte, denn nach einigen Minuten schwamm das Seil, das als Fähre an der Insel zum Anhalten diente, zerschnitten im Wasser und der Nachen ohne Fährmann schwamm die Loire hinab, zum größten Schrecken der Gendarmen.

(Fortsetzung folgt.)

Student Hamlet in Wittenberg.

(Schwankhafte Parodie.)

Geld oder kein Geld? Das ist nun die Frage,
Ob's besser, bettelhaft sich durchzuschlagen,
Am kühlen Brunnen sich den Durst zu löschen,
Voll Appetit von fern ein Beefsteak — riechen
Und resignirt vorbei die Schenke geh'n,
Wie? oder sich mit Einem kecken Streich
Aus der verdammten Hungerklemme reißen,
Und vollauf einmal wieder —! — Borgen — prellen —
Prellen? vielleicht auch zahlen — ja, da liegt's!
Was bis dahin für Mücken summen mögen
Das Thal hinauf, hinab — und keine summt
In's brummende Gemüth 'nen blanken Trost.
Hinc illæ — ja da liegt der Hund begraben,
Verschnupft ist bald das Prieschen Contenance,
Das ein Philister pflegt bei sich zu führen;
Doch desto voll're Dose trägt der Bursch',
Der Schulden läßt zu hohen Jahren kommen.
Wer trüge sonst der schlimmen Zeiten Druck.
Vergeblich Harren auf des Wechsels Ankunft,
Ernst mahnende Gesichter vor der Thür,
Schafsköpfe — leider, ohne Schafsgeduld,
G e w i s s e r Straßen ängstliches Vermeiden,
Billets von nah' und ferne, unfrankirt,
Citation, Justiz — der Jammer all,
Hätt' nicht Humor der Bursche, wer ertrüg' es?
Wer schlüg' ein Schnippchen noch und lacht' in's Fäustchen?
Nur daß die Furcht vor Etwas — nach der Hand,
Unlustig, wie auf schaalem Bier der Schimmel,
Ein wunderliches Etwas, immer nagend,
Das sich nicht stets im Taumel läßt ersäufen,
Die Laune uns verdirbt und zwingt, den Kopf
Moralisch-katzenjammerschwer zu hängen;
Dem angebornen Roth fidelen Muths
Wird solch 'ne bleiche Schwäche angekränkelt,
Und Unternehmungen ganz comme il faut,
Extravagante Suiten, Schmaus, Commerce —
O Jammerschad' um sie!

Auflösung des Charade in Nr. 22:

Grabstein.

Räthsel.

Ich weiß zwei alte Leute
   Ein wunderliches Paar,
Sie geh'n wohl mit einander,
   Vereint, schon manches Jahr.

Er blickt so hell, so selig.
   Im Geh'n auf Feld und Au'n,
Wenn sie in gold'nen Locken
   Sich freundlich lässet schau'n.

Die Stirn ist frei, das Auge
   Des alten Buhlen jung,
Er tanzt mit ihr den Reigen
   In kühnem, sich'rem Schwung.

Sie hängen an einander,
   Getreu in Lust und Leid,
Fällt je die Welt in Trümmer,
   Zusammen sterben sie beid'.

Ach, daß es trübe Tage
   Für euch auch geben muß,
Wo eure Miene finster,
   Eu'r Antlitz voll Verdruß!

Sie wirft den dunkeln Schleier
   Um's holde Angesicht,
Den ihre ew'ge Schönheit
   In Funken nur durchbricht.

Und wenn sie gar sich wendet,
   Ihm aus den Augen fleucht,
Da wird dem alten Buhlen
   Das treue Auge feucht.

Da muß er bitter weinen,
   Und Thrän' um Thräne rollt,
Er fragt mit lauter Stimme:
   Warum sie doch ihm grollt?

Ist's Zorn, sind's heiße Schmerzen,
   Was ihm im Auge strahlt,
Was ihm mit zuckenden Gluthen
   So roth die Wangen malt?

Die Liebste spielt am Schleier,
   Will sie ihn niederzieh'n?
Noch möcht' sie mit ihm grollen,
   Und hat doch schon verzieh'n.

Zurück den grauen Schleier,
   Ein offen froh Gesicht!
Nicht wahr, vor'm Zanke gab es
   So warme Küsse nicht?

Da kann er wieder, der Alte,
   So hell, unschuldig seh'n;
Sie geh'n mit einander weiter,
   Als wäre Nichts gescheh'n.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 24. | Erscheint jeden Sonntag. | 19. Juni 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

Zugleich traten vier Fischer, welche der Bediente Coraly's so gut es ging bewaffnet hatte, herzu, der Polizeiagent machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ sich endlich, da er bei seinem Geschäfte nur seine Familie im Auge hatte, bereden, dem Direktor einen falschen Bericht zu bringen und dem Hauptmann, der ihm bei dem nahen Sturze des Direktoriums eine bessere Stütze bieten konnte, überall auszuweichen. Coraly plauderte ganz selig mit ihrem Schützling, als sich der Agent in einem Nachen entfernt hatte, und nach einem einfachen Mahle kehrte sie nach Tours zurück, das Herz voller Hoffnung. Chateauneuf ging dort gar nicht aus bei Tage, nur Abends wagte er sich zu Pferde auf das Land.

Einige Tage waren seit der Abreise des Agenten verstrichen. Herr Chateauneuf lenkte sein Pferd an dem schönen und mondhellen Abende nach der Fähre, welche zu der Loire-Insel führte, wo der Hauptmann Reymond noch immer inkognito lebte.

Der Offizier erwartete, von einer unbestimmten Ahnung gelenkt, gerade an diesem Abende seinen trefflichen Gefährten. Er fuhr mit einem Segelboote so dicht wie möglich an die Fähre heran. Als die beiden Pferde am Ufer erschienen, erscholl ein Zeichen aus dem Boote; es war ein eigenthümlich lautender Pfiff.

Herr Chateauneuf hörte und verstand das Signal. Er stieg ab und schritt auf die Fähre zu, wo ihn der Offizier voll Freuden in sein Boot nahm.

François führte die beiden Pferde, wie ihm aufgetragen war, zu einem ganz in der Nähe gelegenen Meierhofe.

Es war gegen acht Uhr Abends, — eine herrliche Nacht! Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten sanft die Fluthen des Stromes.

Seinem Gefährten Aug' im Auge gegenüber sitzend, lenkte der Hauptmann das Boot in die Mitte des Flusses; eine Brise wehte aus Nordwesten, und hinderte sehr das Fortreiben des Kahns mit dem Strome.

„Ihr scheint mich heute Abend erwartet zu haben?" nahm der Stutzer das Wort. „Ich hatte Euch doch nicht von meinem Kommen benachrichtigt."

„Mein alter Freund Chateauneuf", antwortete der Offizier in scherzendem Tone, „Ihr habt sicherlich oft jene unbestimmte Unruhe empfunden, welche uns fast immer von der Ankunft eines Feindes in Kenntniß setzt."

„Allerdings, Hauptmann. Aber wie könnt Ihr bei meiner Ankunft unruhig sein? Bin ich Euer Feind?"

„Seid Ihr nicht meine Qual?" erwiderte Reymond. „Das läuft auf dasselbe hinaus."

Die Worte des Hauptmanns konnten einen doppelten Sinn haben; sie waren zweideutig, abschon Reymond heute Abend wie immer sehr offenherzig war.

Aber gab sich wohl Herr Chateauneuf seit einigen Tagen über die Eindrücke seines Herzens Rechenschaft? Ueberließ sich Herr Chateauneuf nicht wider seinen Willen einer Reihe von Illusionen, von rosigen Luftschlössern, welche man niemals ernstlich aus der Seele verbannt?

Gestehen wir's, Coraly hoffte mehr, als sie sich selbst wohl bekannte, und den wahren Sinn der Worte des Offiziers mißverstehend, dachte sie, wenn sie jetzt seine Qual sei, bald etwas mehr zu werden.

„Eure Qual, Hauptmann?" fragte sie. „Wie meint Ihr das?"

„Nun, mein Gott," erwiederte Reymond, „kann ich mit kaltem Blute eine der schönsten und hochgestelltesten Frauen von der Welt sich jeder Gefahr aussetzen sehen, um einen armen Proskribirten, wie mich, zu retten? Fürwahr, mein Fräulein, (hier auf offenem Strome darf ich Sie mit Ihrem wirklichen Namen anreden), Ihre Aufopferung, die ich bewundere, macht mich zittern."

„Bah!" antwortete Coraly, „was kann ich denn verlieren? Die Gunst von Barras? Freilich ist nicht immer amusant!"

„Nein, aber sehr mächtig."

„Glaubt Ihr, daß ich so viel Werth auf Luxus oder Geld lege? . . . Pfui, Bürger!"

„Aber Ihr legt viel Werth auf Eure Unabhängigkeit, Eure Ruhe, Bürgerin."

„Der Tausend!" lachte Coraly. „Meint Ihr, das Direktorium würde sich den Spaß machen, mich zu verfolgen?"

„Es läßt Euch nachspüren, es überwacht Euch; Ihr interessirt Euch für einen seiner Gegner."

„Sollte es mich fruktidorisiren wollen?"

„Nun, es ist eifersüchtig und argwöhnisch," versetzte Reymond.

„Meinethalben", antwortete Coraly, „offenen Krieg! In der That, dieser bewaffnete Friede ihm gegenüber fängt an, mich zu langweilen. Es fände sich doch wohl ein Mittel, Barras vom Präsidentenstuhle zu werfen, auf dem er so übermüthig thront. Laßt uns einmal nachdenken! Wünscht Ihr es, Hauptmann?"

„Mein Fräulein, Sie sind charmant", erwiderte der Offizier. „Allein ich nehme ein solches Opfer nicht an. Bleiben Sie bei dem Direktorium! Alles, was ich Ihnen mit Bestimmtheit sagen kann, ist der umfassendste Schutz im Fall seines Sturzes, da Sie mir so großmüthig die Hand gereicht haben."

Einige Augenblicke tiefsten Schweigens folgten diesen Worten.

Das klare Mondlicht erhellte die beiden Ufer der Loire, und spiegelte sich mit schimmerndem Glanze in den Wellen des Stromes. Die Landschaft war herrlich und von einem melancholischen Zauber, welcher den Blick wie die Seele entzückte.

Coraly bewunderte diese großartige und erhabene Natur, an welche sie seit lange nicht mehr gewöhnt war. Die feenhaftesten Abendgesellschaften von Paris erschienen ihr in diesem Augenblicke düster und matt.

Der Nachen befand sich, nachdem er an einer dichten Pappelwaldung am linken Ufer vorbeigefahren war, einer langen Wiese gegenüber, an deren Ende sich ein schräges Schieferdach erhob; zwei Thürme ragten mit ihren vergoldeten Spitzen in die blaue Luft; einige Fenster schienen erhellt.

„Ohne Zweifel ein Schloß?" fragte Coraly. „Die Gleichmacher haben noch nicht alle an den Ufern der Loire zerstört. Wie heißt dies, Hauptmann?"

Reymond antwortete nicht; er schien angelegentlich damit beschäftigt, das Tauwerk des Segels zu entwirren.

Coraly betrachtete indeß noch immer das schräge Dach, welches wie eine Glaskuppel im Mondlicht glänzte. Sie wiederholte ihre Frage.

„Hauptmann, kennt Ihr den Namen dieses reizenden Schlosses? Es ist ein verwegener Aristokrat, der mitten in der Republik so im Mondlicht zu funkeln wagt. Sein Name, Hauptmann? . . ."

„Was?" antwortete der Offizier, immer noch an den Knoten seines Tauwerkes nestelnd; „wo seht Ihr denn solch' einen Zauberpalast, Bürgerin?"

„Wollt Ihr in Abrede stellen, daß dort zu unserer Linken eine große Adelsbesitzung liegt, deren Pracht uns beleidigt? Seht doch hin, Hauptmann, und zerschneidet Euren Knoten, wenn Ihr ihn nicht zu entwirren vermögt."

Reymond hätte gern den guten Rath befolgt und den gordischen Knoten seiner Situation zerhauen; aber er besaß weder ein Schwert Alexanders, noch hinlängliche Gewandtheit.

Indeß nahm er all' seine Geistesgegenwart zusammen, und antwortete so kaltblütig wie möglich, indem er sich immer noch bei dem Segel zu thun machte:

„Ich glaube, mein Fräulein, daß dies Gebäude zu der Besitzung de Rencey gehört."

Bei diesem Namen vermochte Coraly nicht einen Schrei zu unterdrücken.

Der Hauptmann näherte sich ihr und fragte, ob sie sich gestoßen habe.

„Ich?" entgegnete sie. „Durchaus nicht, mein Herr. Ich schrie nur auf, weil ein herabfallender Stern mich überraschte. Ja, ein schöner Stern fiel eben vom Himmel", seufzte sie, nach oben deutend.

Der Hauptmann verstand recht gut dieß allegorische Wort. Er verwünschte im Herzen seine Fahrlässigkeit, die ihn hierher hatte fahren lassen, statt nach der andern Seite der Insel oder zum entgegengesetzten Ufer zu steuern. Er wollte das Boot herumwenden, um der Landschaft mit dem unglückseligen Schieferdache des Schlosses de Rencey den Rücken zu kehren.

Aber Coraly, welche den Zweck dieses Manövers durchschaute, fragte ihn:

„Was machen Sie da, Hauptmann? Was soll das bedeuten? Aendern Sie nicht die Richtung; es ist hier so schön, und wir haben die ganze Nacht vor uns. Eine herrliche Gegend, Herr Hauptman! Und wie ich diese langgestreckten Wiesen, diese Wälder zur Rechten und Linken, und dies prachtvolle Schloß als Hintergrund des Gemäldes schön finde! Ihr wißt also bestimmt, daß es das Schloß de Rencey ist?" . . .

„Mein Fräulein", antwortete der Hauptmann, welcher am Steuer saß, „es scheint Ihnen viel daran gelegen zu sein . . ."

„O, sehr viel, mein Herr", antwortete sie mit affektirtem Tone. „Ich mag gern meine Reisekarte genau kennen: ich fürchte immer sehr, mich zu verirren. Diese große Besitzung ist also die ehemalige Herrschaft des Marquis de Renecy?"

„Jawohl, mein Fräulein", lautete Reymond's trockene Antwort.

„Der Ex-Marquis hat nur eine einzige Tochter, die, wie man sagt, bezaubernd, liebenswürdig und sehr schön ist? . . ."

„Man sagt es, Fräulein", antwortete ungeduldig der Offizier.

„Und der Hauptmann Reymond theilt das Urtheil der ganzen Welt?" fragte Coraly auf's Neue.

„Warum nicht, mein Fräulein?"

„Gewiß", versetzte Coraly, „man heult mit den Wölfen, mit den Tauben."

„Mein Fräulein", sagte der Hauptmann mit ernstem Tone, wollen Sie mich verhöhnen? Spotten Sie meiner? Sie haben freilich ein Recht dazu; Sie haben mir so viele Dienste erzeigt, daß ich Ihnen wohl Etwas von meinem Glück opfern mag."

„Das heißt, Sie beschuldigen mich einer Nichtswürdigkeit, mein Herr", entgegnete sie. „Wissen Sie denn, ich bin stolz darauf, daß Sie mir verpflichtet sind. Ich habe Ihnen Dienste erzeigt — leben Sie in Frieden! Ich werde nie daran denken, Sie meine einfältige Ueberlegenheit fühlen zu lassen."

Es lag Bitterkeit in diesen Worten. Reymond begriff, daß er leidenschaftlicher geliebt werde, als er bisher hatte glauben können. Die Eifersucht Coraly's blitzte wider deren Willen hervor; der Name de Renecy hatte schmerzliche Erinnerungen in ihr geweckt.

Indem Coraly zu der Entdeckung gelangte, daß der Hauptmann wegen der Nachbarschaft dieses Schlosses eine Loire-Insel zu seinem Verstecke gewählt hatte, gedachte sie der schrecklichen Worte von Barras: „Er liebt ein vornehmes Mädchen und Du bist für ihn nur ein Werkzeug und Zeitvertreib." Und den Namen dieses vornehmen Mädchens hatte Coraly zufällig heute Morgen im Hotel zum Fasanen gehört, wo Jemand bei Tische gesagt hatte: „Der Bürger de Renecy, der alte verrückte Marquis, hat eine reizende Tochter, welche die Geliebte eines bonapartistischen Offiziers ist."

Alles war plötzlich wie durch einen Blitzschlag klar.

Ja, Coraly liebte den Hauptmann. Diese Liebe war bei einem Abendessen bei Barras plötzlich über sie gekommen, während sie es übernommen hatte, den Offizier in eine Falle zu locken und ihn, falls er der Konspiration schuldig sei, der Gewalt des Direktoriums und des Kriminalgerichtes zu überliefern. Ach, sie war selbst in die Falle gerathen, das arme Kind! Sie hatte sich darin gefangen, und für ewig!

Auch hatte sie seitdem die Rolle, welche ihr von „Perikles," dem Direktor, zugedacht war, verabscheuend, zwei Dinge geschworen: Barras so oft und schnell, wie möglich, zu mystifiziren, und die Liebe des Hauptmannes zu gewinnen, dessen Herz sie wenigstens erobern wollte, wenn sie nicht hoffen durfte, seine Hand zu erobern und seinen Namen zu führen.

Das arme Kind war demnach sehr zu beklagen, und die entsetzliche Wahrheit, welche ihr beim Mondlicht im Nachen Reymond's aufging, mußte sie bitter verwunden.

Allein Coraly besaß eine seltene Geisteskraft. Sie hat uns bisher schon mehrere Proben davon abgelegt; Ihre ganze Geistesgegenwart aufbietend und mit scheinbar größerer Ruhe, als je zuvor, nahm sie jetzt wieder das Wort.

„Herr Hauptmann," sprach sie, „wissen Sie wohl, daß mir ein toller Einfall durch den Kopf geht?"

„Reden Sie, mein Fräulein," versetzte Reymond.

„Ich habe große Lust, einen Besuch auf dem Schlosse zu machen."

„Zu dieser Stunde?" rief der Offizier, höchst aufgeregt, wie sehr er auch seinen Zustand zu verhehlen suchte. „Das wäre sicherlich unpassend."

„Und weßhalb, mein Herr, wenn ich fragen darf? Eine Visite um acht Uhr Abends verstößt, so viel ich weiß, weder gegen Anstand, noch Sitte."

„Aber, mein Fräulein, Ihr Kostüm ist eine Verkleidung . . . und in dem meinigen kann ich mich gar nicht sehen lassen . . ."

„Sie tragen die Jacke, den Hut und die Hosen eines Schiffers, eines Fischers; ich stecke in der Tracht eines Stutzers. Wir sind beide verkleidet. Ein Grund mehr, nicht erkannt und auf den Roman hin, den wir ersinnen müssen, freundlich aufgenommen zu werden! Sie und ich haben Verstand genug, ein glaubwürdiges Abenteuer zu erfinden. Steuern Sie ans Land! Ich will jedenfalls das Schloß de Renecy besuchen."

Seit zehn Minuten hatte der Hauptmann sein Boot mitten auf den Fluß gelenkt, und suchte sogar unmerklich das Weite zu gewinnen, indem er sich dem entgegengesetz-

ten Ufer möglichst näherte. Der Befehl Coraly's schien ihn gar nicht zu kümmern.

Reymond kannte den ganzen Ungestüm ihres Charakters und die ganze Energie ihres Willens. Er begriff, daß alle Vernunftgründe seinen Gegner nur reizen würden, und bereitete sich vor auf einen Kampf. Derselbe konnte für die reizende und edelmüthige Coraly gefährlich werden, und dieser Gedanke machte den Offizier beben.

Mit größter Aufmerksamkeit daher jede Bewegung seiner Gefährtin überwachend, redete er dieselbe an:

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, in welcher Absicht Sie mich nöthigen wollen, Sie nach Renecy zu führen. Was ich aber weiß, ist Folgendes: Der Eigenthümer dieses Landgutes ist ein bejahrter und an Geisteszerrüttung leidender Mann; er ist darum aber nicht minder achtungswerth. Er hat nur eine einzige, durch Schönheit und Liebenswürdigkeit, wie Sie bemerken, und durch Tugend, wie ich hinzufügen möchte, ausgezeichnete Tochter bei sich. Renecy ist eine trübe, seit Jahren vom Unglück heimgesuchte Wohnstätte; man beweint dort noch den Tod eines geliebten Sohnes und Bruders... ich erkläre Ihnen daher, Fräulein, daß ich Sie nicht begleiten, und wohlgemuth in einer Verkleidung unter einem frivolen Vorwande eine Gastlichkeit in Anspruch nehmen kann, welche nur die Befriedigung einer thörichten Neugier von Ihrer Seite zum Zweck hat."

„Herr Hauptmann," antwortete Coraly, „ich habe die schlechte Gewohnheit, Gehorsam zu verlangen, wenn ich nicht gerade das Unmögliche fordere. Ich bin vor Allem sehr auf meine Launen versessen. Ich habe den Entschluß gefaßt, den Bewohnern des Schlosses de Renecy einen Besuch zu machen, und diesen Besuch werde ich ausführen. Niemand soll das Recht haben, mich einer Unschicklichkeit zu zeihen. Herr de Chateauneuf kennt hinlänglich die Welt, um sich mit Geschick aus einem Abentheuer zu ziehen, für welches er die Verantwortlichkeit übernimmt. Nur, mein Herr, werde ich, um Ihnen Kummer zu ersparen (denn Sie scheinen mir sehr betrübt über meinen Entschluß), mich ohne Ihre Gesellschaft behelfen, und werde mich sogar erst morgen bei hellem Tage nach Renecy verfügen, so daß ich den Ruf des edlen Fräuleins nicht durch den leisesten Schatten gefährden kann. Man hätte vielleicht auf dem Lande ein wenig von meiner Visite bei Mondschein gemunkelt... das hätte eine so strenge Tugend verletzen können... Gott bewahre mich, je den jungfräulichen Nimbus zu gefährden, welcher das schöne Gesicht einer Heiligen umfließt... O, Herr Hauptmann, was wäre das für ein Verbrechen!"

Diese Ironie war für Reymond entsetzlich. Er bezwang sich und sagte, indem er Coralys Hand erfaßte:

„Sie sind wahrlich eine hinreißende Zauberin! Erlauben Sie mir, Ihnen Angesichts der Sterne und des lächelnden Mondenscheines die Hand zu küssen, als ein Mann, der Ihnen zum dritten Male dankbar verpflichtet und für sein ganzes Leben Ihr Freund ist!"

„Küssen Sie mir nur immer die Hand, Herr Hauptmann," erwiderte Coraly, deren Zorn den Charakter einer erhabenen Geringschätzung annahm. „Es ist eine kleine Freude, die ich niemals sonderlich verstand, aber die troß Allem ihr Angenehmes zu haben scheint. Vielleicht ist es auch ein Mittel für gewisse Leute, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Kehren Sie jetzt um, ich erlaube es. Francois wird am Landungsplatze der Fähre auf mich warten. Ich wiederhole Ihnen noch daß ich mich morgen unter dem Namen und in der Kleidung des Herrn Chateauneuf nach dem Schlosse de Renecy begebe."

15.

Eine Vernünftige zwischen zwei Tollen.

Gegen zwei Uhr am folgenden Nachmittag lenkte ein Reiter, von einem Diener gefolgt, sein Pferd langsam durch die zum Schlosse de Renecy führende Allee. Er stieg im Hofe vor der großen Verandatreppe ab, und händigte mit der ganzen Ungenirtheit eines alten Hausfreundes einem Domestiken seine Karte ein, um ihn zu melden. Auf dieser Karte stand weiter nichts als der Name Chateauneuf.

Der Bediente kam in wenigen Augenblicken mit der Antwort zurück.

„Der Bürger Renecy und seine Bürgerin Tochter sind bei Tische. Möchte der Bürger Chateauneuf so gut sein, sich in den Salon zu verfügen..."

„Gut", versetzte der Cavalier, eintretend, „ich kann warten."

Herr Chateauneuf nahm auf einem Sessel gegenüber einem alten Bilderrahmen Platz, dessen ehemaliges Portrait man durch eine Landkarte ersetzt hatte. Eine derartige Vorsicht war zu der Zeit der Freiheit und Gleichheit nichts Ungewöhnliches.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 23:

Der Himmel und die Sonne.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 25. Erscheint jeden Sonntag. 26. Juni 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

„Teufel!“ dachte unser Muscadin, „man ist in diesem Schlosse wohl auf der Hut. Der Bürger steht hier in Ehren, und die Bürgerin nicht minder. Die Familienbilder haben sich gar in Flüsse und Berge verwandelt. Sehen wir uns noch weiter um!“

Aber es trat einer der Hausbewohner in's Gemach. Es war der ehrliche Herr Clement, den wir von früher her kennen.

Clement redete den Kavalier mit einer gewissen Vorsicht an, wie Jemand, der ein gefährliches Wasser sondirt, bevor er sich hinein getraut.

„Wenn der Bürger von weither kommt, so wird es ihm nöthig thun, sich ein wenig zu erfrischen,“ sagte der Verwalter. „Wir haben, so viel ich mich entsinne, noch nie das Vergnügen gehabt, den Bürger bei uns zu sehen ..“

„Ihr seid der Haushofmeister des Guts?“ fragte barsch Herr Chateauneuf.

„Ich war es, Bürger; gegenwärtig bin ich der Freund und Verwalter des Hauses.“

„Ihr nennt Euch Clement, nicht wahr?“

„Zu dienen, Bürger,“ versetzte der erschreckte Verwalter.

„Ich konnte mir's denken. Man hat im Fasanen in Tours von Euch gesprochen. In Eurem Namen sind Schloß und Besitzung wieder der Nation abgekauft worden, nicht wahr! Aber wo zum Kukuk, mein bester Clement, habt Ihr so viel Geld gefunden, um dies alles zu bezahlen?“

So lauteten die zerschmetternden Worte des Herrn Chateauneuf.

Herr Clement hörte statt aller Antwort nicht auf, dem Besucher Erfrischungen jeder Art anzubieten.

„Reden wir offen,“ sagte plötzlich der Kavalier. „Ich höre, Ihr habt, um Rencey zurückzukaufen die Börse eines Offiziers benutzt. Ihr könnt es nicht leugnen, mein Bester, und dieser Offizier war sicherlich ein wahrer Glücksritter. Ihr habt nur Euren Namen zu der Sache hergegeben, folglich ist er selbst der rechtmäßige Besitzer des Schlosses, und aus Zartgefühl überläßt er die Benutzung desselben noch den früheren Gutsherren, den armen Rencey's, welche die Revolution ihrer Habseligkeiten beraubt hat. Das ist höchst edel von jenem Offizier, mein bester Clement! Man könnte jetzt nur noch fragen, wo er selbst das Geld hergenommen, gefunden oder gewonnen hat. Denn er gilt in Paris für einen Millionair. O, man spricht von nichts Anderem ...“

Herr Clement, der vor Angst in allen Gliedern zitterte, wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Er machte eine Verbeugung vor Herrn Chateauneuf, und entfernte sich aus dem Zimmer, wie ein Hase aus dem Walde Reißaus nimmt, um sich auf offenem Felde vor den Hunden zu retten, welche ihn aufgestöbert haben.

„Der Mann,“ dachte Herr Chateauneuf, „wird zu den Herren des Hauses seltsam über mich reden.“

Zehn Minuten waren verronnen, als man im Speisesaal ein lautes Geräusch vernahm. Eine klangvolle, gebieterische Stimme überscholl alle übrigen Stimmen; ein bejahrter, aber noch sehr rüstiger Mann eilte in den Salon, als ob er Händen, die ihn zurückhalten wollten, entschlüpft wäre. Es war der ehemalige Marquis de Rencey. Er kam an mit der Serviette in der Hand, funkelnden Auges und mit glühendem Antlitz wie ein Mensch, der vor Freuden über einen lange erwarteten Besuch ganz außer sich ist.

„Also Sie sind es, mein theurer Sohn?“ rief er aus, „das Kind meines besten Freundes, des Grafen de Chateauneuf, meines Waffenbruders ... Wie geht's ihm denn?“

Der Muscadin hatte keine lange Wahl, er mußte sich in die ausgebreiteten Arme des Marquis stürzen.

„Verrückter Narr!“ murmelte er, „Doch einerlei! Die Würfel sind gefallen — spielen wir also mit Geschick unsere Rolle!“

„O mein bester Vicomte!“ rief vom Neuem der alte

Herr, „welch ein glücklicher Tag! Komm her mein Junge! Wahrhaftig, ganz das Portrait seines Vaters!“

Bei diesen Worten umarmte er stürmisch Herrn Chateauneuf ein Mal über das andere, ergriff dann ohne weitere Ceremonie dessen Arm und zog ihn in den Speisesaal.

„Ein Gedeck! ein Gedeck!“ herrschte er den Bedienten zu. „Er wird mit uns speisen; — keine Entschuldigung! Mein Fräulein,“ wandte er sich an Helene, „endlich habe ich das Glück, ihn Ihnen voezustellen. Sie erkennen ihn nicht wieder? Das glaub' ich wohl. Sie haben ihn nicht gesehen, seit Sie fünf Jahr alt waeen. Er ward mit dreizehn Jahren Page der Königin; mit siebzehn trat er unter die Chevauxlegers des königlichen Hauses. Gegenwärtig ist er einer der ausgezeichnetsten und unerschrockensten Offiziere der Armee Seiner Majestät. Mein Fräulein, ich bitte Sie, dem Vicomte de Chateauneuf eine liebenswürdige Wirthin zu sein. Legen Sie ihm voe, und lassen Sie aus meinem Privatkeller den voezüglichsten Madeira holen. Bedienen Sie sich, mein Bester; Sie werden hier zufrieden sein. Wir werden auf die Jagd gehen, denn ich kenne Ihre Passion für diese edle Beschäftigung. Abends werden wir Schach spielen, und Fräulein de Rencey wird uns vorlesen. Apropos, man gebe dem Vicomte das Zimmer im großen Thurme! Es steht mit dem meinigen durch die Gallerie meiner Trophäen in Verbindung, liebster Vicomte. Eine Gallerie, welche mit dreiunddreißig Hirschgeweihen veeziert ist, ohne das kleine Wild zu rechnen, — eine herrliche Sammlung! Trinken Sie, essen Sie, und thun Sie, als wären Sie bei sich zu Hause in Chateauneuf. Und vor Allem, mein Freund, machen Sie Fräulein de Rencey hübsch den Hof, welche verteufelt gesetzt ist, aber sich nicht der Verbindung zweier erlauchten Familien widersetzen, sondern Sie binnen Kurzem zum Gemahl annehmen wird. Hoch der König, Chateauneuf und Rencey!“

Diesmal war es nicht leicht die Fassung zu bewahren, und in der That fühlte sich der Muscadin wie betäubt durch den gänzlich unerwarteten Schlag. Seine Stellung war fertig, unwiderruflich bestimmt, und das alles so plötzlich, daß er nicht Zeit gehabt hätte, ein Wort dazwischen zu reden.

Er war mit Einem Male der Sohn des Grafen de Chateauneuf, selber Vicomte, ehemaliger Page, Chevauxleger, Freund und Jagdgefährte seines Wirthes, des Marquis de Rencey, und (die Sache wae ernst!) dem Fräulein de Rencey als ihr künftiger Gemahl vorgestellt, welcher ihr sein Vermögen, seinen Namen und seine ganze Person zu Füßen legen wolle.

Sich aus solch einer Lage zu ziehn, erschien Herrn Chateauneuf schwerer als sich alle Polizeiagenten der Republik vom Halse zu schaffen. Er hatte es freilich mit einem alten Verrückten zu thun, aber mit einem Verrückten, dessen Wahnsinn Methode besaß, dessen Entschlüsse von schrecklicher Bestimmtheit waren, und der jeden Augenblick nach Jagdmesser oder Pistole griff.

Was aber noch anziehendee wae, der Stutzer sollte Fräulein de Rencey den Hof machen, deren imposante Schönheit, strenge Tugend und foeschendes Auge ihn zu verwirren begannen.

Ach, wir müssen gestehn, Herr Chateauneuf bereute schon, seiner eigensinnigen Laune gefolgt zu sein. Dies Schloß, in welches er sich so tollkühn gedrängt hatte, schien ihm ein Bienenkorb, den er nicht ungestraft anrühren würde.

Das Mahl ging zu Ende. Man begab sich aus dem Speisezimmer in den großen Salon.

Es war die Zeit des Kaffeetrinkens, d. h. der günstige Moment zu freundschaftlichen Erkläeungen und ungezwungenem heiteren Geplauder. Zum Glück für Herrn Chateauneuf häufte der geschwätzige Marquis Fragen auf Fragen, hörte kaum auf die Antworten, und machte sie oftmals selbst, wenn sie zu lange auf sich warten ließen.

Helene de Rencey, welche sich bis jetzt nur beobachtend verhalten hatte, begann sich mit einigem Interesse in das Gespräch zu mischen, was für unsern Stutzer noch minder erbaulich war.

Augenscheinlich hatte sich Herr Chateauneuf etwas zu viel auf die Gewandtheit seines Geistes und die tollkühne Verwegenheit seines Charakters verlassen. Der Blick Helenens setzte ihn in Verlegenheit; er vermied diesen Blick wie eine Dolchspitze.

Fräulein de Rencey bemerkte dies, und ihr Stolz beschränkte sich noch mehr als zuvor auf die Defensive. Helene beobachtete ihn scharf, ohne sich den Schein davon zu geben, indem sie voller Anmuth und Würde den Kaffee servirte.

Indeß begann der alte Marquis, nachdem er einen großen Theil von dem Schatz seiner Erinnerungen ausgekramt hatte, was sein Gedächtniß und seine tolle Phantasie ihm an Träumen und Thatsachen zuführten, schläfrig zu werden. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, schloß die Augen, und verfiel bald, wie es nach Tisch immer seine Gewohnheit war, in einen tiefen Schlaf.

Helene hatte das erwartet; allein Herr Chateauneuf

wurde grausam dadurch überrascht. Mehrere Male suchte er den Schläfer durch einige laut gesprochere Worte zu wecken. Helene erriet seine Absicht, und sprach mit gebieterischem Tone und unvergleichlicher Ironie:

„Mein Herr, Sie sind zu gut und liebenswürdig, um meinen Vater einer Ruhe berauben zu wollen, welche ihm so wohlthätig ist."

„Ich bin bereit, mich zu entfernen, mein Fräulein," antwortete Herr Chateauneuf, höchst erfreut über die sich ihm darbietende Fluchtgelegenheit.

„Sie wollten uns verlassen, mein Herr?" fragte Helene. „O nein! Sie können meinem armen Vater nicht diesen Kummer verursachen wollen; er wird beim Erwachen nach Ihnen verlangen. Wollen Sie mich zu den Gartenspalieren begleiten? Marguerite, mein Kammermädchen, wird uns mit zwei Körben folgen; ich muß etwas Obst pflücken."

Der Vorschlag lautete kurz und bündig wie ein Befehl.

Herr Chateauneuf nahm seinen Hut, seine Handschuhe und seine Reitpeitsche. Er folgte Fräulein de Rencey und Marguerite ging hinterdrein.

Herr Chateauneuf kannte zu gut die vornehme Welt, um nicht zu wissen, daß er noch kein Recht habe, einer jungen Dame den Arm zu bieten, die wie Helene in ihrem Garten mit ihm spazieren ging. Er schritt daher neben und sogar ein wenig hinter ihr her.

Bei den Spalieren angelangt, begannen die jungen Leute die schönsten Birnen der Jahreszeit zu pflücken.

Marguerite ward angewiesen, dieselben je nach ihrer Sorte auszusuchen und in die Körbe zu legen. Auf dem Rasen zwischen ihren Körben Platz nehmend, unterzog sie sich dieser Arbeit, während Fräulein de Rencey mit unserm schönen Stutzer in einer großen Allee auf und abwandelte.

Die Unterhaltung belebte sich; es war ein ernsthafter Moment.

„Ich halte es für unnöthig, mein Herr", sagte Helene, „Sie über den traurigen Zustand meines Vaters aufzuklären. Sie haben schnell genug die Wahrheit erkannt . . . Mein Vater leidet seit mehreren Jahren an einer Geistesstörung, welche um so unheilbarer ist, als sie sich an den vernünftigsten Reflexionen nährt. Alle Heilmittel sind versucht worden, bisher ohne Erfolg. Diese Krankheit ist höchst seltsam", fügte Fräulein de Rencey hinzu; „sie stört durchaus nicht das Gedächtniß. Sie haben gesehen, daß mein Vater Sie vollständig wiedererkannte, mein Herr, und Sie an zahlreiche Familiendetails erinnerte.

„Ich habe das allerdings gesehen", antwortete Herr Chateauneuf, „und ich glaube, dem Kranken nach bestem Vermögen geantwortet zu haben . . ."

„Wie man es nimmt, mein Herr," versetzte Helene. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mir zuweilen etwas verwirrt schienen."

„Ihre Offenherzigkeit gefällt mir, mein Fräulein," sagte der Stutzer, sehr piquirt. „Meine Verwirrung konnte in der Anwesenheit einer Dame ihren Grund haben. . ."

„Ums Himmelswillen, mein Herr! Die Complimente sind unter der republikanischen Regierung nicht mehr in der Mode. Ein Compliment ist eine Lobeserhebung, eine Schmeichelei. Wir schmeicheln in Frankreich Niemandem mehr. Und wollte Gott, man hätte gewissen Personen in diesem unglücklichen Lande niemals geschmeichelt! Wie dem auch sei, mein Herr, Ihre Verwirrung hat mich sehr überrascht. Wenn ich nicht fürchtete, die Offenherzigkeit bis zur Grausamkeit zu treiben, würde ich Ihnen sagen, daß Sie für einen Mann von Ihrem Geiste und Stande unverzeihlich linkisch sind."

„O die kleine Tigerin!" dachte Herr Chateauneuf. „Wie sie doch mit ihren schönen Zähnen wüthend um sich beißt!"

„Sie suchen sich nicht zu rechtfertigen, mein Herr", fuhr Helene fort. „Sie haben keine Lust, sich zu revanchiren? . . . Was soll ich denn von Herrn Chateauneuf denken, der mir doch als Bräutigam vorgestellt ist?"

„Durch Ihren Herrn Vater vorgestellt, das ist wahr, mein Fräulein, erwiderte lebhaft der Stutzer.

„Und wer sollte das anders thun, wenn ich fragen darf, mein Herr?" gab sie zur Antwort. „Mein Vater leidet hinsichtlich mancher Punkte an Wahnsinn, ich weiß es; aber was die Ehre seiner Familie und das Glück seiner Tochter betrifft, so hat er darüber, kann ich Sie versichern, die klarsten und vernünftigsten Gedanken."

Herr Chateauneuf senkte das Haupt und überließ sich den verschiedenartigsten Reflexionen. Er fühlte sich gedemüthigt vor der imponirenden Ruhe des Fräuleins de Rencey.

Zwei mächtige Gefühle kämpften in ihm: die Eifersucht und das bis auf's Blut verletzte Selbstgefühl. Er suchte nach einem Mittel, den gewohnten Vortheil jener Ueberlegenheit zu gewinnen, welche ihm in den Kämpfen seines Lebens so häufig genützt hatten. Er fand keins.

Plötzlich kam ihm ein Entschluß. Er sprach bei sich selbst:

„Wenn der Hauptmann mein Inkognito verrathen, und seit gestern heimlich ein Billet zugestellt hat, um mich vor ihren Augen zu demaskiren, so schwöre ich, den Hauptmann zu verderben, und ich weiß, was ich dazu thun muß. Wenn der Hauptmann mir vertraut und sich jeder verrätherischen Benachrichtigung enthalten hat, so schwöre ich, eben so edelmüthig, wie er, zu handeln, und ihn nach wie vor zu beschützen, selbst in seiner Liebe."

„Mein Fräulein", nahm Chateauneuf mit bestimmterem Tone das Wort, „Sie haben vollkommen recht. Ich habe mich im höchsten Grade linkisch gezeigt. Ist das in Ihren Augen ein Verbrechen?"

„Nein, mein Herr; allein Ihre Verlegenheit bei der Beantwortung der Fragen meines Vaters könnte mir Zweifel an Ihrer Rechtlichkeit erwecken."

„Das heißt, Sie halten mich für einen Abenteurer, der sich etwa einen fremden Titel und Namen angemaßt hat."

Helene blickte Herrn Chateauneuf fest in die Augen, welcher diesmal ihren Blick ohne zu erblassen oder zu erröthen, aushielt.

„Ein Abenteurer!" antwortete Helene. „O nein, mein Herr, das glaube ich nicht. In welcher Absicht könnte ein Abenteurer dies Haus betreten? Uns zu bestehlen? wir sind arm. Meinen Ruf zu kompromittiren? er liefe Gefahr, wie ein ehrloser Räuber den Tod zu finden."

„Den Tod, mein Fräulein, und durch wen?" fragte der Stutzer, plötzlich vor ihr stehen bleibend.

„Durch mich selbst, antwortete Helene mit der größten Kaltblütigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vaterland.

Ich kenn' ein Land, dem meine Treue
Vor allem Land der Welt gehört,
Und da ich mich von Herzen freue,
Wenn nur mein Ohr vom Lande hört.

Es ist das Land, das meiner Jugend
In überreichem Reiz gelacht,
Das Land, da über meine Tugend
Der theuren Eltern Lieb' gewacht.

Wohl and're Länder sind gelegen
Gesegnet von des Herren Hand,
Doch sehnt aus ihrem gold'nen Regen
Das Herz sich fort zum Vaterland.

Zum Land, das meine Sitte kennet,
Zum Land, das meine Sprache spricht,
Da man mich keinen Fremdling nennet,
Da Jeder gern sein Brod mir bricht.

Geliebtes Land! ja dir vor allen,
Du theuer werthes, deutsches Land!
Soll dieses kleine Lied erschallen,
Dir bleibt mein Herze zugewandt.

Nur dir gehören meine Kräfte,
Dir dienet Geist und Hand bereit,
Will deine Sorgen, dein Geschäfte,
Will theilen deine Freundlichkeit.

Und wenn mein treuester Gefährte,
Der Tod mich einstens fordert ab,
So gib du mir, o deutsche Erde
In deinem Schooß ein stilles Grab!

Charade.

(Viersylbig.)

Zu ewigen und ernsten Dingen
Sind meine ersten Zwei geweiht,
Und was sie uns von Oben bringen;
Erinnert an den Flug der Zeit.

Nie beneid' ich euch ihr Reichen,
Nie um eurer Zimmer Pracht,
Nichts kann meinen Letzten gleichen
Wenn drinn Fleiß und Ordnung wacht.
Auch vom Staube rein
Müssens immer sein,
Daß in ihren netten Räumen
Keine bösen Dünste keimen.

Hoch über'm nieder'n Erdenleben
Da sollen nah' dem Himmelszelt
Die Ersten in dem Ganzen schweben
Vom Meister für sie aufgestellt,
Und wie durch's Ganz die Lüfte wallen
Beständig, ohne Aufenthalt —
Hört man durch's Ganz' die Ersten schallen,
Berührt durch menschliche Gewalt.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 26. Erscheint jeden Sonntag. 3. Juli 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

Sie setzten ihren Spaziergang fort. Herr Chateauneuf betrachtete mit Bewunderung das schöne Profil des jungen, neben ihm einherschreitenden Mädchens.

„Ich begreife, daß man dies Weib leidenschaftlich lieben kann", sagte er sich mit leidenschaftlicher Bewegung.

„Nimmt Sie das Wunder?" fügte Fräulein de Rencey hinzu.

„Nein", versetzte Chateauneuf, „es entzückt mich. Und wie würden Sie es anfangen, einen tollkühnen Abenteurer zu tödten, mein Fräulein?"

„Sehr einfach", erwiderte das junge Mädchen. „Ich würde zwei Terzerole so auf ihn richten und ich schieße sehr gut."

Bei den letzten Worten hatte Fräulein de Rencey hurtig zwei sehr schön gearbeitete Terzerole aus den Taschen ihres Gewandes gezogen, und richtete die beiden Läufe auf die Brust des Stutzers, welcher drei Schritte von ihr entfernt stand.

Wir müssen zu seinem Lobe bekennen, Herr Chateauneuf sprang weder zurück, noch erbleichte er.

„Es ist eine Probe Ihrer Rolle, welche Sie mich sehen lassen, nicht wahr, Fräulein?" versetzte er lächelnd.

„Jawohl, mein Herr", antwortete sie. „Lassen Sie uns die Scene einmal aufführen. Ich mache den Anfang: wer sind Sie, mein Herr, Ihr wirklicher Name."

„Gut, mein Fräulein, sehr gut!" rief Herr Chateauneuf, noch einmal im Bereich der beiden Terzerole. „Jetzt kommt die Reihe an mich. Ich werde antworten. Aber verstehen Sie mich recht, es ist eine Rolle, welche ich spiele, um Ihnen gefällig zu sein."

„Wer sind Sie mein Herr?" wiederholte Helene mit funkelnden Blicken.

„Wer ich bin?" antwortete Chateauneuf. „Einer Ihrer Bewunderer."

„Ihr Name?"

„Wohlan, anbetungswürdiges Kind, vernehmen Sie mein ganzes Unglück. Ich liebe mit rasender Leidenschaft . . . und Sie rauben mir den Gegenstand meiner Liebe. Ich bin ein armes Geschöpf, das um Ihretwillen geopfert wird . . . Mein Fräulein, unter dieser Verkleidung und diesem angenommenen Namen erkennen Sie ein Weib, das die Eifersucht fast zum Wahnsinn getrieben, und das sich bei Ihnen eingedrängt hat, um sich ihres Unglücks zu versichern, obschon sie längst den Beweis hatte, daß Sie ihre glückliche und triumphirende Nebenbuhlerin sind."

„Sie sind ein Weib!" rief Fräulein de Rencey aus, und trat drei Schritte zurück. „O, welch ein unwürdiger Betrug! Sie haben gewagt . . ."

„Ihre Hände, Ihre schönen Hände zittern, mein Fräulein", sagte Herr Chateauneuf. „Weshalb schießen Sie nicht? . . . Ich habe Ihnen mein Verbrechen, meine Tollkühnheit, mein Unglück bekannt . . . Feuer! Feuer, Fräulein de Rencey! ich liebe den Hauptmann Reymond de Vitry!"

Helene schloß die Hähne ihrer Terzerole, welche sie wirklich gespannt hatte. Sie steckte dieselben wieder ein, verabschiedete sich ohne ein einziges Wort mit einer Bewegung ihrer Hand von dem Stutzer, rief Marguerite, und schritt mit dieser langsam dem Schlosse zu.

20.

Das Gespräch am Schiebfenster.

Herr Chateauneuf war maschinenmäßig der ersten Allee des Parkes gefolgt, welche sich vor ihm hinstreckte. Er gelangte zu einer Art Kreuzweg, wo sich mehrere Baumgänge durchschnitten, und wo ein großer Eichbaum, von einer kreisförmigen Bank umschlossen, in der Mitte stand. Die mit Haselstauden überwachsene Mauer begrenzte den Horizont. In derselben befand sich eine kleine Thür, welche nur durch einen Riegel von innen verschlossen war.

Herr Chateauneuf wollte von hier auf's Feld gehen, als er außerhalb der Mauer die Stimme eines Jägers zu vernehmen glaubte. Die Stimme rief einen Hund.

Die Thür hatte ein kleines Schiebfenster, durch welches

man, ohne die Thür zu öffnen, erst die Anklopfenden in Augenschein nehmen konnte. Dieß Schiebfenster aufmachend, suchte Herr Chateauneuf durch die kleine Öffnung den Jäger zu erkennen. Derselbe hatte sich der Thür genähert; er führte einen Jagdhund am Riemen. Herr Chateauneuf hustete.

Der Jäger trat noch einige Schritte näher heran, und befand sich jetzt so dicht vor der Thür, daß er ein paar Worte durch das Schiebfenster flüstern konnte, hinter welchem er wahrscheinlich eine Gestalt bemerkt hatte.

Der Stutzer fand durch einen merkwürdigen Zufall Gelegenheit, ohne gesehen oder erkannt zu werden, mit dem Jäger zu plaudern, welcher kein Anderer als der Hauptmann Reymond war.

„Er ist es!" sagte sich Herr Chateauneuf. „Offenbar kommt er zu einem Stelldichein! Offenbar hatte ce Fräulein de Renceh von meinem Besuche in Kenntniß gesetzt, und ich bin die elende Närrin, welche von zwei Verliebten betrogen wird!"

Da der Jäger sah, daß das Schiebfenster nicht wieder geschlossen ward, begann er folgendes Gespräch:

„Sie sind es also, mein Fräulein," hob er an. „Welch eine schöne Gelegenheit, von Ihnen zu hören, ohne den Bann zu brechen, welchen ich mir auferlegt habe! Ach, ich darf Sie nicht mehr im Park sehen, so lange nichts über mein Loos entschieden ist!"

Herr Chateauneuf beeilte sich nicht mit der Antwort. Er hielt diese Worte für Redensarten der Vorsicht.

„Er bleibt," dachte er. „Er sucht zu erfahren, ob Fräulein de Renceh von ihrem Kammermädchen begleitet ist, oder nicht."

„Sind Sie allein, Fräulein?" fragte Reymond.

„Allein," antwortete Chateauneuf, indem er die Stimme Helenens nachzuahmen suchte, und ein wenig zur Seite trat, um nicht erkannt zu werden.

„Macht Ihr Vater gute Fortschritte in der Genesung? Beruhigen sich seine Gedanken?"

„Es geht ihm besser," antwortete der Stutzer.

„Ist er noch immer unerbittlich gegen mich? immer noch ein Feind der Bitry's, und weigert sich, mich zu empfangen?"

„Immer noch," antwortete die Stimme hinter dem Schiebfenster.

„Das ist zum Verzweifeln!" sagte der Hauptmann; „und ohne die tiefe Achtung, welche ich vor Ihrem Willen hege . . ."

„Nun?"

„Würde ich die Thür aufstoßen, mich dem würdigen und unglücklichen Greis zu Füßen werfen, und ihm Alles bekennen."

„Was denn?" fragte Chateauneuf.

„O, können Sie mich danach fragen, Helene!" antwortete der Hauptmann. „Kennen Sie nicht recht wohl das heilige Gefühl, welches ich ewig für Sie empfinde!"

„Er wagt nicht, das Wort Liebe auszusprechen," dachte der Stutzer. „Diese Achtung ist ein Beweis, daß er sie anbetet."

„Mein Fräulein," fuhr der Jäger fort, „ich glaube, daß es Zeit ist, einen Entschluß zu fassen. Die Ereignisse drängen sich. Ich werde vielleicht bald genöthigt sein, meinen Zufluchtsort zu verlassen, um mich zu dem General en Chef zu verfügen . . . Ich weiß mit Bestimmtheit, daß derselbe in spätestens vierzehn Tagen in Frankreich landen muß . . ."

Aha! dachte Chateauneuf, da erhalten wir zuverlässige Nachricht! Wenn ich wollte . . . ! „Wissen Sie das sicher?" fragte er den Jäger.

„Jawohl. Bonaparte wird noch vor dem 15. Oktober in einem kleinen Hafen der Provence landen. Alles ist vorbereitet. Sie werden begreifen, mein Fräulein, daß ich mich an seiner Seite befinden muß, sobald er den Fuß auf's Land setzt."

„Aber, mein Herr," fragte die Stimme hinter dem Schiebfenster, „wie konnten Sie das in ihrem Versteck erfahren?"

„Es wäre zu weitläuftig, Ihnen das zu erzählen," antwortete der Jäger. „Glauben, Sie mein Fräulein, alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln sind getroffen, und ich erhalte die besten Nachrichten von Paris, von wo aus man sehr eifrig den Bewegungen Bonaparte's folgt."

„Das heißt ein fernsichtiges Auge," versetzte der Stutzer, immer noch bemüht, die Stimme Helenens nachzuahmen. „Sie haben also Agenten?"

„Gott soll mich bewahren," antwortete der Hauptmann. „Ich gehöre nicht zur Polizei, und andererseits konspirire ich nicht."

„Wie ist es sonst möglich?„

„Das ist leicht zu erklären. Die Feinde des Direktoriums (sie sind zahlreich und mächtig) wissen alle, daß ich einer der ergebensten Offiziere Bonaparte's bin. Bonaparte wird aber gegenwärtig als ein Befreier ersehnt und erwartet. Seine Anhänger haben besser als die ganze Polizei der Regierung meinen Aufenthalt zu entdecken gewußt, und sorgen, ohne daß ich mich darum bekümmerte, bestens dafür, mich von Allem, was passirt, zu unterrichten. Erst heute Morgen noch begegnete mir auf der Loire

ein Herr, welcher gestern Abend das Postdampfschiff in Orleans bestiegen hatte und von Paris kam. Er traf mich gerade beim Salmfang."

„Und er hat Ihnen gesagt . . .?"

„Daß Barras den Kopf verliere. Der Hochmuth macht ihn zum Narren; je näher die Gefahr, desto gesicherter wähnt er sich vor dem Einfluß Bonaparte's. Er denkt nur an seine Vergnügungen, und führt das Leben eines Roué zur Zeit der Regentschaft, vielleicht um sich zu betäuben. Aber Sieyès ist klüger. Man versichert mich, daß er gegen den General en Chef keineswegs mehr feindselig gesinnt sei, und daß, wenn der Letztere plötzlich nach Paris käme, Sieyès, sein früherer Gegner, sofort zu seinen Fahnen übergehen werde, und nicht minder der Direktor Ducos, aus welchem er macht, was ihm gutdünkt. Man geht sogar noch weiter, man behauptet, wenn ein militärischer Staatsstreich das Direktorium stürzte, so werde Sieyès, welcher einen Tag vorher nebst seinem Freunde Ducos seine Entlassung eingereicht hätte, am folgenden Tage, an der Spitze der gemäßigten Partei, Bonaparte anbieten — was meinen Sie wohl?"

„Eine Krone?" fragte die Stimme hinter dem Schiebfenster.

„Nicht viel Geringeres, Fräulein, — ein Konsulat. Wir würden drei Konsuln an der Stelle von fünf Direktoren erhalten."

„Drei Räder am Wagen statt fünf — wird er dabei wohl besser fahren?"

„Sie sind witzig, mein Fräulein", sagte der Jäger. „Wenn aber Bonaparte zur Herrschaft käme, so würde der Wagen (verlassen Sie sich darauf!) vortrefflich fahren, wie ungleich auch die Zahl seiner Räder sein möchte."

„Was Sie mir von Sieyès berichten, setzt mich in Erstaunen", bemerkte die Stimme hinter der Thür.

„Um die Zweifel Fräulein de Rencey's zu widerlegen," antwortete Reymond, „genügt es, ihr einen gewissen Brief des Abbé's zu zeigen. Ich trage ihn bei mir in der Tasche. Er ist an einen einflußreichen General, einen Freund Bonaparte's adressirt. Der General hat mir denselben geschickt, um ihn dem Besieger Egyptens zu senden oder persönlich zu überreichen."

„Sie konspiriren also doch?" fragte die Stimme.

„Ich? wahrhaftig nicht! Ich lasse nur die Andern konspiriren. Hier ist der Brief. Ich vertraue ihn Fräulein de Rencey an, welcher ich all meine Gedanken, auch die geheimsten, offen bekenne. Ich erbitte mir denselben morgen zurück . . ."

„Das heißt, Sie verlangen ein neues Rendezvous von mir?" fragte die Stimme.

„Ich ersuche Sie darum, Fräulein. Morgen, hier, um dieselbe Stunde. Diese Thür wird verschlossen bleiben, wie jetzt . . ."

„Es sei", antwortete die Stimme.

Und eine weiße Hand ohne Handschuh zeigte sich am Schiebfenster. Sie nahm den Brief mit den Fingerspitzen in Empfang, und zog sich sofort wieder zurück. Reymond war glücklich.

„Jetzt", versetzte die Stimme, „muß ich Ihnen erzählen, daß ein Besuch hier gewesen ist . . ."

„O, ich kann es mir denken," rief der Hauptmann, „mein Freund Chateauneuf! Fräulein, ich hätte Ihnen gern diesen Besuch erspart . . . aber mein Gefühl ließ es nicht zu. Er hatte mir seine Absicht anvertraut, er hatte von mir verlangt, daß ich völlig darüber schwiege. Durfte ich durch eine Benachrichtigung mich einer Angeberei schuldig machen?"

„Sie sind rechtschaffen, sagte der Stutzer, freier aufathmend, denn er hatte bis jetzt gefürchtet, zu hören, daß ihn der Hauptmann verrathen habe.

„Rechtschaffen? ich hoffe es, Fräulein," antwortete er. „Nun, was denken Sie von Chateauneuf?"

„Was denken Sie von ihm?"

„Ich? Sehr viel Gutes, mein Fräulein. Er ist ein Sprudelkopf, aber ein edles Herz."

„Nicht übel!", dachte Chateauneuf. „Er wird sich wahrscheinlich vor meiner Rache sichern."

„Ich bin überzeugt," fuhr Reymond fort, „daß mein Freund bereits Fräulein de Rencey auf's Höchste verehrt."

„Vielleicht, mein Herr," antwortete die Stimme.

„Sie werden einräumen, mein Fräulein, daß er ungewöhnlich viel Geist besitzt."

„Ich habe ihn doch ein wenig außer Fassung gebracht," antwortete die Stimme.

„Dürfte ich so glücklich sein, zu erfahren, wie dieser seltsame Besuch abgelaufen ist?"

„Morgen", antwortete die Stimme, welcher wahrscheinlich daran gelegen war, die Unterhaltung zu beenden.

„Morgen!" wiederholte der Hauptmann. „Wie glücklich ich bin! Dennoch wage ich, Sie um eine Gunst zu bitten. Da es mir nicht gestattet ist, das angebetete Antlitz des Fräuleins de Rencey zu erblicken, wird sie vielleicht so gütig sein, mir durch das Schiebfenster ihre Hand, ihre Fingerspitzen zu reichen?"

Das Herz des armen Herrn Chateauneuf bebte vor

Unruhe, vor Weh. Aber dies Herz war gegen das Leid gewappnet.

Reymond sah die Finger einer Hand durch das Schiebfenster gestreckt; er beugte sich herab, und drückte seine heißen Lippen auf die rosigen Finger, welche sogleich mit einer krampfhaften Bewegung zurückfuhren.

„O, segne der Himmel Sie tausendmal!“ rief der Hauptmann aus, „Sie, die edelste, schönste und geliebteste der Frauen!“

Bei diesen Worten wurde das Schiebfenster rasch geschlossen. Der Jäger schlug den Weg nach dem Gehölze ein, welches zur Loire hinabführte, um nach seiner „glücklichen“ Insel zurückzukehren.

So erlangte Coraly unter der Verkleidung eines Stutzers den unwiderleglichen Beweis der Liebe Reymond's zu Helene de Rencey; so erlangte sie gleichfalls ein schriftliches Zeugniß, das, wenn sie wollte, den künftigen Gemahl ihrer Nebenbuhlerin zu verderben im Stande war. Denn der Brief des Abbé's sprach von dem Vertrauen, welches ihm der Offizier Bonaparte's einflöße, und von all' den Diensten, welche derselbe bei einer wohlgeleiteten militärischen Operation zu leisten vermöge.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte von den Garden.

Düster ist's am Abend worden,
Im Gemache auf und nieder
Schneller bald, bald langsam schreitend
Schwankt des Frankenreichs Gebieter.

An der Wand, gekrümmt vom Alter,
Von den alten Kaisergarden
Steht ein bleiches Ueberbleibsel,
Auf des Herren Wort zu warten.

Lange erst mit sich im Kampfe,
Ruft er plötzlich tief empfunden:
„Sire ich darf zu reden wagen,
Sire, ich trage alte Wunden.

„Hatte vier geliebte Kinder,
Und von diesen Kindern allen
Ist dem Alter kein's geblieben,
Sie sind ehrenvoll gefallen.

„In des Osten ferne Länder
Uns're Banner siegreich flogen,
Doch ein grauer Wittwenschleier
War um's eigne Land gezogen.

Abertausend — unersättlich —
Hat Er auf dem Feld gebettet,
Und sich selber dann gefangen,
Kaum auf einen Fels gerettet.

„Dir auch lächeln falsche Sterne,
Laß das Glück dich nicht bethören,
Und der Mütter banges Klagen
Muß des Landes Vater hören.“

„„Halte inne““ — ruft der Kaiser,
„„Thränen werden mich nicht rühren,
Und nicht änder' ich meinen Willen
Laß die Garden aufmarschiren.““

Auf dem Schlachtfeld zu Magenta
Jetzt nach einem heißen Kampfe
Hält der Kaiser Siegestafel,
Mitten noch im Leichendampfe.

Doch wo sonst ihm gegenüber
Saß der Letzte von den Garden,
Darf man vor dem jüngsten Tage
Nicht auf sein Erscheinen warten.

Hofacker.

Auflösung der Charade in Nr. 25.

Glockenstube.

Charade.

(Viersylbig.)

Geh' hinaus zu meiner Gesten,
Sieh wie alles grünt und blüht,
Sieh wie in der Morgensonne
Jeder Tropfen Thau erglüht.

Höre wenn die Letzten sprechen,
Höre sie zu deinem Heil.
Tröstung geben sie im Leben,
Nimm an ihren Letztern Theil.

Doch wie ändert sich die Erste,
Wenn der Tod, Gefahren droh'n,
Und die Donner der Geschütze
Allen Blüthen sprechen Hohn.

Denn tritt 's Ganze in die Reihen
Muth'ger Krieger tröstend ein,
Und begeistert sie zum Kampfe,
Sich dem Vaterland zu weih'n.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 27. Erscheint jeden Sonntag. 10. Juli 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Fortsetzung.)

Was die Gefahr betrifft, welche dem Abbé durch eine Veröffentlichung dieses Briefes bedrohen würde, so war der tollkühnen Coraly hieran wenig gelegen.

Herr Chateauneuf beeilte sich, wieder nach dem Schloßhofe zu gelangen, wo er François mit den Pferden traf. Ohne sich von dem armen Greise, Herrn de Rencey, verabschieden zu wollen, dessen Wahnsinn ihm eben so viel Mitleid einflößte, wie ihm der Charakter Helenens Bewunderung erregte, schwang sich der Stutzer auf sein Pferd, und sprengte im Galopp in der Richtung nach Tours von dannen.

Im Fasanen angelangt, schrieb er eiligst ein Billet, und sandte es durch einen zuverlässigen Boten an den Fischer Antoine, welchen Namen der Hauptmann angenommen hatte.

Herr Chateauneuf bestellte auf denselben Abend um neun Uhr den Hauptmann Reymond zu einem Rendezvous im Hotel zum Fasanen, — den Hauptmann Reymond, welcher ihm so zärtlich die Hand geküßt, und ihm zuvor durch das Loch eines Schiebfensters ein so naives, so leidenschaftliches Geständniß abgelegt hatte.

21.

Ein Abendessen unter vier Augen.

Es war acht Uhr Abends.

In dem Hofe des Hotels zum Fasanen lud man verschiedene Gepäckstücke auf eine Postkutsche, — zum großen Bedauern des Wirthes, welchem dieser Wagen einen sehr vornehmen Gast entführen sollte, der seid etwa acht Tagen eine große Gesellschaft an die Wirthstafel des Fasanen gelockt hatte.

Dieser Gast besaß, trotz seines anscheinend mißlichen Charakters ein vortreffliches Herz. Seinen tollen Streichen folgte stets eine edle und freiwillige Sühne. Wenn er die Männer hänselte und neckte, war er gegen die Frauen der liebenswürdigste Gesellschafter, und beschützte sie wie ein Bruder.

Außerdem besaß Herr Chateauneuf (denn von ihm ist die Rede) eine in den Augen seines Wirthes vorzügliche Eigenschaft; er bezahlte stets seine Rechnung, ohne sich um die einzelnen Posten zu kümmern.

Für Herrn Chateauneuf war jede Rechnung eine Chiffre, die er, einerlei wie groß, in blanke Silber- oder Goldstücke übersetzte, während damals in der Geschäftswelt das Papiergeld noch von einer Hand in die andere wanderte.

Der Stutzer hatte diesen Abend auf seinem Zimmer zu speisen verlangt. Man hatte ihm dort einen Tisch mit zwei Gedecken aufrichten müssen.

Zwei oder drei schöne Damen, welche seit einigen Tagen im Hotel zum Fasanen logirten, zischelten sich zu, der Stutzer müsse ein sehr geheimnißvoller Mensch sein, da er sich seid ihrer Ankunft vor aller Welt versteckt halte.

Vielleicht klagten ihn alle Damen im Stillen der Undankbarkeit an, da er abreise, ohne sich bei den Gästen verabschieden zu wollen, deren Idol der Bewunderung er geworden war.

„Aha, Herr Chateauneuf, Ihr letztes Abendessen in Tours soll ein Tête-à-Tête sein! und mit wem?"

Diese Frage stellte sich jeder an der Wirthstafel als man plötzlich einen Dragoner-Offizier in voller Uniform eintreten sah.

Derselbe wandte sich an einen der Gäste.

„Mein Herr," sagte er, „ich fand Niemanden im Hofe und auf der Vordiele, den ich hätte fragen können. Sind Sie im Stande, mir anzugeben, wo das Zimmer des Herrn Chateauneuf sich befindet?"

Ein allgemeiner Ausruf der Freude und Beruhigung ließ sich vernehmen. Der moralische Ruf des Stutzers hatte seine ganze jungfräuliche Unbescholtenheit wieder erlangt — es war ein Freund, den er zum Abendessen erwartete! Die Frauen hätten vor Rührung weinen mögen.

Der angeredete Gast stand auf, nahm ein Licht vom Tische, und antwortete dem Offizier:

„Hauptmann, es wird mir ein Vergnügen sein, Euch

zu dem Zimmer des jungen Mannes zu führen, welcher unser aller Freund geworden ist."

„Ja, ja, unser aller Freund!" stimmten die Gäste ein. Welch' ein geistvoller Kopf! Welch' ein großee Bürgee.

„Unser wahrhaftiger Freund!" fügte eine Dame hinzu „Welch' eine Erhabenheit dee Gefühle! Was für ein Herz! . . . welch' ein Zartgefühl!"

Donnerwetter!" dachte dee Offizier. „Alle Welt ist ja entzückt."

Er wurde auf das Zimmer des Herrn Chateauneuf geführt. Die Thüe schloß sich hintee ihm.

Der Hauptmann Reymond und der Stutzee standen einander gegenübee wie zwei bevollmächtigte Ministee, die sich nach vielen diplomatischen Konferenzen ein letztes Rendezvous geben.

„O, o, Hauptmann," eief ihm Herr Chateauneuf entgegen, „Wir heben das Inkognito auf! wie eescheinen in vollee Uniform! Der Feldzug ist alse eröffnet?"

„Jawohl, liebee Freund," versetzte der Offizier. „Ich will nicht der Letzte sein, welcher sich in Uniform blicken läßt, wenn das Vaterland seiner Beschützee bedarf."

„Das heißt, Euee General ist gelandet, und Ihe wollt zu ihm hineilen, um Regimentee zu werben und nach Paris zu marschieen."

„Doch nicht," antwortete der Hauptmann. „Ich habe andere Pläne. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich nicht gegen das Gouvernement konspiriee."

„Recht schön; aber wenn Ihr vielleicht seinen Sturz beschleunigen könnt, werdet ihe ihm bei erster Gelegenheit einen Stoß vor die Brust geben. Wollt Ihr nach der Provence reisen, um Bonapaete zu erwarten? Ich glaube, er muß noch in Sardinien sein, wo ee eingelaufen ist, nachdem er wie durch ein Wundee, das englische Kreuzgeschwader passirt hat. Der Admieal Sidney Smith ist ein großer Pinsel."

„Herr Chateauneuf ist gut unterrichtet," erwiderte Reymond; „aber ich glaube noch besser unterrichtet zu sein. Wir erhalten unsere Kunde aus sehe verschiedenartigen Quellen. Wie pikant! Das Direktorium setzt Heren Chateauneuf von Allem in Kenntniß und die Feinde des Direktoriums haben die Freundlichkeit, mie gleichfalls alle wichtigen Ereignisse zu berichten. Wir erhalten Beide die Mittheilungen, welche man uns zukommen läßt, ohne für dieselben zu bezahlen, ja ohne sie nue zu verlangen. Ist das nicht ganz ergötzlich, Bürger?"

„Höchst ergötzlich!" bestätigte dee Stutzer. Aber laßt uns speisen, ich lade Euch zu einem Abendessen ein, Hauptmann."

„Ich nehme die Einladung mit herzlichem Dank an", versetzte dee Offizier, sein Degengehenk losschnallend.

Die beiden Gäste nahmen an einem hübsch gedeckten, runden Tische einandee gegenüber Platz. — Man schickte die Kellner fort, um freier zu plaudern; die Thüeen wurden vorsoeglich geschlossen: ein Armleuchter mit sechs Kerzen brannte auf dem Eßtische; der übrige Theil des Zimmers war blenderd eehellt. Herr Chateauneuf gab dem Hauptmanne ein glänzendes Abschiedsmahl.

„Nun", fragte der Erstee, „wo ist Bonaparte gegenwärtig? Den wie vielsten schreiben wir?"

„Den achtundzwanzigsten September"; antwortete der Offizier. „Bonaparte ist übeeall und nirgends."

„Er hat an dee Spitze der Insel Saedinien angelegt."

„Jawohl, lieber Freund", sagte der Hauptmann; „aber er ist schon wieder abgefahren."

„Ihe könnt nicht leugnen, mein diplomatischer Herr, daß Euer General, als er Egypten verließ, gegen widrige Winde zu kämpfen hatte."

„Ich leugne weder die Winde, noch sonstige Hindernisse jeder Art."

„Der Admiral Gantheaume wollte in den Hafen von Alexandria zurückkehren."

„Ganz recht, mein Here, Bonaparte widersetzte sich dem, und die Flotille setzte ihren Cours fort."

„So ist es, Here Hauptmann. Diese Flotille besteht aus . . ."

„Wißt Ihe das nicht, Herr Chateauneuf?"

„Gerade so gut, wie Ihr, Herr Hauptmann. Die Flotille besteht aus zwei Fregatten, dee „Muiron" und der „Ceres".

„Fügt noch zwei kleineee Fahrzeuge hinzu", versetzte der Offizier, „von welchem eines „die Rache" und das andee „das Glück" heißt."

„Sicherlich eine gute Vorbedeutung, Hauptmann!" antwortete Chateauneuf. „Es scheint, daß wie Beide nicht übel unterrichtet sind. Indeß muß ich bekennen, daß ich in einee Hinsicht in Zweifel bin: Bonaparte ist, seitdem er an der Spitze Sardiniens anlegte, mie aus den Augen entschwunden. Ich frage Euch daher, wo ist er in diesem Augenblick?"

„Herr Chateauneuf möchte mie die Würmee aus der Nase ziehen!" lachte der Offizier.

„Eine geschmacklose Redensart, Hauptmann! Ich möchte nur Bescheid wissen. Das Direktorium ist selbst ohne weitere Nachricht."

„Und möchtet Ihr ihm die Auskunft mittheilen, welche

ich Euch geben könnte?" fragte der Offizier. „Herr Chateauneuf ist dafür zu rechtlich."

„Gewiß, Hauptmann. Verlaßt Euch darauf, ich könnte mich von Allem lossagen, aber nie von der Rechtlichkeit."

„Wohlan," versetzte der Offizier. „Also vernehmt, Herr Stutzer, Bonaparte landet heute, am 28. September, in Ajaccio. „Er sieht die Wiege seiner Kindheit wieder. Ein aufregendes Gefühl für ihn, wie Ihr Euch denken könnt!"

„Der arme Junge!" lachte Herr Chateauneuf. „Er ist so gefühlvoll! . . . Und wohin, Herr Hauptmann, wird sich der ruhmbedeckte General von Ajaccio begeben?"

„Nach Frankreich, lieber Freund," antwortete der Offizier.

„Wird er in Marseille, Toulon oder Antibes landen?"

„Das weiß ich nicht", versetzte der Offizier. „Der Adler verkündete nicht vorher die Uferstelle, wo er sich niederlassen wird."

„Bonaparte ist also ein Adler?" fragte der Stutzer.

„Wie Sie ein Schwan sind, reizende Coraly," antwortete lebhaft der Offizier, indem er seiner Gefährtin die Hand drückte.

Dieser plötzliche Ausbruch von Begeisterung und Zärtlichkeit veränderte die Situation.

Coraly begann der Rolle und des Namens müde zu werden. Sie sah nicht ohne lebhaftes Gefühl von Freude den Hauptmann Reymond ihr ihren wahren Namen zurückgeben und sich auf den Fuß einer feinen Galanterie mit ihr stellen, auf den sie ein Recht hatte. Das rief ihr gewisse Tage der Illusion und thörichten Hoffnung zurück. Außerdem hatte das arme Kind am Vormittage hart genug gegen ihr Unglück angekämpft, um am Abende etwas Besseres zu verdienen.

Der Hauptmann begriff das mit Herz und Verstand. Er glaubte auf dem schönen Antlitz Coraly's die Spuren eines tiefen und neu über sie gekommenen Schmerzes zu erblicken. Er kannte nicht die Einzelheiten des Gespräches, welches sie unter Verkleidung mit Fräulein de Rencey geführt haben mochte; allein, er hielt sich überzeugt, daß das Resultat dieses Gespräches für Coraly mehr als schmerzlich gewesen sei.

Außerdem erinnerte er sich einiger Worte, welche er hierüber am Schiebfenster der kleinen Parkthür vernommen hatte. Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß der Hauptmann noch keineswegs ahnte, mit wem er am Morgen dies seltsame Gespräch geführt hatte. Seine Täuschung war vollständig; der arme Mann glaubte mit Bestimmtheit, die Hand Fräulein de Rencey's durch das Schiebfenster geküßt und dieser schönen Hand den wichtigen Brief des Abbé's Sieyès anvertraut zu haben.

Coraly beeilte sich nicht, ihn zu enttäuschen. Sie genoß im vollstem Umfange die Vortheile ihrer Position; sie konnte, wenn es ihr behagte, nach Herzenslust den Undankbaren quälen, den sie liebte und dessen wahre Leidenschaft sie kannte.

Aber wollte sich Coraly in der That rächen? Trug sich Coraly mit dem bösen Gedanken: Da ich nicht glücklich sein darf, will ich das Glück zweier Liebenden zerstören. Da ich den Hauptmann Reymond nicht zwingen konnte, mir seine Liebe zuzuwenden, will ich ihn verderben . . .

Nein, Coraly war nicht das Weib, welches sich von solchen Gefühlen bestimmen ließ. Aber wir möchten nicht darauf schwören, daß der Dämon der Eifersucht und der Schmerz ihr nicht an dem Abend, von welchem wir reden, die schlimmsten Gedanken einflüsterten.

So viel ist sicher, sie freute sich der großen Bestürzung, in welche sie den Hauptmann versetzen würde, wenn sie ihm mittheile, wem er am heutigen Tage ein so erbauliches Geständniß abgelegt und wem er ein so kompromittirendes Schriftstück anvertraut habe, das sofort gewiß die strengsten Regierungsmaßregeln wachrufen, und sogar den Plänen Bonaparte's sehr gefährlich werden konnte . . .

Wenn sich Coraly mit dem Vorspiel einer möglichen niemals ausgeführten Rache begnügt, wird sie ein Recht auf unsere Achtung, ja, auf unsere Bewunderung haben. Wenn sie grausamen Trieben, einem satanischen Gefühle folgt, müssen wir sie bitter beklagen.

Das Abendessen nahm seinen Fortgang.

Dem alten Weine von Beaugency war Graveswein und Chateau Lafitte gefolgt. Der Champagner kam an die Reihe; er sprudelte schäumenden Stromes aus der Flasche, welche der Wirth zum Fasanen mit besonderer Hochachtung in seinem Keller verwahrt hatte.

Der Augenblick zu vertraulichen Bekenntnissen war gekommen.

Es ist selten, daß bei einem Abendessen unter intimen Bekannten nicht jede Zurückhaltung mit dem Kork einer Flasche Champagners, des indiskretesten aller Weine, in die Luft gesprengt wird.

„Wissen Sie, reizende Coraly", nahm der Hauptmann das Wort, „daß ich schon vor Empfang Ihres liebenswürdigen Einladungbillets von Ihnen gehört hatte? Jener

tollkühne Besuch, welchem ich mich gestern so sehr widersetzte, ist also ganz so glücklich abgelaufen, wie Sie erwarteten? Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich Sie weder angemeldet, noch verdächtigt oder verrathen hatte."

„Und das ist Ihr Glück, Hauptmann", gab sie zur Antwort. „Uebrigens verließ ich mich auf Ihre Ehrlichkeit."

„Nun, Coraly, werden Sie mir nichts von diesem Besuche erzählen?"

„Nichts, mein Herr. Alles lief vortrefflich ab und ganz nach meiner Erwartung. Der alte Wahnsinnige erkannte in mir den Sohn deines Jugendfreundes und stellte mich alsbald seiner Tochter als deren Bräutigam vor."

„Was!" rief der Offizier, „und Sie ließen sich diese Rolle gefallen . . ."

„Warum nicht? Er war sehr liebenswürdig. Der Marquis und ich haben eine Menge Familien-Erinnerungen ausgetauscht. Wir haben erschrecklich viel Böses von allen todten, lebenden und noch ungeborenen Vitry's geschwatzt. Der alte Herr scheint Sie eben nicht sonderlich zu lieben, Herr Hauptmann", fügte das boshafte Mädchen hinzu.

„Das weiß ich, mein Fräulein", antwortete dieser fast traurig. „Es wäre jedoch edelmüthig von Ihnen gewesen . . ."

„Ihr Lob auszuposaunen, mein Herr?" fiel ihm Coraly in die Rede. „Allein abgesehen davon, das es einem so halsstarrigen Kauz gegenüber verlorene Mühe gewesen wäre, sind Sie nicht der Nebenbuhler des Herrn Chateauneuf?"

„Freilich," antwortete der Offizier. „Aber wollen Sie mir nichts von der künftigen Gemahlin des Stutzers erzählen, welchen Sie vorstellen, mein Fräulein?"

„Nein, mein Herr," erwiderte Coraly.

„Und weßhalb nicht?" fragte der Hauptmann.

„Weil ich grundsätzlich die Liebeshändel anderer weder begünstige, noch hindere."

(Fortsetzung folgt.)

So führt man die Franzosen an.

Nach einer wahren Anekdote bearbeitet von G. Böhrn.

Als Frankreich den Louis Philipp einst entthronte,
Kam auch nach unserm Deutschland manche Schreckensmähr,
So daß der Wahn in vielen Köpfen wohnte,
Es stehe über'm Rhein schon ein französisch Heer.
Und viele wurden mächtig von dem Schreck ergriffen,
In aller Eile wurden Häuser ausgeräumt;
Das Beste bargen Manche in der Erde Tiefen,
Nichts, was die Vorsicht heischte, ward versäumt,
So kam die schlimme Kunde auch im Lande Schwaben
Nach „Gaiherloch", — dem Namen dreimal Heil!
Denn „Gaiherlocher" sind's, die einen Ruhm sich haben
Erworben, der nur des Verdienstes Theil;
Nur sie allein verfielen auf ein Mittel,
Wodurch jedwedes Dorf, jedwede Stadt
Die rothen Hosen und die blauen Kittel
Entfernt zu halten jetzt die Kräfte hat.
Das Mittel hat ein Bäuerlein ergründet,
Der, als es hieß: „d'Franzose kommet!" sprach:
„Lant se noo komme, — wann's da Weag it findet
„No kehret se au wieder um allsg'mach!"
Das war ein Funke in der Köpfe Zunder,
Ganz „Gaiherloch" erhob sich wie ein Mann,
Und alle dachten, Wunder über Wunder,
Wie doch ein Bauer gar so klug sein kann.
Nun ward auch viele Meilen in der Runde,
Den Weg- und Meilenzeigern Krieg erklärt
Und so im Zeitraum von kaum einer Stunde
Der Name „Gaiherloch" ringsum — zerstört.
Als nun die große Mission geendet,
Beschloß mit einem Festmahl dieser Tag.
Das gratis von dem Stadtrath ward gespendet
Für die gehabte große Müh' und Plag',
Und Mancher lachte heimlich sich in's Fäustchen
Und dachte: „Währle! Was 's für Emfäll git (gibt)!
So laufet numme (nur) tapfer, ihr Französla,
Nooch „Gaiherloch" do findet ihr halt nit!"

Auflösung der Charade in Nr. 25.

Feldprediger.

Charade.

(Viersylbig.)

Selbst im schönsten Blumenkranz des Lebens
Suchst du meine Ersten nicht vergebens.
In der Blumen schönste, die ihn schmücket,
Niemals wird sie ohne sie gepflücket.

Wenn den Träger meine letzten Beiden
Tausende um ihren Glanz beneiden —
Fühlt er doch — wie schön sie ihn auch schmücken,
Oft im Stillen wie sie schwer ihn drücken.

Jenen Weisen — einst verspottet und verschmähet —
Dessen Lehre niemals untergehet,
Wurde doch das Ganze einst zum Lohne,
Und er trug es unter Schmerz und Hohne.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 28. | Erscheint jeden Sonntag. | 17. Juli 1859.

Die Verschwörer von 1789.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. E.

(Fortsetzung.)

„Welch eine Narrheit der Grundsätze!“ rief der Offizier aus. „Wissen Sie denn übrigens, in was für Beziehungen ich zu dem Fräulein de Rencey stehe?“

„Vollkommen“, antwortete Coraly. „Sie beten sie an, und Fräulein de Rencey schätzt sie sehr hoch.“

„Sie reden, wie es Ihnen gerade einfällt, schöne Coraly.“

„Sagen Sie mir, daß ich lüge oder mich irre, schöner Hauptmann.“

Der Offizier leerte, um seine Verlegenheit nicht merken zu lassen, sein Glas, und füllte es von Neuem.

„Möchten Sie mir nicht mit Hinweglassung aller Bezugnahme auf meine Persönlichkeit, Fräulein“, hob er von Neuem an, „Ihre Meinung über Fräulein de Rencey sagen? Es ist nicht hübsch von Ihnen, so hinterm Berge zu halten, nachdem ich Ihnen zu diesem sonderbaren Besuche freies Feld ließ.“

„Meine Meinung“, antwortete Coraly, „geht dahin, daß Fräulein de Rencey eine vollkommene Schönheit ist, sehr viel Geist, eine strenge Tugend und bei anscheinender Sanftmuth einen höchst entschlossenen Charakter besitzt. Sind Sie jetzt zufrieden?“

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein“, sagte der Offizier, welchen die ironische Behandlung geärgert hatte.

„Wünschen Sie über sonst noch etwas meine Ansicht, mein Herr?“

„O, reden Sie, reden Sie nur, Fräulein!“

„Wohlan, ich werde Sie zur Verzweiflung bringen! Ich glaube, daß mit solch einem Mädchen ein Mann der heutigen Zeit (Sie verstehen, was ich meine) tief unglücklich werden muß.“

„Sie ist eifersüchtig bis zum Wahnsinn,“ dachte der Hauptmann. „Liebe Coraly“, sagte er, „lassen Sie uns beide, ich bitte darum, von diesem Gegenstande abbrechen!“

„Ah, Sie haben Furcht, Herr Hauptmann?“ antwortete sie.

„Nein, gewiß nicht,“ sagte der Hauptmann. „Ueberdies, wissen Sie, ob ich daran denke, Fräulein de Rencey um ihre Hand zu bitten? Bedarf es nicht der Einwilligung ihres Vaters? Und wenn selbst der Marquis von seinem Wahnsinne genäse, würde er von seiner feindlichen Gesinnung gegen mich zu heilen sein? Verabscheut er nicht Jeden, der meinen Namen führt?“

„Hauptmann Reymond“, erwiderte Coraly, „ich vermag nicht, mir Ihr Benehmen zu erklären. Wenn Sie keine Hoffnung haben, Helene de Rencey zu heirathen, warum machen Sie ihr denn den Hof?“

Die Frage traf ihn wie ein Dolchstich. Sie enthielt eine nicht zu widerlegende Wahrheit. Der Hauptmann füllte, statt jeder Antwort, von Neuem sein Glas und schlürfte den Champagner — eine gute Manier, nicht mit geschlossenem Munde dazusitzen, und doch nicht seine Verlegenheit zu verrathen.

„Nur zu!“ fuhr Coraly fort, „trinken Sie und betrinken Sie sich, wenn es glückt! Die Verwirrung der Seele läßt sich zuweilen durch die Verwirrung der Trunkenheit ersticken. Wenn ich etwas Böses gethan hätte, würde ich mich vor Allem berauschen, um mir selbst zu entrinnen, — mein Vergehen und die Folgen desselben konnte ich ja immer noch gut machen! Sie sehen mich stolz an, Hauptmann,“ fuhr Coraly fort, deren Schönheit in diesem Augenblick einen imponirenden Charakter annahm. „Sie wollen mir sagen, daß Sie nichts Böses gethan haben, daß Ihre Begriffe von Ehre die allerstrengsten sind, daß Ihr Gewissen Sie für einen ehrlichen Mann und braven Mann und braven Offizier erklärt. Ja, Sie sind unzweifelhaft von all' diesem überzeugt. Aber ich, ich muß Ihnen wiederholen: wenn Sie keine Hoffnung haben, Fräulein de Rencey zu heirathen, weßhalb machen Sie ihr denn den Hof?“

„Man macht einer Dame wie Fräulein de Rencey nicht den Hof,“ versetzte der Hauptmann, welcher sich durch stolze Würde am besten aus der Sache zu ziehen hoffte.

„Ah!" antwortete Coraly, „eine vortreffliche Republik! Geben wir zu, diese Dame wäre ein Heiligenbild, was ich gern annehmen will; dann, mein Herr Hauptmann, machen Sie ihr freilich nicht den Hof; Sie machen sich betreffs ihrer ganz einfach des Sacrilegiums schuldig."

„Wie so? Herr meines Lebens!" rief der Offizier ungeduldig aus.

„Indem Sie einer Heiligen Rendenzvous geben, ihr leidenschaftliche Geständnisse ablegen, sie um die höchst profane Gunst bitten, ihr die Hand zu küssen und ihr angebetenes Antlitz sehen zu dürfen, indem sie endlich einen derben, sehr herzlichen und sehr sinnlichen Kuß auf diese schöne Hand drücken, welche man ihnen durch das Gitter eines Schiebfensters entgegenreichte, — auf diese edle Hand, deren liebliche und entzückende Form Ihnen bekannt ist."

„Alle Wetter!" rief der Hauptmann erschreckt. „Wer hat Ihnen das erzählt?"

„Ich hab' es gesehen, ich hab' es gehört, mein Herr," antwortete Coraly mit triumphirendem Tone.

„Sie haben diesen morgen ein Gespräch belauscht, Fräulein?" fragte Reymond.

„Nein, dessen bin ich nicht fähig, mein Herr. Aber man hatte mich bei dem Rendenzvous zugelassen!"

„Das ist möglich!" murmelte der Offizier.

„Hinter der kleinen Parkthüre," fuhr Coraly. „Nur das Schiebfenster war offen, und am Gitter desselben, Herr Hauptmann, haben Sie höchst zärtlich Ihr Liebesbekenntniß geflüstert."

„Fräulein de Reneey hätte Ihnen niemals erlaubt, bei solch einer Unterredung zugegen zu sein, mein Fräulein!"

„Und ich ebenso wenig, Herr Hauptmann. In ähnlichem Falle hätte ich ihr kurz und bündig den Laufpaß ertheilt. Wohlan, mein Herr, gestehen Sie nur, daß die Liebe blind ist. Hier ist meine Hand; suchen Sie auf ihr die Spuren des Kusses, welchen Sie für Fräulein de Reneey bestimmt hatten."

„Sie treiben Scherz mit mir, Coraly."

„Nein, aber ich habe Scherz mit Ihnen getrieben, Hauptman."

„Unmöglich, Sie täuschen mich . . . Sie belügen mich."

„Das wird ernsthaft! sagte Coraly. „Wohlan, Herr Offizier, ich reise nach Paris, und nach zwei Tagen können Sie in den Zeitungen einen Brief lesen, der für einen gewissen Direktor und für Sie höchst kompromittirend ist. Sie haben ihn diesen Morgen selbst von einer Hand in die andere gehen lassen."

„Oh"!" rief der Hauptmann und bedeckte sein mit den Händen, „ich bin verloren!"

Auf diesen verzweiflungsvollen Ausruf folgten einige Augenblicke des Schweigens.

Coraly nahm wieder das Wort.

„Ich begreife Ihre Angst, Herr Hauptmann, Sie haben der Hand einer Frau einen Brief von Sieyes anvertraut, welcher eine ganze Revolution hervorrufen kann. Sieyes sagt sich vom Direktorium los und geht zu Bonaparte über, das heißt, zu einem Diktator, welcher die Republik in Fesseln legen will. Sie besaßen das Geheimniß dieses Staatsstreiches, und Sie haben dieses Geheimniß wie einen Raubvogel mit vollem Gefieder fortfliegen lassen. Der Vogel ist Ihrer Hand enteilt; er hat seinen Flug zu dem höchsten Sitz der Gewalt gelenkt. Er wird sie verrathen. O Schwäche des Herzens! O Gefahr der ausschließlichen und bedachtlosen Liebe! Der stärkste Geist widersteht also nicht der Anziehung eines süßen Blickes. Eine weiße und zarte Hand kann den furchtbarsten Entschluß zu nichte zu machen. Jammer, ewiger Jammer des menschlichen Herzens. Man trotzt vielleicht hundert Baterien, welche den Tod aus ihren Schlünden speien, aber man ist kraftlos gegen ein Weib! Bekennen Sie, Hauptmann, bekennen Sie, der trotzigste Stolz ist ein eitles Ding!"

„Genug, mein Fräulein!" sagte der bestürzte Offizier. „Ihr ganzer erhabener Opfermuth war nichts als ein kalt berechneter Verrath. Sie werden hingehen um mich zu verderben . . . Handeln Sie nach Ihrem Auftrage. Ihr Name wird von der Geschichte mit jenem Beiworte der Schmach genannt werden, das ihm zukommt."

„Dank, mein Herr," versetzte Coraly, „Sie beurtheilen mich ganz recht. Ich habe Sie nur so oftmals gerettet, um Sie desto grausamer zu tödten. Eine berechtigte Eifersucht lenkt meine Handlungen, denn ich liebe Sie, und Sie lieben eine Andere!"

„Habe ich Ihnen je eine heuchlerische Liebe geschworen, mein Fräulein. Welchen Meineid werfen Sie mir vor?"

„Was ich Ihnen vorwerfe, mein Herr," antwortete Coraly, „ist eine grausame Verhehlung Ihrer wahren Gesinnung. Es sind Lobsprüche, die Sie mir in übertriebener Weise ertheilten, und die ich mit leichtgläubiger Thorheit als den wahren Ausdruck des Herzens und der Begeisterung hinnahm. Was ich Ihnen vorwerfe, ist ein herrlicher Traum, der mir durch Sie gekommen ist, und den Sie nicht vom ersten Tage an vernichteten. Was ich Ih-

nen vorwerfe ist, daß Sie mich in meinem thörichten, extravaganten, aber freien und für mich ausreichenden Leben mit seinem falschen Schimmer von Glück zerstört haben. Was ich Ihnen vorwerfe, ist, daß Sie gegen Coraly nicht offenherzig wie vor dem Feind gewesen sind, daß Sie mir nicht mit dem ersten Schlag den Tod gaben, um mir einen langsamen Todeskampf zu ersparen."

Thränen strömten über die Wangen ihres schönen Gesichtes.

Der Hauptmann sah, die Gefahren vergessend, von welchen er eben zuvor gesprochen hatte, nichts mehr als diesen herben und erhabenen Schmerz. Er warf sich dem schönen Kinde zu Füßen, er bat um Verzeihung, und schwor, daß ihm nichts auf der Welt mehr Bewunderung einflöße, als das edle und anbetungswürdige Herz des Weibes, deß Hände und Knie er umklammerte.

Es war eine rührende Scene; es fehlte nichts als die Liebe, um das arme Mädchen zu trösten. Coraly konnte sich über die Gesinnungen Reymond's nicht länger täuschen. Sie war sicherlich seine theuerste Freundin; aber Helene de Rencey war seine angebetete Geliebte.

„Mein Herr," sagte sie endlich, „stehen Sie auf! Ich bin nicht die Heilige, welche Sie lieben. Enden wir dies beständige Trauerspiel eines verwundeten Herzens, das nicht entsagen kann, ohne sich zu empören! Wohlan, ich werde mit Kraft gegen mein Schicksal kämpfen und in dieser Hinsicht werden Sie mich vielleicht über Fräulein de Rencey stellen, wie traurig auch deren Leben bis jetzt mag gewesen sein. Ohne Zweifel ist sie durch schweres Leides geprüft worden, aber sie wird leidenschaftlich von dem geliebt, welchem sie ihre Liebe geschenkt hat. Glückliches Unglück, das ihr zu Theil ward! — Brechen wir hievon ab, und fangen wir unser Leben noch einmal mit frischem Muthe an, indem wir uns wie die Araber sagen: „Es stand in den Sternen geschrieben!" Ich reise nach Paris. Wohin gehen Sie? denn Sie sind in voller Uniform, und ich habe Ihr Pferd im Hofe gesehen."

„Mein Fräulein," antwortete der Hauptmann, „ich begebe mich offen vor aller Welt nach der Provence, um dort vor der Ankunft Bonaparte's anzulangen."

„Und die Polizei, welche nach Ihnen sucht, Hauptmann?"

„Sie wird keinen Versuch machen, mich zu verhaften."

„Ich habe einen Auftrag vom Direktorium selbst an den General en Chef, welcher von Egypten zurückkehrt."

„Bietet ihm das Direktorium die Herrschaft an?" fragte Coraly.

„Nein, mein Fräulein. Das Direktorium wünscht höchst vorsichtig, den General über die wahre Lage des Landes und seiner selbst aufzuklären, falls er mit dem Hintergedanken an eine Diktatur nach Frankreich zurückkehrt. Das Direktorium hat gemeint, daß ich besser als irgend einer Bonaparte treulich eine Depesche zustellen und ihm offen und klar die augenblickliche Situation auseinandersetzen könne. Bonaparte soll die Wahrheit erfahren. Er wird dann handeln, wie sein Genie es ihm eingibt. Ist mein Auftrag erfüllt, so bin ich wieder der Offizier meines Generals."

„Und Sie werden seinem Sterne folgen, Hauptmann?"

„Ohne nach rückwärts zu sehen, Fräulein."

Glücklicher Cäsar, der solch ein Gefühl der Ergebenheit einzuflößen vermag!" seufzte Coraly. „Glückliche Helene!" fügte sie leise hinzu.

Die Stunde der Trennung war herangerückt. Es war ein schmerzlicher Augenblick. Coraly hatte alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Es blieb ihr nur übrig, ihrem geliebtem Hauptmann ein letztes Lebewohl zu sagen. Eine Brieftasche hervorlangend, nahm sie aus derselben ein Blatt Papier und reichte es Reymond.

„Hier, mein Herr," sagte sie, „ist jener schreckliche Brief, welcher Alles verderben, und folglich Sie mit in's Verderben ziehen sollte. Nehmen Sie ihn zurück, und seien Sie überzeugt, daß Fräulein de Rencey selbst das Geheimniß nicht besser als ich bewahrt hätte. Nehmen Sie gleichzeitig von mir die Lehre an, niemals Ihre Hand in die Hand eines Andern, wer es auch sein möge, zu legen, bevor Sie sich durch einen Blick in sein Antlitz der Rechtlichkeit seiner Gesinnung versichert haben. Der Abbé Sieyès soll nie von der Gefahr Kenntniß erhalten, welcher ein Schiebfenster ihn ausgesetzt hat."

Das war eine taktvolle und rührende Handlung.

Wir machen nicht den Versuch, den Abschied Coraly's und des Hauptmannes Reymond zu schildern: denn nicht der Pinsel eines Malers, nur eine Feder steht uns zu Gebot. Wir begnügen uns, zu erzählen, daß alle Gäste des Hotels zum Fasanen ihm ihr herzliches Bedauern aussprachen, als er in die Postkutsche stieg. Jeder wollte ihn zum letzten Mal sehen, ihm noch einmal die Hand drücken.

Der Wirth war untröstlich.

Mehrere junge Damen wischten eine heimliche Thräne aus ihren Augen; gewiegte Politiker beehrten ihn mit dem Namen eines „großen Bürgers."

Als es zehn Uhr schlug, rasselte die Postkutsche mit

angezündeten Laternen in scharfem Trabe nach der Richtung der Loirebrücke, d. h. nach Paris zu, von dannen.

Zu derselben Stunde schwang sich im Hofe des Wirthshauses ein Dragoner-Offizier auf sein Pferd. Jenes herrliche arabische Roß, das wir kennen, folgte der langen Hauptstraße von Tours in entgegengesetzter Richtung. — Als er das südliche Thor der Stadt passirt hatte, verschwand es und flog mit seinem Reiter dahin, als kehrte es in die Wüste zurück.

18.

Die Landung.

Am Morgen des 8. Octobers begaben sich die Einwohner der kleinen Stadt Frejus am mittelländischem Meere in großer Anzahl zum Ufer und auf die Dämme, welche den Hafen umschließen. Man hatte einige Schiffe signalisirt, welche in die Bucht eingelaufen waren und auf der Rhede ankern zu wollen schienen.

Diese Schiffe mit der dreifarbigen Flagge gehörten zur Flotte der französischen Republik.

Kamen sie von Toulon oder vom Kreuzgeschwader, das in den Gewässern von Genua stationirt war? Niemand in Frejus vermochte hierüber Aufklärung zu geben.

Einige gestern von Antibis and Nizza angelangte Schiffer hatten erklärt, daß sie an der dortigen Küste kein Fahrzeug der Republick gesehen hätten. Man unterschied deutlich 2 Fregatten und 2 Kriegsbriggs.

Der Maire und die städtischen Behörden beriethen sich eilig was zu thun sei. Sie beschloßen ein Boot hinzusenden, um sich der Absicht des Geschwaders zu versichern, dessen unerwartetes Eintreffen auf der Rhede die Bevölkerung in so große Aufregung versetzte.

Das Boot ruderte mit zwei städtischen Beamten und einem Offizier hinüber, welcher am Abend vorher in Frejus angekommen war, und gewünscht hatte, an der kleinen Erkundigungs-Expedition theilzunehmen.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden sah man sie mit Anstrengung aller Ruder zurückkehren. Die Abgesandten hatten kaum das Land wieder betreten, als das Volk sie von allen Seiten umringte und mit Fragen bestürmte. Sie machten sehr ernste Gesichter und erklärten, daß sie nur der Behörde Antwort stehen würden. Was die Schifferknechte betrifft, welche das Boot gerudert hatten, so erhielten sie Befehl, wieder abzufahren, um sich allen Nachfragen zu entziehen.

Indeß hatten die Neugierigen bemerkt, daß der Offizier, welcher mit den Beamten in's Boot gestiegen war, nicht mit ihnen zurückgekommen sei. Dieß gab Anlaß zu einer Reihe von Vermuthungen.

In der That lag etwas Geheimnißvolles in Allem was sich seit dem Morgen in Frejus ereignet hatte. Die versammelte Behörde berieth noch immer, und das Haus des Maires war von einer Volksmasse belagert, deren Aufregung mit jeder Minute zunahm, als lautes Rufen und Schreien von der Seite des Hafens erscholl. Alles stürzte nach dem Strande.

Man unterschied in der Ferne fünf Böte, welche gerade auf den Hafen zuruderten. Es waren vier Jollen und eine Schaluppe, welche zu den Schiffen gehörten, die sich auf der Rhede vor Anker gelegt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 26.

Dornenkrone.

Charade.

(Dreisylbig.)

Was meine Erste nennet
Und die ein jeder kennet,
Das hängt im Bauernhaus
Und ziert Paläste aus.
Es trotzt auch manchem Sturm
Auf hohem Kirchenthurm,
Doch kann man 's ohne Schrecken
In seine Tasche stecken;
Und überall zeigt's doch fortan
Sie dir den Flug der Zeiten an.

Was meine Letzten nennet,
Die auch ein jeder kennet —
Willst in dein Haus du gehen,
Mußt du dich mit versehen.
Auch bringet dir ohn' all' Gefahr
An's Tageslicht dies Sylbenpaar,
Was du dir hast erspart
Und im Geheim verwahrt.
Auch macht' — bei meiner Treu!
Selbst die Gefang'nen frei.

Naht dann das Lebensende
Der Ersten — wie behende —
Muß dann das Ganze Leben
Der Ersten wieder geben.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 31. Erscheint jeden Sonntag. 7. August 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. E.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr," begann Bonaparte, „Ihr Gesicht nimmt für Sie ein. Ich hege zu Ihnen Vertrauen. Was wünschen Sie von mir?"

Er setzte sich auf ein kleines Sopha, gegenüber dem Kamin, in welchem ein helles Feuer knisterte. Ein Armleuchter mit vier Kerzen brannte auf einem Konsol. Der General sah nicht ohne Erstaunen den jungen Unbekannten mit der Ungenirtheit eines Prinzen neben ihm Platz nehmen.

„Ah," sagte er, „ich wollte Ihnen gerade einen Stuhl anbieten."

„Danke, General," erwiderte der Fremde. „Man sitzt besser auf dem Sopha."

„Sie sind sehr ungenirt, mein Herr . . . Was wünschen Sie von mir?"

„Sehr wenig," antwortete der junge Mann, ohne die geringste Verlegenheit.

„Dann war es nicht der Mühe werth, mich zu stören, mein Herr," versetzte der General in sehr ernsthaftem Tone.

„Um Entschuldigung! Es ist für Sie von größter Wichtigkeit."

„Nun?" fragte der General. „Hat irgend ein Elender einen Anschlag auf mein Leben gemacht?"

„Nein, General. Ich komme einfach her, um Sie zu fragen, ob es wahr ist, daß Sie das Direktorium zu stürzen gedenken, um sich der Gewalt zu bemächtigen?"

Bonaparte wandte sich um, und betrachtete das Gesicht des jungen Mannes, welches er nur im Profil erblickte. Dieser klopfte, ohne im Mindesten außer Fassung zu gerathen, mit einem Rohrstöckchen auf seine Stiefelschäfte.

„Mein Herr," fragte der General, „was soll eine derartige Frage?"

„Offenbar eine bestimmte Antwort erhalten."

„Sie sind sehr kühn, mein Herr!"

„Versteht sich", antwortete der junge Mann. „Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts. Dem Kühnen hilft das Glück."

„Welches Interesse haben Sie, eine solche Frage an mich zu richten?" fuhr der General fort.

„Nehmen Sie an, daß es in Ihrem Interesse geschieht. Wünschen Sie die Gewalt, ja oder nein?"

„Wollten Sie mir dieselbe vielleicht verschaffen, junger Mann?"

„Gewiß nicht", antwortete dieser. „Ich will mit Ihnen nur von einem Hinderniß reden, das Sie auf Ihrer Bahn finden werden."

„Ah, und dies Hinderniß?"

„Biete ich selbst."

„Es ist ein Wahnsinniger", dachte Bonaparte. „Es gibt deren jetzt viele."

Er stand auf und wollte das Zimmer verlassen, als ihn der junge Mann bei den Rockschößen zurückhielt und die Worte sprach:

„Bleiben Sie sitzen! Ich komme soeben von Barras, wo ich mit dem General Bernadotte mich unterhalten habe."

Bonaparte nahm seinen Platz wieder ein. Er war etwas verwirrt und betrachtete von Neuem die Züge des Unbekannten.

„Mein Herr", sagte er, „ich liebe nicht die Angebereien und ich bezahle keine Denunzianten."

„Was habe ich Ihnen enthüllt?" fragte der junge Mann. „Sie sind zu voreilig, Herr General."

So viel selbstbewußte Sicherheit hätte wohl jeden Andern außer Fassung gebracht.

„Sie besitzen unglaublich viel Kaltblütigkeit!" versetzte Bonaparte. „Kommen wir denn zur Sache! Wer sind Sie?"

„Warum haben Sie nicht gleich hiemit begonnen?" antwortete der junge Mann. „Wer ich bin? Fragen Sie lieber, wer ich nicht bin? Ich wiederhole Ihnen, wenn Sie nach der Herrschaft streben, müssen Sie mit mir verhandeln. Ereifern Sie sich nicht; wir sind uns

hier an Kräften gleich. Uebrigens mögen Sie vor Zorn grün und gelb werden, soviel es Ihnen beliebt."

„Mit Ihnen verhandeln, junger Herr!" sagte Bonaparte. „Und worüber denn eigentlich, wenn ich fragen darf?"

„Ich gedenke Ihnen weder die Geheimnisse des Direktoriums noch die Pläne Bernadotte's zu verkaufen, der um jeden Preis die Aufrechthaltung der Verfassung vom Jahre 3 verlangt. Jedem sein Vergnügen! Ich will Ihnen nur sagen: wenn Sie mit größerem Erfolg Ihre eigenen Pläne (fahren Sie nicht so auf!) verfolgen wollen, so müssen Sie einer gewissen Heirath, die Sie begünstigen, in den Weg treten; sonst . . ."

„Nun?" fragte der General.

„Sonst", fuhr der junge Mann fort, „werde ich dafür sorgen, daß Sie mit dem Hals in eine Schlinge gerathen, von der Sie nichts träumen."

„Ihre Unverschämtheit geht zu weit, mein Herr!" rief der General. „Ich kann mir denken, daß Sie wahnsinnig in eine junge Dame verliebt sind, welche heute Morgen bei Madame Bonaparte einen Besuch gemacht hat (denn um diese wird es sich handeln), ich kann mir denken, daß Sie einen Nebenbuhler ausstechen möchten . . . aber meine Zukunft von Ihrem Glück oder Unglück abhängig machen wollen, das ist doch ein wenig stark!"

„O, es ist sogar sehr stark", antwortete der junge Mann. „Wollen Sie diese Heirath verhindern? ja oder nein!"

„Ich will, daß sie stattfinde, mein Herr."

„Dann müssen Sie darauf verzichten, an die Stelle des Direktoriums zu treten. Es ist abgemacht."

„Ich verzichte darauf, mit einem überspannten Menschen zu reden."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, welche aus der Loge in den Salon führte. Ein Offizier erschien auf der Schwelle; es war der General Lannes.

„General" sagte er, „Martin tritt auf die Bühne. Wollen Sie kommen?"

„Gehen Sie", rief der junge Mann. „Martin wird eine prächtige Arie singen."

„Ich komme", antwortete der General, sich gegen Lannes wendend, der sich zurückzog und die Thüre hinter sich zumachte.

„Sie sind noch immer da, an der Seite eines überspannten Menschen, Herr General", versetzte der rücksichtslose Spötter.

„Ihr Name, mein Herr, Ihr Name?" wiederholte Bonaparte. „Ich will ihn erfahren."

„Der König von Frankreich sagte: wir wollen", antwortete der junge Mann. „Ich will, klingt mir zu befehlshaberisch, Bürger. Ich bin nicht Ihr Soldat."

„Beim Himmel, wenn Sie es wären!" rief der General aus, „so würden Sie sich eines andern Tones befleißigen."

„Das weiß ich, General. Aber ich bin ein guter Junge, vielleicht besser, als Sie denken. Ich gehorche nicht dem Befehl; dagegen bin ich gerne bereit, eine verzeihliche Neugier zu befriedigen. Ich heiße Chateauneuf."

Der General sprang vom Sopha auf. Er stand aufrecht da, und betrachtete mit verschränkten Armen unverwandt die seltsame Persönlichkeit, welche vor ihm saß, und deren angenommenen Namen und Charakter er recht wohl aus den vertraulichen Mittheilungen kannte, welche der Hauptmann Reymond ihm vor vierzehn oder zwanzig Tagen auf dem Wege von Frejus nach Valence gemacht hatte.

„Nun?" fragte der Stutzer, „sind Sie zufrieden? Sie sehen, daß ich in die schöne Helene sehr wenig verliebt und sehr wenig dazu geeignet bin, bei ihr die Rolle des Paris, viel weniger aber noch die des unglücklichen Menelaos zu spielen."

„Ich sehe, mein Fräulein," antwortete der General, „daß Sie einen Charakter von unglaublicher Festigkeit, und einen bewunderswürdig regen und intriguanten Sinn besitzen."

„Intriguant!" rief Chateauneuf aus, „pfui doch! Ich intriguire nicht, ich gehe mit unerschrockener Geradheit auf mein Ziel los. Das ist die beste Diplomatie. Es ist auch die Ihrige, Herr General."

Die Logenthüre öffnete sich abermals.

„General", sagte Murat, nur seinen Kopf mit dem schöngelockten schwarzen Haar durch die Thürspalte streckend, „Elleviou tritt soeben auf. Er wird gleich mit Martin das famose Duett singen."

„Es ist wirklich famos", versicherte der junge Mann. „Gehen Sie doch, General!"

„Nein," antwortete Bonaparte dem General Murat, „ich führe hier eine ernsthafte Unterredung."

Die Thür schloß sich, und der General lehnte sich in aufrechter Stellung dem Sopha gegenüber an den Kamin.

„Endlich", hob Chateauneuf an, „beginnen Sie, meine Worte ernsthaft anzunehmen. Das ist für mich

sehr schmeichelhaft. Sie wissen, wer ich bin — ich sehe es, und Ihr Offizier hat Ihnen im Vertrauen mitgetheilt, welchen Einfluß ich besitze, und welcher Art meine Beziehungen zu den höchstgestellten Personen des Landes sind. Der schöne Herr Offizier ist ein bischen indiskret. Mir einerlei! De minimis non curat praetor. Wenn Sie mich fragen, wo ich mein Latein gelernt habe, so antworte ich Ihnen, daß das ganze Institut, dessen Mitglied zu sein Sie so stolz sind, bei mir ein und aus geht. Kommen wir zum Schluß! Es handelt sich um eine Heirath; diese Heirath mißfällt mir, ich will sie hintertreiben. Wenn Sie dieselbe begünstigen, werde ich Ihr unversöhnlicher Feind. Erwägen Sie wohl das Wort: unversöhnlich; es begreift ein ganzes Kriegssystem in sich. Ich habe die Hand voll von Geheimnissen; wenn ich sie der Oeffentlichkeit preisgebe, sind viele Leute verloren! Sie werden mich verstehen . . . Hiemit empfehle ich mich Ihnen, Herr General. Niemand bewundert Sie mehr als ich, aber Niemand fürchtet Sie weniger. Als ein wichtiges Postskript möchte ich noch hinzufügen, daß Ihr Offizier, welcher so plötzlich reich geworden ist (denn er hat mit blanken Louisd'ors ein schönes Schloß gekauft) in dem Rufe steht, sich dem Auslande, den verbündeten Mächten verkauft zu haben, und daß es mir eben so leicht ist, dies auf eine unwiderlegliche Art zu beweisen, wie dieses Rohr zu zerbrechen."

Mit den letzten Worten zerknickte Herr Chateauneuf den hübschen Spazierstock, welchen er in der Hand trug, und warf die Splitter mit geringschätziger Gleichgültigkeit zwischen den Beinen Bonaparte's hindurch in's Kaminfeuer, der seinen Rücken an demselben wärmte.

Der General war sehr nachdenklich geworden; er gab sich in jenem Augenblick den ernsthaftesten Betrachtungen hin. Aber die Zeit drängte, Herr Chateauneuf brach die Unterredung kurz ab.

„General", sagte er, „keinen Groll! Aber bedenken Sie wohl meine Worte: Freund oder Feind! Jetzt gehen Sie zu Ihren tapferen Freunden Lannes und Murat, welche, wie es scheint, die Opernmusik des Theaters Feydeau eben so sehr lieben, wie den Kanonendonner auf dem Schlachtfeld. Leben Sie wohl . . . Falls Sie mich zu sprechen wünschen, wohne ich in der Straße des Faubourg Saint Honoré in dem ehemaligen Hause der Familie de Vitry, welches ich ohne die Hülfe Pitt's oder des Herzogs von Koburg für mein Geld gekauft habe. Verstanden?"

26.

Der gordische Knoten.

Am folgenden Tage gegen acht Uhr Abends hielt in einer schönen sternhellen Nacht ein Reiter vor dem Thorwege des ehemaligen Hauses der Familie de Vitry.

Die Thorflügel wurden weit geöffnet und der Reiter trabte in den Hof, wie ein alter Bewohner des Hauses. Aber der Hof war glänzend erleuchtet und es war leicht zu erkennen, daß sich im Aussehen des Hauses Vieles verändert hatte.

Der Reiter war der Hauptmann Reymond, welcher aus der Schweiz zurückkehrte, wo er vor vierzehn Tagen im Hauptquartier des Generals Massena angelangt war.

Man kann sich die Ueberraschung des Hauptmanns denken. Er hatte das große Haus im Zustande völliger Verwahrlosung verlassen, und zwei Monate nachher fand er dasselbe in der höchsten Pracht.

Vom Pferde springend, wandte er sich an den Mann, welcher ihm das Thor geöffnet hatte.

„Wo ist der Pförtner Bernard?" fragte der Hauptmann.

„Der Herr Offizier werden sich irren", lautete die Antwort. „Es ist mir Niemand unter diesem Namen bekannt."

„Was?" rief der Hauptmann aus. „Befinde ich mich nicht im Hause der Familie de Vitry?"

„Sicherlich", antwortete der Mann.

„Wo ist denn der Pförtner?" fragte der Hauptmann überrascht.

„Er steht vor Ihnen, Herr Hauptmann", sagte der Mann, welcher ihm aufgemacht hatte. „Ich bin der Pförtner des Hauses und ich heiße Bontemps."

Reymond fuhr sich mit der Hand über die Augen, um sich zu versichern, daß er nicht träume. Alles um ihn her war wie durch einen Zauberschlag verändert. Der Pförtner war jung und trug ein modernes Kostüm, das freilich keine Livree war, aber doch in gewisser Weise den Dienstboten verrieth. Marmorvasen standen in schönster Ordnung auf den Stufen der Veranda. Die Fenster des Hauses waren wie bei einem Feste erhellt. Selbst der Stall, dessen Thür man vor dem Offizier geöffnet hatte, enthielt vier prächtige Pferde.

Plötzlich stieß der Hauptmann einen lauten Schrei aus, schwang sich wieder aufs Pferd und rief dem Pförtner zu:

„Mir wird Alles klar. Oeffne mir das Thor! Hölle

und Teufel! man hat dies Haus während meiner Abwesenheit verkauft!"

Der Pförtner verbeugte sich. Statt jedoch das auf die Straße führende Thor zu öffnen, trat er zu dem Reiter heran und fragte ihn leise:

„Wäre der Herr vielleicht der Hauptmann Reymond?"

„Freilich," antwortete der Offizier.

„Dann, mein Herr, werden Sie hier erwartet. Ich habe Befehl, Ihr Pferd in den Stall zu führen. Ich habe Befehl, die Leute zu rufen, um den Herrn in den Salon zu geleiten, wo er Madame finden wird."

„Welche Madame?" fragte Reymond.

„Die neue Eigenthümerin des Hauses", antwortete der Pförtner.

(Schluß folgt.)

Das Vaterland.

Ich kenn' ein Land, dem meine Treue
Vor allem Land der Welt gehört,
Und da ich mich von Herzen freue,
Wenn nur mein Ohr vom Lande hört.

Es ist das Land, das meiner Jugend
In überreichem Reiz gelacht,
Das Land, da über meine Tugend
Der theuren Eltern Lieb' gewacht.

Wohl and're Länder sind gelegen
Gesegnet von des Herren Hand,
Doch sehnt aus ihrem gold'nen Regen
Das Herz sich fort zum Vaterland.

Zum Land, das meine Sitte kennet,
Zum Land, das meine Sprache spricht,
Da man mich keinen Fremdling nennet,
Da Jeder gern sein Brod mir bricht.

Geliebtes Land! ja dir vor allen,
Du theuer werthes, deutsches Land!
Soll dieses kleine Lied erschallen,
Dir bleibt mein Herze zugewandt.

Nur dir gehören meine Kräfte,
Dir dienet Geist und Hand bereit,
Will deine Sorgen, dein Geschäfte,
Will theilen deine Freundlichkeit.

Und wenn mein treuster Gefährte,
Der Tod mich einstens fordert ab,
So gib du mir, o deutsche Erde
In deinem Schooß ein stilles Grab!

Fr. Mühlecker.

Lieb' in den Tod.

Schwäbische Mundart.

Uffem Kirchhof, am Chor,
Blüeht e Blo-Holder-Strauß,
Do fliegt e weiß Täuble
Wor's tage thuet, 'raus.

Es streicht wohl e Gässele
Nieder und zwue,
Es fliegt mer in's Fenster,
Es kommt uf mi zue.

Jetz kehnt mein Schatz
Und sei linneweiß G'wand,
Und sei silberes Ringle
Von mir an der Hand.

Es nickt mer en Grueß,
Setzt se nieder am Bett,
Frei lugt mer's in's G'sicht,
Aber a rüehrt me's net.

Drei Woche noch Ostern,
Wenn's Nachthüele schreit,
Do mache mer Hochzig,
Mei Schatz hot mer's g'seit.

Fei still ist mei Hochzig,
Mer halte kein Tanz.
Wer goht mit zur Kirchen?
Wer flicht mer de Kranz?

Eduard Mörike.

Auflösung der Charade in Nr. 29.

Stricknadeln.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste.

Als Kind des Winters kennst du mich.
Siehst du mich an, so blend' ich dich.

Die Zweite.

Hat dich ein Freund dazu geladen
Ißt du mich gern als guten Braten.

Das Ganze.

Das Ganze — selten ist's allein,
Das Ganze fliegt ihm hinten drein.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 32. Erscheint jeden Sonntag. 14. August 1859.

Die Verschwörer von 1799.

Historischer Roman, nach dem Französischen, von Jules de Saint-Felix, von A. S.

(Schluß.)

„Ich sehe, mein Freund", sagte der Hauptmann zu dem Pförtner, „daß man Euch Eure Lektion eingetrichtert hat. Ihr sollt mir nichts sagen. Man will, daß ich hineingehen und mit eigenen Augen die schreckliche Wirklichkeit anstarren soll. Man setzt mich einer Demüthigung aus. Wohlan! Ich werde größeren Muth zeigen, als man denkt; ich will eintreten und bräche es mir das Herz . . . Nehmt mein Pferd; es ist sehr müde; ich kann es Euch daher anvertrauen. Es wird vor Ermattung gefügig sein. Versorgt es gut! Und jetzt ruft mir Jemand, der mich in's Haus führen kann. Wenn es Zeit sein wird, den Traum zu zerstören, werde ich ihn beenden. Wer weiß, wo ich erwache . . ."

Ein Diener war herbeigekommen. Er ging dem Offizier voran, welcher ihm langsam in den großen kothbespritzten Reiterstiefeln folgte.

Man schritt über die große Vorhalle des Erdgeschosses. Diese Halle war in ein Treibhaus voll Blumen verwandelt und durch einen riesigen krystallenen Kronleuchter erhellt.

Reymond betrat seit seiner Abreise von Frankreich, seit dem Jahre 1792, zum ersten Male das Hauptgebäude des Hauses. Hätte er nicht zu träumen geglaubt, so würde seine Aufregung zu mächtig gewesen sein, als daß er hätte weiter gehen können.

Man stieg die große Treppe hinan, deren schweres, seit Kurzem neu vergoldetes Geländer glitzernd funkelte. Man kam durch ein Vorzimmer, dessen Diele aus einem Marmorgetäfel bestand. Endlich öffnete sich die Thüre eines Salons und der Diener meldete ihn mit lauter Stimme: „Herr Hauptmann Reymond!"

Der Offizier blieb auf der Thürschwelle stehen. Seine Augen waren geblendet. Vor ihm strahlte ein großer Salon, der mit rothem Damast ausgeschlagen und von Goldleisten umrahmt war. Auf dem Kamingesims brannten sonnenhelle Kandelabers vor einer prachtvollen Pendule. Das Mobiliar war höchst luxuriös, aber Niemand war in dem Zimmer . . .

Plötzlich sah Reymond, welcher hie- und dorthin seine verwirrten Blicke gleiten ließ, eine Frau auf ihn zukommen. Er erkannte sie nicht. Diese Frau war jedoch von strahlender Schönheit und ihr Name war Coraly.

Sobald sie aber gesprochen und die Hand des Hauptmannes ergriffen hatte, fuhr dieser schaudernd zusammen, und schrie mit veränderter Stimme:

„Unglücklicher, der ich bin! O, Sie sind es! Ich träume nicht?"

Coraly führte ihn lächelnd und schöner als je zuvor an der Hand zu einem Sessel neben dem Kamine.

Reymond ließ sich in die Kissen des Armstuhles sinken, betäubt, vernichtet, wie ein Schiffbrüchiger, der vergebens mit dem Sturme gerungen hat.

Ein langes Schweigen folgte dieser lebhaften Erschütterung.

Allmählich kehrte der Hauptmann zu etwas minder fieberhaften Gedanken zurück, und warf hie- und dorthin einen beobachtenden Blick.

Coraly, welche ihm gegenüber saß, schlug die Augen zu Boden, als fühle sie sich durch ihre Pracht vor dem Erben des Hauses der Familie de Vitry verwirrt.

Indeß unterbrach sie zuerst das Schweigen und sagte mit melodievoller Stimme:

„Ich erwartete Sie, Hauptmann, allein nicht ohne lebhafte Angst. In Tours fand ich niemals den Muth, mit Ihnen von einem Kaufe zu reden, den ich gemacht hatte . . . Dies Haus konnte in unwürdigere Hände fallen, Herr Hauptmann," fügte sie rasch hinzu.

Der Offizier antwortete nicht. Er ließ seine Augen im Zimmer herumgleiten, als suche er sich an vergangene Mährchen zu erinnern. Ach, seine Kindheit und seine mit Blumen begränzte Jugend zogen an ihm vorüber!

Coraly verstand ihn; sie senkte das Haupt und seufzte.

Reymond bemerkte diese edle Empfindung; er wußte ihr für dieselbe Dank, und sagte endlich zu ihr:

„Glauben Sie mir, Fräulein, daß sich kein Motiv interessirter Art in meine Trauer mischt. Sie sind die Eigenthümerin des Hauses meiner Väter geworden .... Gott hat es gewollt. Aber es tauchen liebe und schmerzliche Erinnerungen in mir auf, welche ich nicht zu bannen vermag. Dort — auf jener Seite — war das Zimmer meiner Mutter. Diese Thür führte in ihr Schlafgemach . . . O, mein Fräulein, es ist das Bild meiner Mutter, das mir beim Eintritt hier entgegen kam... Theure und heilige Erscheinung!" . . .

„Hauptmann", sagte Coraly, „ich verstehe dies mit tiefster Seele. Seien Sie indeß überzeugt, das Schlafgemach ihrer seligen Frau Mutter ist nicht das meine geworden; ich habe mein Zimmer in einem Nebengebäude."

Der Offizier lächelte mit einem schwer zu beschreibenden Ausdrucke, und drückte Coraly die Hand.

Mittlerweile schlug die Pendule halb zehn Uhr. Es war Zeit für den Hauptmann Reymond, sich zu entscheiden. Wo sollte er sein Quartier aufschlagen? — Durfte er die Gastfreundschaft, welche man ihm bot, annehmen?

Er erkundigte sich nach Bernard, dem alten Pförtner. Coraly schwieg, und blickte den Offizier traurig an. Der alte Diener war gestorben. Reymond zollte seinem Andenken eine Thräne. Marguerite, die Frau Bernards — so erfuhr Reymond — hatte zu einigen ihrer Verwandten, welche noch in der Bretagne lebten, zurückkehren wollen, und war dahin abgereist.

„So soll ich also weder ihn noch sie wieder sehen!" seufzte der Hauptmann Reymond. „Keinen meiner Treuen!"

Coraly fühlte sich gleichfalls gerührt, als die Flügelthür des Salons weit aufgerissen ward. — Ein Diener wollte den Besuch anmelden; aber der eintretende Mann ergriff ihn am Arm, und sprach in gebieterischem Tone: „Es bedarf keiner Anmeldung!"

Dieser, mit einem grünen Frack und seidenen Strümpfen bekleidete Mann, dieser elegannte Herr war der General Bonaparte.

Der Hauptmann that einen Ausruf des Erstaunens, und eilte auf seinen General zu, welcher ihm die Hand entgegenstreckte. Reymond führte die siegreiche und freundschaftliche Hand an seine Lippen.

Coraly war aufgestanden, und empfing den General mit einer Verbeugung, welche einer großen Dame aus früherer Zeit Ehre gemacht hätte.

„Mein Fräulein", nahm der General das Wort, „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich es halb und halb für möglich hielt, der Hauptmann würde heute Abend bei seiner Rückkunft zuerst hier einkehren. Freilich sehe ich an der Aufregung des Hauptmanns, daß er nicht erwartete, dies Haus von einer neuen Eigenthümerin bewohnt zu finden. — Unsere Begegnung gestern Abend, mein Fräulein, war etwas sonderbar. Ich bin gekommen, um in Ihrer wahren Gestalt mit Ihnen zu reden. So werden wir einander besser verstehen. Gestern gab Ihre Verkleidung unserem Gespräche den Anstrich eines Maskengefechtes auf einem Balle. Sie sind zu schön, um eine angenommene Rolle zu spielen. Bleiben Sie, was Sie sind! Und Sie, Hauptmann, stören durchaus nicht. Setzen wir uns!"

Das Gespräch begann sogleich, ganz ex abrupto, mit der wichtigen Frage der Heirath des Hauptmanns, der, wie sich denken läßt, mit größten Erstaunen sah, daß es sich bei diesem Besuch eben um ihn und um seine Zukunft handle.

Der General bat ihn, völliges Stillschweigen zu bewahren, — sicher die angenehmste und bequemste Lage für Reymond, welcher sich auf einem Sessel ausstreckte, als wenn er einem Schauspiel zuhöre. Und doch nahm er an diesem Schauspiel, dieser Scene Theil, ja er war selbst die Hauptperson.

„Bestehen Sie darauf, mein Fräulein?" fragte der General freundlich, „bestehen Sie darauf, gegen mich Krieg zu führen?"

„Das kommt darauf an, General", erwiderte Coraly, welche einer Gefahr gegenüber ihre ganze Kraft und geistige Stärke wiederfand.

„Das kommt darauf an, soll wohl heißen, daß es von meinem Benehmen hinsichtlich zweier Personen abhängen wird. Wohlan, mein Fräulein, nachdem ich Alles hinlänglich erwogen habe, und müßte ich selbst Ihren schönen Augen Thränen entlocken: — diese Heirath wird jedenfalls stattfinden."

„General", sagte Coraly das Haupt stolz in den Nacken werfend, „die Gegenwart des Hauptmanns stimmt mich weder weich noch schüchtert sie mich ein. Ich bin stark genug, eine Leidenschaft zu bekennen, welche in keiner Weise unehrenhaft ist. Ich liebe den Hauptmann . . . er hat mir ein Recht gegeben, ihn zu lieben und das offen zu sagen. Ich habe eine Nebenbuhlerin, eine Nebenbuhlerin von großem Namen und vornehmem Stande; ich bin also fest entschlossen, da diese Frau mein Glück zerstört und meinen Traum vernichtet hat, ihr nicht gerade Rosen auf den Pfad zu streuen."

„Das wäre Rache, mein Fräulein", versetzte der General.

„Und ist denn der Krieg etwas Anderes, Herr General?"

„Ich führe den Krieg auf rechtliche Art."

„Und ich, den Himmel sei Dank! auch nicht auf verrätherische Art. Ich habe Sie von meiner Absicht in Kenntniß gesetzt und den Hauptmann Reymond nicht minder."

„Wohlan, mein Fräulein, ich erkläre Ihnen, daß ich durchaus nichts fürchte, weder für mich noch für meine Offiziere."

„Ihre Offiziere, General?" sagte Coraly mit bitterer Ironie. „Sie wissen, es handelt sich für mich nur um den Hauptmann Reymond; Sie wissen eben sowohl, daß ich jenes Fräulein de Renecy hasse, welches Sie so boshaft auf Kosten meines Interesses protegiren; Sie haben unmöglich vergessen, daß ich den Hauptmann liebe, ihn in solchem Grade liebe, daß, wenn er Fräulein de Renecy wirklich heirathen sollte, ich fähig bin, um mich für mein Verschmähtsein zu rächen, ihn vor der öffentlichen Meinung zu verderben, um vielleicht später seinen Ruf wieder herzustellen."

Coraly murmelte noch einige Drohungen; allein die Aufregung ihres Zornes verhinderte sie, dieselben auszusprechen.

Reymond war aufgestanden.

„Sie wollten mich vor dem Volke verderben, mein Fräulein?" sprach er mit Entrüstung, „und auf welche Art, wenn ich fragen darf? Welche unehrenhafte That könnte man mir vorwerfen?"

„Hauptmann", versetzte die unversöhnliche Coraly, „wenn man tausend Thaler Gage und kein Vermögen hat, ist man selten im Stande, viermalhunderttausend Francs baar und in Gold aus seinen Ersparnissen zu bezahlen."

„Herr meines Lebens!" schrie Reymond, „Bernard ist todt!"

„Und seine Frau ist wahnsinnig geworden", fügte das grausame Mädchen hinzu, dessen Leidenschaften in diesem Augenblick ihre Vernunft vollständig zu verwirren schien.

„Wahnsinnig!" rief der Hauptmann aus. „Aber habe ich nicht den Brief meines Vaters, eine Art Testament, von ihm selbst unterzeichnet, ganz von seiner eigenen Hand geschrieben, und durch welches er mir das Vorhandensein einer bedeutenden Geldsumme offenbart, welche er mit Hülfe des alten Bernard in einem Keller dieses Hauses vergrub? Habe ich nicht vor zwei Monaten diese Summe aufgefunden? und durfte ich nicht, da sie mir rechtmäßig gehört, willkürlich über dieselbe verfügen? Wem sollte ich darüber Rechenschaft geben?"

„Der öffentlichen Meinung, Herr Hauptmann", wiederholte die reizende Coraly.

„Der öffentlichen Meinung?" fragte Reymond völlig außer sich. „Und der Brief, das Testament meines Vaters?" . . .

„Gehen Sie!" versetzte Coraly mit dämonischem Lächeln. „Gehen Sie mir! Halten Sie das Pariser Volk denn für ein Kind? Glauben Sie, daß es Sie bitten wird, ihm ein Zeugniß von Papa und Mama zu zeigen, um sich Ihrer Rechtlichkeit zu versichern?"

„O, Verläumderin! ruchloses Weib! ich habe Dich schlecht gekannt!" schrie Reymond, auf die Thüre zuschreitend.

„Ruchloses Weib!" sprach Coraly nach. „Schön, Herr Graf de Vitry! Ohne dieses Weib und ihren Opfermuth wären sie seit zwei Monaten erschossen."

„Genug", sagte der General mit unvergleichlicher Festigkeit. „Genug von Diesem! Man muß den Knoten zerhauen, wenn er sich nicht auflösen läßt. Der Hauptmann Reymond wird Fräulein de Renecy heirathen, weil er ihrer würdig ist, und weil sie seine Schwüre empfangen hat. Ich mache mich zum Vormund dieses Paares, und die Hochzeit wird binnen acht Tagen stattfinden. Mein Fräulein", fügte er, sich Coraly empfehlend, hinzu, „Sie können sich durch alle Ihnen zu Gebot stehenden Mittel rächen; der Feldzug ist jetzt eröffnet. Kommen Sie, Hauptmann, ich biete Ihnen einen Flügel meines Hauses zur Wohnung an; da die Regierung das Haus Ihrer Väter verkauft hat, ist es nicht mehr als billig, daß ich Ihnen ein anderes Logis offerire."

Und ohne weiter ein Wort zu reden, verließen sie den Salon, schritten die Treppe hinab, und erreichten die Veranda, vor welcher der Wagen des Generals auf sie wartete.

Der Hauptmann beauftragte einen der Diener des Hauses, ihm Sultan nach der Straße Chantereine zu bringen. Dann stieg er zu dem General in den Wagen und gleich darauf flogen die Pferde mit gewohnter Schnelligkeit von dannen.

Epilog.

An einem der ersten Tage des Novembers hielten um zwei Uhr Nachmittags drei Wagen vor dem Hause Bonapartes in der Straße Chantereine. Es war ein Hoch-

zeitsgefolge, das von dem Bezirksamte des zweiten Arrondissements zurückgekehrt war. Der Hauptmann Reymond de Bitry hatte sich mit Fräulein de Rencey trauen lassen.

Unter der Zahl der Personen, welche dieser glücklichen Verbindung beiwohnten, befand sich ein alter Mann von stolzem und vornehmem Aussehen, dessen bizarre Tracht jedoch an eine vergangene Zeit erinnerte. Dieser Greis war der ehemalige Marquis de Rencey, dessen Wahnsinn durch die Zaubermacht eines außerordentlichen, von der Vorsehung zu Wunderthaten erlesenen Mannes, des Generals Bonaparte, sichtlich gelindert ward.

Der alte Marquis war freilich noch nicht ganz zu einer normalen Geistesverfassung zurückgekehrt. Er befand sich aber doch auf dem Wege zur Heilung, und hatte seit einigen Tagen genug lichte Momente gehabt, um die gerechten Ansprüche seiner Tochter und das Glück zu begreifen, welches die in Rede stehende Heirath ihr zusichern werde.

Am Nachmittage desselben Tages hatte man, Dank der freundlichen Sorge und taktvollen Herzensgüte Madame Bonaparte's, in einem Zimmer, das von allen übrigen getrennt lag, einen Altar errichtet. Ein Priester war insgeheim bestellt worden. Er segnete die von der Civilbehörde geschlossene Ehe Reymond's und Helenen's in Gegenwart von nur vier Zeugen, unter welchen sich Josephine und der General Bonaparte befanden.

Kaum war die Einsegnung dieser Ehe beendet, als plötzlich ein geheimnißvoller Bote in's Zimmer trat. Er überbrachte einen Brief für den General Bonaparte, und eine Papierrolle für den Herrn Grafen de Bitry.

Der General öffnete hastig den erhaltenen Brief. Der Inhalt lautet:

„General!

Sie haben den gordischen Knoten meines Schicksals zerhauen. Ich wollte Sie verderben und wäre vielleicht dazu im Stande gewesen. Ich habe es vorgezogen, mein Leben zu endigen, und es ruhmvoll zu endigen.

Seit acht Tagen in einer Verkleidung bei der Heeresabtheilung Massena's angelangt, bin ich in ein Tirailleur-Regiment eingetreten. Gestern hatten wir ein ernstliches Gefecht mit einer von Suwaroff kommandirten Division des russischen Heeres. Wir haben den Feind geschlagen. Was mich betrifft, so bin ich bei einem Reiterangriff tödtlich verwundet worden. Ich schreibe diese Zeilen auf einem Lazarethwagen. In zwei Stunden werde ich todt sein.

Leben Sie wohl General! Coraly."

Die Papierrolle, welche der Hauptmann durchflogen hatte, enthielt das Testament Coraly's, welches Reymond zum Erben des prachtvollen Hauses einsetzte, das sie vor Kurzem gekauft hatte.

Ein einziges Wort begleitete das Testament. Dies Wort, welches von einer zitternden Hand geschrieben schien, war von röthlicher Farbe:

„Lebe wohl!!!"

Auflösung der Charade in Nr. 30.

Schneegans.

Charade.

(Fünfsylbig.)

Meine Erste ist ein Thier.
Auf der Zweiten blühet dir
Seiner Zeit des Feldes Blume.
Es gereicht den nicht zum Ruhme
Den du mit der Dritten nennst.
In der Vierten, die du kennst,
Hast du schon die Fünft' empfangen;
Und oft treibt dich ein Verlangen
Zu der Vierten heil'gem Ort;
Seelenfrieden find'st du dort.
Und wenn von des Meisters Händen
Du die Vierte siehst vollenden,
Wenn in ihren lichten Hallen
Lobgesänge dann erschallen
Und in feierlicher Stunde
Tönt aus frommem Priesters Munde
Segen über meine Vierte,
Und die Fünfte — gibt ihr Würde —
Dann wird Vier und Fünf ein Fest,
Das nicht unbewegt dich läßt.
Jährlich kehrt das Fest dann wieder
Und auf's neue tönen Lieder —
Und auf's neue hörst du Worte,
Würdig dieser Zeit — und Orte.
Das Ganze soll in unsern Tagen
Sein, was Vier und Fünf uns sagen;
Doch es ist ein Jahrmarkt nur,
Trägt von beiden keine Spur.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 33. | Erscheint jeden Sonntag. | 21. August 1859.

Trau, schau, wem.

Wenn du, lieber Leser, durch die in lannigen Wendungen vom großen Marktplatz aus sich hinziehenden Straßen einer ehemaligen Reichsstadt in Süddeutschland gegen das auf der Westseite derselben befindliche Thor dich begibst, so fällt dir in einer Seitengasse ein bürgerliches Mittelhaus alsbald in die Angen, das in seinem äußerlichen Ansehen wohl auf die Behäbigkeit seiner Bewohner schließen ließe, aber doch einen unheimlichen Eindruck auf dich macht. Während alle Häuser der Umgegend bewohnt sind und mehr oder minder sich eines modernisirenden Aufputzes erfreuen, steht dieses mehrstöckige Gebäude mit seinem Thor in der Mitte des ersten Gadens leer, die Fenster sind erblindet, die Läden hinter ihnen verschlossen und in den Ecken breiten Spinnen ihre künstlichen Netze, ungestört von der ihnen feindlichen Hand einer fleißigen Dienerin, aus; der einst so reinlich gehaltene Anstrich des Hauses ist verwittert, das Eisenwerk an der Thüre verrostet — alles deutet darauf hin, daß dieses Haus seit einer langen Reihe von Jahren nicht mehr bewohnt wurde. Es schien als ob auf diesem Gebäude ein Fluch ruhe, denn nicht einmal das lustige Volk der Spatzen baute da seine Nester und ruhte nur kurze Zeit auf den Gesimsen aus von seinen Kreuz- und Querfahrten.

Fragt man in der Nachbarschaft nach diesem Hause und seinen früheren Bewohnern, so erhält man zur Antwort, es sei dieses von jeher, so lange man sich erinnern könne, leergestanden und auch zu der Väterzeit schon sei es so gewesen. Es knüpften sich an dieses Haus mancherlei unheimliche Sagen, man habe wohl noch nichts bemerkt, aber doch wolle Niemand darin wohnen und der Besitzer desselben, das einen Anbau an dessen großes in der anderen Straße liegendes Anwesen bilde, kümmere sich so wenig um das Haus als der es that, von dem er es ererbte. Meine Neugierde wurde rege, doch vergebens hielt ich Nachfrage in den mir befreundeten Kreisen, der Zufall gab mir endlich den Schlüssel, der mir die gewünschten Aufschlüsse gab und was ich erfuhr, sollen die folgenden Zeilen dem Leser mittheilen.

Hält es anderwärts schwer Bekanntschaften zu schließen, so ist dies in der alten Reichstadt ziemlich erleichtert, man darf nur etliche Wochen hintereinander, besonders zur Winterszeit, regelmäßig die Wirthshäuser besuchen, in denen der Bürger und Beamte, der Commis, der Geselle, der Verheirathete und Ledige nach des Tages Mühen Abends sich Erholung sucht und findet bei jenem Getränke, das den Fremden so oft den ersten Anknüpfungspunkt zu einer sich weiter fortspinnenden Unterhaltung bietet. In einem solchen Wirthshausgemache, inmitten eines dichten Tabakqualmes lernte ich einen ehemaligen Buchhalter kennen, der, obwohl er draußen war in der Zeit als Reisender, wo dieses unausweichliche Genre der Merkurssöhne noch als Musterreiter florirte und Abenteuer erlebte mit Räubern und Langfingern, seine meiste Zeit in der alten Reichsstadt verlebte und eine lebendige Chronik bildete, denn er hatte ein wunderbares Gedächtniß und eine seltene Erzählungsgabe. Diesen alten Herren, der noch als Stutzer seinen Zopf getragen, fragte ich nach jenem Hause, er konnte sich aber nicht gleich auf dasselbe besinnen, denn durch die entlegene Nebengasse, in der es liegt, führte sein Weg ihn nicht, doch fand er bald Anhaltspunkte für sein „Gemerk“ und nach einigen Tagen brachte er mir einige vergilbte Blätter, deren Schrift die Schwärze fast verloren hatte, mit und übergab sie mir mit dem Bemerken, es seien dies Aufzeichnungen, die er einst unter den hinterlassenen Papieren eines Onkels, der gleichfalls Buchhalter eines Kaufhauses in der alten Reichsstadt als Hagestolz gestorben war, gefunden. Die Aufzeichnungen hatten Bezug auf jenes Haus und waren von dem Oheime des mittlerweile auch verstorbenen Neffen aufgezeichnet worden in einer Zeit, die sich mehr als Jahrhundert zurückerstreckt. Dem Neffen, dem nichts mehr ferner lag, als die Romantik und der von nichts lieber erzählte als von seinen Reisen zu Pferde durch den Spessart nach Frankfurt am Main und nach Leipzig, was immer acht Tage in Anspruch nahm, war es noch erinnerlich, daß er dessen Papiere aufgehoben, und ihm war es noch im Gedächtniß, es enthielten eben diese Aufzeichnungen Erlebnisse desselben und war noch einige Erinnerung an jenes Haus,

in dem der Oheim in jungen Jahren gearbeitet, in seinem Gedächtniß haften geblieben. Was ich in der etwas unleserlich gewordenen Handschrift nicht entziffern konnte, da half der Neffe, seine Brille hervorsuchend, getreulich nach und so wurde denn uns beiden noch das Verständniß eines Erlebnisses, das seine erschütternde Wirkung auf den Onkel für Lebzeiten geäußert hat. Die Geschichte ist folgende:

Lange vor dem 30jährigen Kriege war ein Kaufherr von Verona nach der süddeutschen Handelsstadt gezogen, um dort ein neues Geschäft zu gründen; da es ihm weder an Verbindungen fehlte, noch an Mitteln, so konnte er sich bald bei den Gewerben, die vorzugsweise für den auswärtigen Handel arbeiteten, in große Beliebtheit setzen, das Haus Fortner genoß allgemeines Vertrauen, zumal da es vielen aus der Nachfrage gekommenen Gegenständen, der reichsstädtischen Industrie Absatz nach Italien verschaffte. Als ich — führt der Oheim in seinem Manuskripte an — in das Geschäft trat, führten es zwei Brüder, beide Junggesellen, es waren liebenswürdige Männer von mittleren Jahren, streng rechtlich in ihrem Verkehr und leutselig gegen ihre Untergebenen. Ihr Handel war sehr ausgedehnt und obwohl sie fortwährend auf brieflichem und anderem Wege Nachrichten erhielten von ihren zahlreichen Correspondenten, so machten sie doch keine Spekulationen, wie sie damals leider mit Staatspapieren zuerst zum Verderben vieler Familien eingerissen waren, sondern richteten ihr Augenmerk einzig und allein auf den Handel. Beide Brüder bewohnten das Haus allein, der eine war unverheirathet, der andere Wittwer, der untere Raum des Hauses diente als Niederlage für manche Waaren, die rasch verschickt wurden, im ersten Stocke befand sich das Comptoir. Die ganze Einrichtung haftet noch in meinem Gedächtnisse, um so mehr, da eine Nachlässigkeit von mir mit Ursache ist, daß das Haus Fortner aufhörte zu existiren.

Ich hatte eines Tages einen an ein Handlungshaus in Antwerpen gerichteten Brief auf die Post zu tragen, mit dem wir sehr bedeutende Geschäfte machten und verlor ihn unterwegs. Er enthielt einen Wechsel von sehr großem Betrage. Obgleich noch an demselben Tage alle möglichen Nachforschungen angestellt wurden, so blieben sie doch erfolglos. Am nächsten Morgen, ungefähr um elf Uhr, erschien bei uns ein kleiner junger Mann, von gefälligem Aeußern, Namens Michael Arm, und brachte das verlorene Schreiben. Er hatte eine lange Unterredung mit dem älteren Geschäftstheilhaber, Jakob, in dessen Privatzimmer. Was darin zwischen Beiden verhandelt wurde, ist nie bekannt geworden; allein die Folge war, daß Michael Arm von jener Stunde an seinen Sitz als jüngerer Commis in unserem Contor nahm.

Ich hatte vielfache Gelegenheit, ihn zu beobachten, und machte jeden möglichen Gebrauch davon. Seine äußere Erscheinung war ihm sehr günstig, und überdies besaß er die Fähigkeit, sich, sobald er es für angemessen hielt, sehr angenehm zu machen. Ueber sein Alter ließ sich nicht urtheilen; er konnte zwanzig und eben so wohl dreißig Jahre alt sein. Zuweilen sah er alt und abgelebt, und zu andern Zeiten wieder jung und blühend aus; immer aber lag in seinem Auge etwas Kaltes, Berechnendes und Verstecktes, was mich abstieß. Er hatte auch keinen Freund im Hause; Niemand suchte ihn, oder wurde von ihm gesucht, und selbst jene kleinen Neckereien, die zwischen jungen Geschäftsgenossen so gewöhnlich sind, unterblieben ihm gegenüber. Man sah, daß er geschickt und ehrgeizig war und begann ihn bereits zu fürchten.

Eine Zeit lang glaubte ich, daß ich deßhalb gegen ihn eingenommen sei, weil ich die zufällige Veranlassung gegeben hatte, daß er überhaupt in unser Contor gekommen war, und weil seine Gegenwart mich fortwährend an eine grobe Nachlässigkeit erinnerte, die mir den einzigen Verweis zugezogen, den ich je von meinen Prinzipalen empfangen hatte. Allein ich sah später nur zu wohl, daß meine Beurtheilung seines Charakters richtig gewesen war, — richtiger als die seiner anderen Mitarbeiter, von denen viele mir in Bezug auf Erziehung und Stellung, nicht aber an Scharfblick überlegen waren.

Meine einzige Beschäftigung, wenn ich nicht andere Pflichten zu erfüllen hatte, bestand darin, Michael Arm zu beobachten, und ich überzeugte mich sehr bald, daß Alles, was er that, das Resultat einer tiefen, selbstsüchtigen Berechnung war. Ich hegte keinen Zweifel, daß, als er den gefundenen Brief zurückbrachte, dies nicht so wohl aus einer Regung von Ehrlichkeit, sondern in der Ueberzeugung geschah, es werde ihm dadurch gelingen, noch große Vortheile zu erringen. Was ihm die Herren gaben, weiß ich nicht; allein bei ihrer bekannten Freigebigkeit läßt sich annehmen, daß es eine ziemlich bedeutende Summe war, und ich weiß gewiß, daß, als er seinen Platz in unserem Contor nahm, er das nächste Ziel erreichte, nach dem er mit seiner scheinbaren Ehrlichkeit gestrebt hatte. Zu Zeiten lag für mich ein ganz eigener, ich möchte fast sagen, schrecklicher Zauber darin,

das stille, aber sichere Arbeiten eines Willens, wie des seinigen, zu beobachten, der jede Schranke, gleichviel ob von Gott oder Menschen errichtet, in seinem Laufe durchbrach. Andere sahen und beobachteten dasselbe und wurden dadurch eben so paralisirt, wie ich.

Michael Arm gab sich den Schein, als könne er nicht gut hören, — jedenfalls nur, um mit Hilfe dieser scheinbaren Gebrechlichkeit seine Pläne besser verfolgen zu können. Den größeren Theil des Tages über fungirte er als Privatsekretär der beiden Brüder, und saß mit in ihrem großen Zimmer.

Ich habe schon erwähnt, daß unsere Prinzipale häufig Nachrichten empfingen, welche für Papierspekulanten sehr werthvoll gewesen wären; aber daß sie von ihnen nie zu diesem Zwecke, sondern nur zur besseren Betreibung ihres Handels benutzt wurden. Ein Hauptartikel unseres Geschäftes war damals Kaffee und Zucker, und jene Nachrichten dienten den Brüdern dazu, bedeutende Ein- und Verkäufe mit größerem Nutzen zu machen. Zuweilen kamen besonders abgeschickte Boten mit Schreiben ihrer Korrespondenten, oder auch Brieftauben, wie es in jener Zeit üblich war. Jedes Wort nun, das am Tische der beiden Brüder den Lippen derselben entfloß, — und sie legten sich um so weniger Zwang an, als außer ihnen im Zimmer nur ein, ihrer Meinung nach, halbtauber Sekretär anwesend war, — wurde vom Ohre jenes ruhigen, lächelnden, und falschen Gesichtes am Fenster begierig eingesogen. Das Meiste und Wichtigste erfuhr er aber, wenn des Morgens die mit der Post eingegangenen Briefe geöffnet wurden. Michael Arm hatte nämlich die Pflicht, jeden Morgen, wenn die Brüder in das Geschäft kamen, den Schlüssel zum Kassenzimmer von ihnen in Empfang zu nehmen, und in demselben die Bücher für die in anderen Räumen arbeitenden Kommis vorzubereiten. Der Eingang zu diesem Kassenzimmer lag gerade hinter dem Stuhle des Hrn. Jakob Fortner, und es mußte also ein scharfes Ohr sein, welches durch die mit Eisen beschlagene Thür Das hören konnte, was Letzterer seinem Bruder aus den eröffneten Briefen vorlas. Arm's nächste Pflicht, nach dem die Briefe gelesen und sortirt worden, bestand darin, die eingegangenen Wechsel zu dem Bankier zu tragen, und die Geldkassa zurückzubringen, welche über Nacht immer, der Sicherheit halber, im Kassenzimmer aufbewahrt wurde. Diese Gänge gaben ihm Gelegenheit, von den gesammelten Nachrichten Gebrauch zu machen, und er nahm keinen Anstand es zu thun. Natürlich erfuhren wir nie, was er that oder wie er es ausführte, allein bei keinem von uns herrschten Zweifel darüber, daß er mit Hilfe des von Hrn. Fortner für die Rückgabe jenes Briefes empfangenen Geldes, durch irgend einen Agenten in Staatspapieren handelte. Mit welchem Erfolge Dies betrieben wurde, wußten wir eben so wenig, denn nie verrieth eine Miene von ihm seinen Gewinn oder Verlust, und niemals vernachlässigte er in irgend einer Weise die täglichen Pflichten seiner Stellung, obgleich er häufig durch diese geheime Operationen heftige innere Unruhe empfunden haben muß.

Obgleich er jedoch kein Liebling seiner Mitarbeiter wurde, stieg er täglich mehr in der Gunst seiner Prinzipale. Nicht, daß sie eine unverdiente Parteilichkeit für ihn an den Tag legten, — dazu waren sie zu gewissenhaft und gerecht, sondern es war seine in der That merkwürdige Geschicklichkeit im Geschäfte, sein Fleiß, seine Sorgfalt und vielleicht auch sein angebliches Gebrechen, die Gehörschwäche, was ihnen eine besondere Berücksichtigung abgewann.

So verflossen fünf Jahre dem äußerem Anscheine nach ganz ruhig; allein Michael Arm arbeitete im Stillen unermüdet fort, und wartete seine Zeit ab.

In den Zimmern des oberen Stockes, geradeüber von unseren Contoren, wohnte ein alter Diener, Namens Bernhard, mit seiner einzigen Tochter, Esther. Er hatte dem Hause lange und treu gedient, und empfing deßhalb freie Wohnung, und seinen früheren Gehalt als Pension, wogegen seine Tochter das Hauswesen der beiden Prinzipale besorgte.

Esther Bernhard war damals kaum 20 Jahre alt, nicht groß, aber hübsch und interessant, mit dunkelen, gefühlvollen Augen. Sie war sehr still und blöde, eine natürliche Folge davon, daß sie ihr ganzes Leben innerhalb jener Mauern verbracht hatte, als Pflegerin eines greisen, gebrechlichen Vaters, und als Haushälterin zweier alten Kaufleute. Fast nie verließ sie das Haus, ausgenommen am Sonntag und Mittwoch Abend, wenn ihr Gang sie nicht weiter als bis zu der nur wenige Schritte entfernten Kirche führte. Im Sommer pflegte sie nach dem Schlusse der Contore mit ihrer Arbeit auf der Bank vor dem Hause zu sitzen, und im Winter war ihr Lieblingsplatz in der tiefen Fensterbrüstung ihres Wohnzimmers, während der Vater in seinem hohen Lehnstuhle am Ofen saß. Sie war außerordentlich sittsam und zurückgezogen, und ließ sich am Tage nie mehr sehen, als durchaus nöthig war; aber dessen ungeachtet hielt manche geschäftige Feder inne, wenn ihre leichte, kleine Gestalt über den Hof schwebte und manches alte

Herz dachte seufzend an die verflossene Jugendzeit, während manches junge, von Hoffnung und Liebe bewegt, heftiger schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eiche ihr Traum.

Die alte Deutsche Eiche,
Die ist verwittert lang,
Doch durch die Zweige tönt's
Wie leiser Schlummersang.

Es hat viel schöne Tage,
Viel Frühfrost über Nacht,
Viel wilde Winterstürme
Die Eiche durchgemacht.

Sie hat, ein Held gestanden,
Keck in die Welt geschaut,
Es hat sich mancher Vogel
Darunter angebaut.

Nun ist der Held entschlummert,
Nach so viel hartem Strauß,
Nun ziehen Träume säuselnd
Darinnen ein und aus.

Doch jüngst da hört ich's rauschen,
Gewaltig durch den Baum,
Da ging durch seine Zweige
Ein großer schöner Traum.

Da träumt er vom Erwachen,
Nach einer langen Nacht,
Die er mit kleinen Sorgen
Verdrüßlich hingebracht.

Da träumt' er von der Sonne,
Die dann am Himmel steht,
Und mit dem alten Baume
Zu neuem Lenze geht.

Hofacker.

Der Trauring.

(Nach einem wahren Vorfalle.)

Am Hochzeitstage ist's geschehen,
Daß eine Braut den Ring verlor;
Sie mag sich wenden, mag sich drehen,
Es kommt der Ring nicht mehr hervor.

Ist der Verlust nun wohl ein Zeichen
Von Trennung und vom frühem Tod?
Mag wohl aus diesem Hause weichen
Der Friede bei dem kargen Brod?

O nein, die Frau hat ihre Tage
In Ruh' und Frieden zugebracht;
Die Ehe ward ihr nicht zur Plage,
Manch' Kindlein hat sie angelacht.

An fünfzig Jahre sind verflossen,
Die Frau hat (Niemand hat's geahnt),
Der gold'nen Hochzeit Glück genossen,
Und wurde an den Ring gemahnt.

Wie wunderbar! Er ist gefunden,
Und hat des Tages Glanz vermehrt,
Um eine Rübe fest gewunden,
Da blinkt er hell und unversehrt.

Im Feld seit neunundvierzig Lenzen,
Lag er versteckt am sichern Ort,
Im fünfzigsten seht ihr ihn glänzen
Vermählt mit jener Rübe dort.

Welch' heitre Fügung! Mochte schmerzen
Einst der Verlust, jetzt lacht das Glück,
Und taut aufjauchzen alle Herzen,
Als der Verlor'ne kam zurück!

Auflösung der Charade in Nr. 31.

Schweinauerkirchweih.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die ersten Beiden können fliegen,
Doch nennen keinen Vogel sie;
Zuweilen sieht man sie auch kriegen,
Doch sieht man's ohne Waffe nie.

Die Dritt', als Hausgeräth bekannt,
Hängt leer oft an der Küchenwand.
Die schönen Mädchen geben's gern
Aus Uebermuth so manchem Herrn;
Ob's gleich der Herr nicht sehen kann,
So nimmt er's doch nicht gerne an.

Das Ganze — ist der Ersten Haus,
Da geht es immer ein und aus;
Von außen zwar, sieht's wenig gleich,
Doch drinnen — ist ein Königreich.
Zwar klein ist dieses Völkchen nur,
Doch Ordnung, Fleiß zeigt jede Spur.

Redigirt von Fr. Schultheiß. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 36. Erscheint jeden Sonntag. 11. September 1859

Der letzte Liebesdienst.

(Schluß.)

Die Schlüssel waren immer im Besitz des jeweiligen Hauptes der Familie.

„Habe davon gehört," sagte ich, „aber wer wird an solche Absurditäten glauben?"

„Es ist wahr, entsetzlich wahr," rief der Kranke grimmig gereizt und gequält; „als ich meinen Bruder begraben half, hab' ich mit eigener Hand den Sarg meines Vaters, der umgestürzt stand, aufgerichtet. Ein alter Mann, der damals noch lebte, hatte dasselbe mit dem Sarge seines Vorfahren gethan. Nun merken Sie, ich habe nicht Lust zu kratzen und zu rumoren in der Nacht des Sarges, bis ich ersticke. Wollen Sie deßhalb dafür sorgen, daß man mich im Sarge, ehe er geschlossen wird, gehörig mit ungelöschtem Kalk bedecke?"

„Gewöhnt an sonderbare Einfälle Sterbender fühlte ich mich nicht überrascht und versprach, natürlich seine Bitte zu erfüllen. Einige Tage nach diesem Gespräch starb Sir Reginald. Ich sprach sofort mit dem Todtengräber und gab ihm eine Fünfpfundnote, mit der Bitte, der Instruktion des Verstorbenen hinsichtlich der Einkalkung Folge zu leisten. Mit ihm war die besitzende Familie ausgestorben, aber eine lange Reihe mir gänzlich unbekannter „Seitenlinien" folgte seinem Sarg. Ich selbst ward am Begräbnißtage zu einem entfernten, gefährlichen Kranken abgeholt, so daß ich dem Leichenbegängnisse nicht beiwohnen konnte, aber schon am Nachmittag kam ich zurück, um mit den Gerichten und Raben, die sich in jedem reichen Todtenhause einfinden, verschiedene Geschäfte zu schlichten und mich dann übermüdet in meinem Zimmer, das dicht neben der Kapelle und Familiengruft war, schlafen zu legen. Ich schlief rasch und fest ein. Was konnte mich daher mitten in der Nacht aus meinem tiefen Schlafe geweckt haben? Warum saß ich vor Angstschweiß triefend in meinem Bett? Warum horchte ich grausend mit brausenden Ohren auf ein leises, dumpfes, unterirdisches Geräusch? Eine Ratte in der Holzwand? Es gab keine Ratten in den Hallen der Cureton's. Und doch hörte ich deutlich Etwas kratzen und rumoren im Finstern, tappen und pochen im Dunkeln, rauschen, poltern unten in der Nacht dumpf, aber entschieden und in furchtbarer Qual. Die Worte des Verstorbenen durchzuckten mich, sobald ich das Geräusch vernahm. Höchstens nach 5 Minuten stürzte ich halb angekleidet zu dem Todtengräber, immer von dem entsetzlichen Gedanken gequält, was jetzt unten in der Gruft geschehen möge. Der Todtengräber, sonst ein derber Mann, erschrack zur Todtenblässe über mein Aussehen.

„Auf, auf! Lügner, Betrüger!" schrie ich ihm zu. „Den Augenblick zu dem Sarge des gestern Begrabenen, oder ich schlage Ihnen mit diesen Schlüsseln das Hirn entzwei. Sie haben ihn lebendig begraben."

„Ich packte ihn beim Hemdkragen und hatte ihn im Augenblick auf den Beinen. Er fuhr links in den Schlafrock und folgte mir mit klappernden Zähnen und Brecheisen, während ich ihn zog und zerrte. Der Mond schien hell auf das Thor des Grabgewölbes, aber ich brauchte in meiner zitternden Aufregung lange Zeit, den rechten Schlüssel zu finden. Endlich knarrten die schweren, eisernen Flügelthüren in den Angeln und das blasse, bläuliche Mondlicht brach in leichenfarbigem Glanze auf den silbernen Platten und Nägeln der Särge. Das kratzende und polternde Geräusch, das mich geweckt, hatte jetzt aufgehört, Alles war todtenstill; aber hinter der Eingangsthür stand ein dunkles Etwas, bei dessen Anblick der Todtengräber einen so entsetzlichen Schrei ausstieß, daß sich sofort viele Fenster des Reginald'schen Palastes mit Licht füllten und wir schnell Leute um uns bekamen. Der Sarg Sir Reginald's stand vor uns ganz aufrecht. Als wir ihn öffneten, fanden wir die Leiche zerkratzt und verrenkt, im Gesichte dunkelblau und erhitzt, keine Spur von dem ungelöschtem Kalke, um welchen es ihm im Sterben so ängstlich zu thun war. Ich weiß, was gesunder Menschenverstand und physiologische Kenntniß hier Alles vorbringen mögen. Reden wir nicht weiter von der entsetzlichen Thatsache, die mir seitdem meinen Schlaf, meine Gesundheit, vielleicht den größten Theil meines Lebens gekostet. Ich leide seitdem an Anfällen

der Angst und einer Art Wahnsinn, während dessen ich selbst im Dunkeln zu kratzen und zu rascheln scheine, bis ich ersticke. Ich bin ruinirt durch diese häufigen Anfälle, die sich durch die steigende Furcht, nicht vor dem Tode, aber wohl vor lebendiger Einsargung und Beerdigung, oft bis zum Entsetzlichsten steigern. Bis jetzt hat mir noch Niemand diese letztere Qual abnehmen wollen. Jetzt aber wend' ich mich an Deine Freundschaft. Willst Du mir, dem Gestorbenen, einen letzten Liebesdienst erweisen?"

„Ich verspreche es Dir, liebster Freund, wenn ich irgend Etwas zur Erleichterung Deiner Leiden beitragen kann."

„Nun denn, versprich mir, mir den Kopf abzuhauen, ehe ich beerdigt werde."

So wie er das Versprechen für diese sonderbare That erhalten hatte, fing er an sich zu bessern. Aufenthalt am Meeresufer, das ihm manche lebendige Bereicherung seiner Aquarien lieferte, und einige Reisen stellten ihn so weit wieder her, daß die wahnsinnigen Erstickungsanfälle hypochondrischer Einbildung verschwanden und er wieder menschlich aussehen lernte. Einige Male hat er schon daran gedacht, ob nicht Alles, was er hier erzählt und was ihn so furchtbar quälte, nur ein Schreckbild seiner Phantasie sei, aber er suchte diesen Gedanken selbst niederzudrücken und glaubte dann um so fester an jene furchtbare Nacht. Georg fürchtet aber doch, daß er vor ihm hinübergeht und ihm die letzte Liebe, die er ihm zu thun versprochen, nicht ersparen wird.

Buntes.

(Hier ist gegypst.) Benjamin Franklin nützte seinen Landsleuten, den Nordamerikanern, nicht nur als großer Staatsmann, auch als Landmann bestrebte er sich durch sein Beispiel zu nützen. Er benutzte unter anderm den Gyps und erhielt dadurch (was jetzt jeder Landmann weiß, aber damals noch nicht so bekannt war) viel schönern Klee als seine Nachbarn. Diese aber wollten nicht glauben, daß das Gypsen die Ursache des schönen Klees sei. Dies ärgerte Franklin und er dachte anfangs: nun wenn ihr's nicht besser haben wollt, so laßt euren Klee ungegypst; doch über Winter besann er sich anders und im Frühjahre wählte er einen Kleeacker an der Straße aus und streute in aller Stille die Worte: „Hier ist gegypst" in mannsgroßen Buchstaben mit Gyps über den Klee, außerdem ließ er dieses Kleestück ungegypst. Als nun später die Leute vorbei kamen, sahen sie die dunkeln fetten Streifen im Klee, fingen an zu buchstabiren und brachten bald drei Worte heraus: „Hier ist gegypst". Nun wanderte alles zu dem Acker hin, sah und las — und daß von jetzt an die Belehrung wirkte, braucht nicht weiter hinzu gefügt zu werden.

---

* Ein Wirth in Köln hatte eine Lustreise nach Paris gemacht, um den Einzug der französischen Truppen mitanzusehen. Gute Freunde machten sich über ihn während seiner Abwesenheit lustig und verbreiteten erst das Gerücht, er sei in Paris verhaftet worden, weil er in einem Kaffeehaus über die kaiserliche Regierung arg raisonnirt habe. Dann machte man den Witz, er habe den Kaiser Napoleon in seiner Bewillkommungsrede unterbrochen, sei deshalb wegen Majestätsbeleidigung zum Tode verurtheilt, aber wieder begnadigt worden, als er drohte, die preußische Armee sei noch nicht vollständig demobilisirt; sein Tod für die Freiheit könne schwere Folgen nach sich ziehen. Sodann gab man diese Begnadigung als Motiv zu einer allgemeinen Amnestie an.

In mehreren Zeitungen finden wir eine Mittheilung aus Köln, die abermals beweist, wie gut das Volk ist und sein würde, wenn man dasselbe nur sich selbst überlassen und es eben gut sein lassen wollte. Die Mittheilung lautet: „Der Cardinal-Erzbischof hat sich am 27. Aug nach Frechem, einem nahen Dorfe, begeben, um die daselbst vollendete neue Kirche einzuweihen. An der Grenze der Gemeinde wurde der Kardinal durch die Schuljugend, viele Glieder der Gemeinde und durch eine Ehrengarde zu Pferde begrüßt und feierlich abgeholt, einem Feste, dem auch der Landrath beiwohnte. Am Abend brachte man dem Erzbischof einen solennen Fackelzug. Doch dieses Fest würde, da dergleichen oft vorkommen, wenig von sich reden machen, wenn die Israeliten des Dorfes sich nicht hervorgethan hätten. Dieselben hatten nämlich ihre Häuser nicht weniger geschmückt wie die Katholiken. Jedoch erkannte man deren Wohnungen an den hebräischen Inschriften, welche dem Alten Testament entnommen waren. Eine deutsche, welche in der That aus deutschem Herzen geschrieben schien, lautete also: „Wenn wir gleich Israel's Kinder, so lieben wir dich doch nicht minder." Der Cardinal war von dieser Erscheinung einheitlichen Zusammenlebens so ergriffen, daß

ce sich die Inschriften, die an den Häusern der Israeliten prangten, erbat. Namentlich hatte sich einer besonders hervorgethan. Wenn man übrigens annehmen wollte, eine solche Haltung sei aus Klugheitsrücksichten entstanden, so würde man sich irren; denn gerade derjenige, welcher sich ganz besonders auszeichnete, hatte das am wenigsten nöthig, weil man ihn den frechemer Rothschild nennt und verhältnißmäßig nennen darf."

Die Abwickelung einer Mumie.

Vor einigen Tagen fand im Sophienbadsaal zu Wien die Enthüllung der dem Kunstkabinet des Herrn Stieglitz angehörigen ägyptischen Mumie vor einem gewählten Publikum, welches auch viele Notabilitäten der Wissenschaft in sich schloß, statt.

Der Sarg der Mumie stand auf einem grünüberdeckten Tische und zeigte von außen, wie dies immer der Fall ist, die Gestalt der darin verschlossenen Leiche in noch lebhaft erhaltenen Farben. Insbesondere erschien das Gesicht, welches nur an der Nasenspitze verletzt war, in seltener Frische. Den übrigen Theil des Sarges bedeckten Hieroglyphen und Schriftzeichen. Bei der Eröffnung des Sarges zeigte sich, daß derselbe auch in seinen inneren Theilen bemalt war. Der obere Theil des Sargdeckels zeigte in seinem Innern die Gestalt der Isis mit erhobenen Händen und Lotosblumen in derselben, die übrigen Partien waren ebenfalls mit Hieroglyphen bedeckt. Nach Abhebung beider Sargdeckel und der Beseitigung eines rothbraunen nur lose umgewickelten Tuches, erschien die Mumie in einer weiteren gelblichen Hülle.

Es begann nun die Abwicklung derselben; zuerst zeigten sich eine große Zahl breiter Bänder, welche theilweise durch Nähte, theilweise durch Harzaufstrich befestigt, in kreisförmiger Richtung um die Mumie gelegt waren. Hie und da erschienen unter den Zirkelbinden auch breitere Stücke dieses Stoffes lose aufgeschichtet, sowie auch zwei Male die Lage der Bänder an den Füßen zum Kopfe der Mumie derart gerichtet war, daß der Kopf dadurch in einer gegen die Brust geneigten Stellung erhalten wird, indem die handbreiten Streifen über den Nacken längs des Rumpfes über den Fußsohlen und wieder zu dem Nacken zurück verliefen. Nachdem eine bedeutendere Anzahl dieser Bänder beseitigt war, zeigte sich eine vom Hinterhaupte der Mumie längs des Rückgraths hinab aufgetragene Harzschichte, welche das Geschäft des Abwickelns in dem Maße erschwerte, als man sich dem Mumienkörper selbst näherte.

Aeußerst interessant war es zu beobachten, wie allmälich die Gestalt der letzteren immer deutlicher hervortrat.

Zur Beseitigung des Harzes wurde theils Terpentinspiritus, theils mechanische Gewalt angewendet und so gelang es, bis zu den letzten Umhüllungen der Mumie vorzudringen, welche in fünf oder sechs großen, den ganzen Leib umschlingenden Leichentüchern aus dem gleichen Stoffe gefertigt bestanden. Die letzten Reste, welche wie eine Haut am Körper selbst anklebten, zu entfernen, war unmöglich. Man mußte sich begnügen, einen Theil des Hinterhauptes und der seitlichen Partien des Schädels enthüllen, an welchem kurz geschnittene rothe Haare bemerkt wurden. Auch das eine, feingebildete und kleine Ohr wurde sichtbar, welches mit einem Schwammpfropf geschlossen erschien.

Eine vollständige Enthüllung konnte bei dem Mangel an auflösenden Stoffen nicht vorgenommen werden, ohne eine Verletzung der Mumie selbst zu veranlassen. Ein anwesender Gelehrter entzifferte einige der auf dem Sargdeckel angebrachten Hieroglyphen.

Nach seiner Auslegung besagten sie: „Die von Gott geschenkte Tochter des Priesters Mentho."

Die in der angegebenen Weise enthüllte Mumie ist für Alterthumsforscher vielleicht jetzt noch interessanter als früher anzusehen; ohne Zweifel wird sie Herr Stieglitz noch von dem letzten Reste der anklebenden Umhüllung befreit seinem Cabinetze einverleiben und so die zahlreichen sehr anziehenden Sehenswürdigkeiten desselben mit einer höchst bemerkenswerthen Antike bereichern.

In Paris geht eine Caricatur herum, welche den Kaiser Napoleon darstellt, wie er eine Katze, einen Hund einen Affen, einen Papagei, ein Weib und eine Schlange zusammen in einen Korb steckt. Der Kaiser Franz Joseph steht ihm mit Verwunderung zu und fragt: „Was machen Sie da?" — „Eine italienische Conföderation," antwortete Napoleon, „und Sie werden so gut sein, einen Ihrer Arme auch in sie zu stecken." — „Sehr gern", erwiederte Oesterreich, „gewaffnet, wie er ist, mit 800,000 Klauen."

Der Landmann Wein Musa aus Toteşd im Hatzeger Bezirke hat beim Aufackern seines Kukuruzfeldes einen

seltenen Fund gemacht, nämlich eine goldene Kette im Gewichte von über zwei Münzpfunden, welche aus den Römerzeiten herrührt und wahrscheinlich ein Pferdeschmuck war. Das kais. Antikenkabinet in Wien hat diese Kette als Kuriosum erworben und deren Werth nach Abzug der Probegebühren nach dem Tageskourse mit 1700 fl. ersetzt. Rechnen wir dazu noch das von dem Cabinet bei dem geringen Grade der Ausarbeitung mit 100 fl. sehr reichlich bemessene pretium affectionis, so hat der glückliche Fund dem genannten Landmanne baare 1800 fl. österr. Währ. eingebracht.

Es ginge wohl, aber es geht nicht.

Als der bekannte Neujahrsgruß
Und in die Rippen rannte
Und auf den deutschen Friedensfuß
Als Hühnerauge brannte,
Da füllten alle Seidel sich,
Doch ließ das „Schwert" den „Schild" im Stich,
Der Schild verdarb's dem Schwerte.

Nun schreit man nach Centralgewalt
Mit obligater Kammer;
Süddeutscher Most und thunlichst bald
Norddeutscher Katzenjammer . . . .

Die Einheit läßt sich ganz charmant
Vom Sopha aus besorgen;
Man reicht sich brüderlich die Hand
Und wünscht sich guten Morgen,
Schimpft auf den alten Bundestag,
Spricht ziemlich stark und handelt schwach,
Und träumt von Reichsverfassung.

Centralgewalt und Parlament,
Die Basis etwas breiter,
Soldaten anderthalb Prozent,
Je nun, was will man weiter?
Wenn Oesterreich sich opponirt,
Wird Lippe-Detmold kommandirt,
Es zur Raison zu bringen.

Und so sich Preußen mausig macht,
Wird es von Bundeswegen
Centralgewaltig überwacht,
Dann wird sein Trotz sich legen.
Man läßt die Kindlein in Berlin
Von Frankfurt aus auf Erbsen knien,
Damit sie artig werden . . . .

So weit ist Alles schön und gut
Bis auf die Sechsunddreißig.
Wer bringt sie unter einen Hut?
Sie sind verteufelt beißig.
Der Kleinste sagt euch ins Gesicht:
Es ginge wohl, doch geht es nicht,
Und — Alles bleibt beim Alten.

Auflösung der Charade in Nr. 35:

Thauperlen.

Charade.

Minerva ging, vom Weibe nicht geboren
Aus Jovis Haupt, des Donn'rers, einst hervor,
Wie ein Gedanke, den der Gott verloren,
Und der zur Sprache ward, die Zeus erkor
Der Welt die Wissenschaft zu offenbaren,
Zu künden, seine Liebe, seinen Zorn,
Die Menschheit um des Wissens Quell zu schaaren,
Auch sie zu stacheln wohl mit scharfem Dorn!
Wer nennt mir Etwas, das zu allen Zeiten,
Dieß Mythensinnbild uns verwirklicht hat?
Das uns Athene's Wirken mag bedeuten,
Wenn, geistentsprossen, es in's Leben trat?

Als trotz'ger Sinn sich der Gewalt vermählte,
Ward die Zerstörung dieser Ehe Pfand,
Die wieder sich den Zorn zum Gatten wählte,
Woraus manch häßliches Geschöpf entstand;
Ich nenne Euch den ersten dieser Sprossen,
Ein widerlich gehässiger Gesell,
Der Freundschaft Band, nie hat es ihn umschlossen,
Und jede Einheit, er zerstört sie schnell;
Er ist der Vater aller Communisten,
Und liebt es, stets zerfetzt einher zu geh'n,
Doch will er immer in Gesellschaft nisten,
Und niemals hat man ihn allein geseh'n.

Naht sich der ersten meine zweite,
So wird ein Handgemenge erst entsteh'n.
O! Stehe fest mein Erstes und bereite
Zum Kampfe dich! Laß deine Stärke seh'n;
Wenn einmal nur die Willenskraft dir schwindet,
Nur einmal du dich neigest zum Vergleich —
Um dich gescheh'n ist's! — Wenn ihr euch verbindet,
Schleppt er dich in der Lüge schnödes Reich!
War Segen dein Beruf, er wird zum Fluche,
War's Hoffnung einst, sie wird zum bittern Hohn!
Du stehst als Ganzes nun im Schicksalsbuche;
Abscheu und Schmach ist deiner Schwäche Lohn!

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 37. Erscheint jeden Sonntag. 25. September 1859.

Ein Frauenduell auf Tod und Leben.

1.

Die Viper der Salons.

Baronin d'Hersin ließ in ihrem Salon die Kronleuchter anzünden und ertheilte dabei ihrem Kammerdiener Lorenz allerlei Befehle in übler Laune.

„Höre, Lorenz,“ sagte sie, „ich mache dir Vorwürfe über die Manier, wie du meine Gäste anzumelden pflegst, und dennoch ist dieses Geschäft sehr wichtig im Gebiet der nothwendigen Etikette. Ich erwarte, daß du nicht wieder so ungeschickt verfährst, wie vorigen Dienstag, wo du zum Beispiel bei der Anmeldung einer gemeinen bürgerlichen Frau, deren Name der schlechteste von der Welt ist, die Thüre mit großem Geräusch öffnetest und mit Donnerstimme riefst: „Madame Poiret!“ so daß ihre schlappige Robe erst recht auffallen mußte. Gleich darauf kam der Herr Graf d'Esteve, Bruder eines Ministers, und du hieltest es für gut, seinen Namen mit verlöschender Stimme zu rufen, als wenn er ein ordinärer Mann wäre. Daß du doch niemals die Gebote der Etikette beachten lernst, und wirst doch so oft instruirt! Merke dir's, du mußt besser unterscheiden: im Tone, im Oeffnen der Salonthüren, in der Manier, dein Kompliment zu machen, muß die Graduirung der Gesellschaft liegen, und wenn vornehme Leute erscheinen, mußt du ihre Namen und Titel mit gehörigem Ausdruck nennen.“

„Warum lachen Sie?“ sagte sie dann beißend zu ihrem Gemahl, als der Diener sich entfernt hatte; „es scheint, Sie wollen sich über mich moquiren!“

„Ei, ich werde mich hüten!“ entgegnete Baron d'Hersin lächelnd, fast spöttisch; „die Verhaftungsbefehle, welche Sie dem Diener gaben, sind sehr gerechtfertigt. Ein guter Kammerdiener muß wie die vierte Seite unserer Journale sein, wo man die Anzeigen der Löwenpomade und der Werke Lamartine's oder Musset's unter einander wirft.“

Diese Erklärung befriedigte die Baronin; sie erwartete mit Spannung den ersten Ton der Hausglocke, um jenes reizende Lächeln anzunehmen, welches sie bei allen ihren Empfangtagen Dienstags Abends in ihr Antlitz zu locken wußte.

Der Salon füllte sich allgemach; Lorenz vollzog seine Verhaltungsbefehle mit Delikatesse. Er nannte mit starker Stimme die Namen von drei oder vier Grafen und Baronen, und erntete den sichtlichen Beifall seiner Gebieterin, was ihn zu Mehrerem anspornte. Aber wie es der den Franzosen angestammte Witz oder wirkliche Kammerdienerpraktik: er that zu viel. Ein kleiner Herr, dick und rund, lächerlich modernisirt, präsentirte sich.

„Ihr Name?“ fragte Lorenz.

„Herr Juguinet“, erwiederte der kleine Dicke, und Lorenz annoncirte mit großer Emphase: „Herr Baron von Juguinet!“

Der kleine Herr war ganz verdutzt und stieß beim Eintritt gegen ein Fauteuil. Der bürgerliche Zierasse verliert leicht die Contenance, wenn er unter die Aristokraten geräth.

Einige Augenblicke später erschien Madame Poiret; ihre respektable Robe war schon drei oder vier Winter im Feuer gewesen, und die Krinoline vermochte ihre Invalidität nur schwer zu verbergen.

Lorenz riß beide Flügelthüren mit großem Geräusch auf, und meldete mit sonorer Stimme: „Madame de Poiret!“ gerade als wenn er eine Herzogin zu annonciren hätte.

Jetzt aber sammelte er seine ganze Kammerdienerkunst und die ganze Kraft seiner Stimme. Er introduzirte eine kleine Frau von etwa siebenundzwanzig Jahren, blendend durch Diamantschmuck und durch Schönheit, eine Perle der Salons und der Mode: Madame Desparville. Sie erschien in Begleitung ihres Mannes, der, während seine Herrscherin mit großer Prätension ihre Spitzen ordnet, das entsetzlichste Niesen bekommt, das den ganzen Salon durchschallt und den Baron d'Hersin zu einigen witzigen Bemerkungen veranlaßt.

„Sie würden weniger spotten, lieber Baron,“ sagte

Desparville gutmüthig, „wenn Sie das Motiv dieses entsetzlichen Schnupfens wüßten. Ich will es Ihnen sagen: Meine Frau hat, wie Sie sehen, gering geschätzt fünfundzwanzig Meter Stoffe an sich, und einen Umfang wie der Genfer See. Heutzutage geht ein geplagter Mann mit seine Frau zur Soirée, wie Poitevin oder Godard mit einem Ballon in die Luft. Meine Frau zum Beispiel nimmt gewöhnlich mit ihrer schauderhaften Krinoline den ganzen Raum des Wagens ein, und ich Aermster bin gezwungen, mich neben den Kutscher zu setzen und alle Schrecknisse der Zugluft über mich ergehen zu lassen. So bildet mein Schnupfen die Ouvertüre der Bälle und Soiréen, und endet erst, wenn die Saison vorüber ist."

Madame Desparville lacht mitleidlos über die Klagen ihres Mannes und nimmt Platz in einem Armsessel, indem sie um sich einen wahren Hof von Gewändern bildet. Emmeline (so ist der Name der Holden) ist eine niedliche, geistreiche und verführerische Kreatur, blond wie ein Erzengel und schlecht wie ein Teufel. Ihre Unterhaltung gleicht einem feingewebten Netze, worin sie alle Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten ihrer guten Freunde fängt, wie man Mücken in einem Spinngewebe fängt. Ihr Herz ist eine Luftpumpe, ihre Empfindungen sind alle affektirt und ihre Tugend ist längst erstickt, wie die kleinen Vögel, welche unter die Luftpumpe gebracht werden, weil diese Tugend verdammt war, in ihrem leeren Herzen zu wohnen. Emmeline gehört zu der Gattung der Brillenschlangen, welche unsere Naturforscher mit Stillschweigen übergehen, während sie Rudolph Gottschall in seiner „Naturgeschichte der Frauen" erwähnt. Der Franzose Lacepede theilt die Schlangen in acht Familien, worunter die gemeine Viper und die Klapperschlange wohl erwähnt ist, aber er hat eine neunte, in Paris sehr häufig vorkommende Klasse vergessen: die Viper des Salons.

Emmeline, eine von diesen Vipern, eine der vornehmsten sogar, kümmert sich nur dann um ihren Mann, wenn er der Arm ist, der sie zur feinen Gesellschaft führt, oder ihre Luxusrechnungen bezahlen soll. Dennoch ist dieser arme Mann ihr äußerst ergeben. Seine Liebe, ihr ganz geweiht, ist uneigennützig und arglos. Er hält die Ehe für den Bund zweier Herzen vor Gott, nicht für die Vereinigung zweier Geldsäcke vor der Mairie. Er betrachtet speziell seine Ehe als einen Roman der Liebe, dessen Blätter nicht aus Bankbillets bestehen, obschon es ihm an letzteren nicht fehlt, denn er ist reich. Desparville ist kein stürmischer Liebhaber mit großen Leidenschaften, wie sie die Romanciers schildern, er ist einfaches Familienhaupt und gemüthvoller Gatte, schuldlos frommen Sinnes, und sucht seine Ehre in pünktlicher Erfüllung seiner Pflichten. So gern er auch sähe, daß seine Emmeline, anstatt in den Salons die erste Dame zu spielen, lieber im einfachen Hauskleide in seiner Gesellschaft bliebe, so hat er sie doch deshalb nicht weniger lieb und nimmt ohne Murren seinen Platz neben dem Kutscher, wenn sie zur Gesellschaft fährt, oder hält Nächte lang auf den Bällen aus, weil seine eitle Frau es liebt, hier unter den vornehmsten Sternen zu glänzen. Er verliert kein tadelndes Wort, wenn Emmeline in unersättlicher Putzsucht immer neue und kostbare Roben verlangt. So musterhaft Desparville als Gatte, so angenehm ist er in jeder andern Lebensbeziehung, und seine Anschauungen widersprechen vielfach der Pariser Korruption. Das Duell z. B., das in Paris so sehr an der Tagesordnung ist, hält er für eine blutige Absurdität, obschon gerade er alle Ursache hat, die Fechtkunst unter seine Geschäfte aufzunehmen, denn der Arm des Mannes ist oft nur der Bürge, der Zeuge einer schmähsüchtigen Frau, und Desparville's Frau, diese Rose der Salons, verwundet Andere so oft mit ihren Dornen, daß Desparville Mühe hat, alle ihm angebotenen Duelle abzuweisen. Er gilt deshalb für einen feigen Mann, weil man in der überzivilisirten, feinen Pariser Gesellschaft seinen Ruhm in das Duell setzt, und den Muth, sein Leben an den ersten besten Raufbold zu liefern, oder eine Kugel ins Herz des Freundes zu jagen, für eine große christliche Tugend hält. Desparville ist, wie gesagt, kein Freund des Duells, dagegen versteht er Griechisch und Latein, ist bewandert in der Literatur der großen Poeten und Philosophen, und kümmert sich mit Vorliebe um die neuesten Erscheinungen auf den Wissensgebieten. Dennoch war er eines Tages genöthigt, sich um seiner Frau willen zu schlagen. Er wurde verwundet und kehrte zurück, den Arm in der Schärpe.

„Madame", sagte er diesmal verdrießlich zu seiner Frau, „ich muß Sie bitten, mich künftig mit derlei blutigen Spielereien zu verschonen. Ihre Medisance ist immer zu Angriffen bereit und das Jahr hat dreihundert fünfundsechzig Tage, ich aber habe nur zwei Arme." Aber es ist nicht leicht, Emmelinen Schweigen aufzulegen. Auch die Levers der Baronin d'Hersin bieten Gelegenheit zu scharfen Witzeleien und Verleumdungen, deren sich Emmeline nur zu gern und zu oft bedient.

Desparville war eben im Begriff, sich an den Whisttisch zu begeben, als ein hochgewachsener Athlet, mit Orden geschmückt, auf ihn zutrat und seine Hand schwer auf seine Schulter legte.

„Sind Sie der Gemahl jener Dame im blauen Kleide?"

„Ja, mein Herr."

„Ich bin Offizier", fuhr Jener fort; „Ihre Frau, die eine sehr medisante Zunge besitzt, und die ich gar nicht kenne, hat meine Tugend angegriffen und meine Dekorationen beschimpft. Ich komme daher zu Ihnen, um . . ."

„Mir ein Duell anzubieten?" fragte Desparville entsetzt.

„Nein, mein Herr! man sagt, sie seien ein galanter Mann und zu gut, um das Opfer einer solchen Frau zu werden. Sie sind nur zu beklagen, und ich wollte Ihnen einen guten Rath geben. Wenn ich eine Frau hätte, wie die Ihrige, ich wüßte ein Mittel, mir auf immer Ruhe zu verschaffen."

„Und dieses Mittel?"

„Ich ließe mich von ihr scheiden. Empfehle mich Ihnen."

„Ohne Lust zu haben, sich dieses Mittels zu bedienen, nahm Desparville sich vor, Emmelinen bei ehester Gelegenheit zu warnen.

Emmeline ward, je mehr die Zeit vorrückte, seltsamer Weise immer einsylbiger; sie setzte oft ihr Lorgnon ans Auge und blickte unruhig nach der Thüre. Endlich verkündigte der Kammerdiener mit sonorer Stimme den Grafen d'Esteve. Emmeline durchzuckte eine freudige Bewegung.

Graf d'Esteve ist etwa dreißig Jahre alt, hoch und schlank gewachsen, mit einem sehr markirten Gesicht, starken Knebelbart und ebenholzschwarzem Haar. Er gehört zu den Eroberern der Salons und fesselt die geistreichen Frauen, abgesehen von seiner imponirenden Erscheinung, durch die Grazie und das Glänzende seiner Konversation, die frivolen Frauen durch den Knoten seiner Kravatte. Er kleidet sich wie die schönsten Lions der Pariser Menagerie, ist galant und bestimmt wie ein Marquis der altfranzösischen Zeit, und spricht wie ein Buch von Alfred de Musset. Aber er hat wenig Herz und läßt sich mit einer glänzenden Medaille vergleichen, hinter deren Vergoldung das Kupfer hervorschimmert. Daher kümmert er sich auch als ächter „Weltmann" wenig um den innern Werth der Frauen, denen er Weihrauch streut, und die äußere Schönheit, die Distinktion, die Eleganz haben in seinen Augen allein das Privilegium der Anziehungskraft. Emmeline nimmt augenscheinlich ein hervorragendes Interesse an diesem Manne und entfaltet nach seinem Eintreten wieder ihre ganze Lebhaftigkeit und sprudelnde Medisance. Es ist ihr eine Bagatelle, im Umdrehen den guten Ruf von drei oder vier Frauen zwischen ihren Perlenzähnen zu vernichten.

Desparville nähert sich ihr leise und flüstert ihr in's Ohr:

„Meine Theure, man ist entrüstet über deine Spöttereien; mäßige dich doch, denn ich fürchte für meinen Arm."

„Geh' doch zu deinem Whist!" erwiederte Emmeline gereizt und kehrte ihm den Rücken.

Einer von Desparville's Freunden nimmt ihn bei Seite.

„Gebieten Sie doch Ihrer Frau Schweigen, flüsterte er ihm zu; „wenn Sie nicht morgen mehrere Herausforderungen haben wollen. Alles, was Madame Desparville spricht, ist boshaft."

„Meine Frau boshaft?" ruft Desparville, in dessen Augen das Feuer der Liebe blitzt. „Mein Herr, Sie irren. Emmeline hat ein vortreffliches Herz."

„Aber warum deckt sie schadenfroh alle Fehler und Schwächen anderer Frauen auf?"

„Ich gebe zu", antwortete Desparville, „daß meine Frau etwas medisant ist, aber nicht aus Bosheit, sondern aus Indignation. Ihre Tugend ist so rein wie Schnee, wie man sie bei andern Frauen weit weniger findet. Sie ist streng gegen Andere, weil sie selbst untadelhaft ist."

In diesem Momente nähert sich Graf d'Esteve der schönen Frau.

„Sind Sie morgen allein?" flüsterte er ihr zu.

„Nein, morgen nicht, lieber Graf", erwiedert Emmeline eben so, indem sie zum Schein mit ihrem Fächer spielt. „Morgen ist Desparville anwesend. Donnerstag erwarte ich Sie, Abends 9 Uhr."

Im Salon entsteht eine Bewegung; Aller Augen richten sich auf eine Frau, welche soeben eingetreten. Ihre Schönheit ist von einem blendenden Glanze. Nach ihrem Eintreten ändert sich die Scene. Der Hof von Anbetern, welchen Emmeline um sich gebildet hat, trennt sich in zwei Hälften, deren eine sich der neu eingetretenen Schönheit zuwendet. Es entstehen zwei Kampfplätze und

zwei Parteien, denn diese beiden Frauen, Emmeline Desparville und Raimonde von Verseuil, sind seit dem Beginn der Saison die Königinnen der Salons. Jede von ihnen hat ihre Ehregarde, ihre Partisanen, welche sich um den Vorrang streiten, wie die Yorks und Lancasters, wie die Montecchi und Capuleti, oder wie die beiden Chöre in den feindlichen Brüdern von Messina. Emmeline ist, wie gesagt, siebenundzwanzig Jahre alt, blond, schmächtig und kokett. Sie hat einen alabasterweißen Teint und jene zwei Rosenblätter auf den Wangen, welche das Privilegium der Blondinen bilden. Sie ist graziös und verführerisch in allen ihren Bewegungen; ihr feiner und listiger Blick dringt bis in die innerste Seele. Sie hat Etwas von einer Sirene und einem Dämon. In ihren azurblauen Augen leuchtet das Feuer der Hölle. Raimonde von Verseuil aber ist eine mächtige Rivalin. Wittwe seit drei Jahren, ist sie mit Emmelinen fast in gleichem Alter. Ihre großen, glanzvollen Augen sind schwarz wie ihr schönes, volles Haar; ihre Taille erinnert lebhaft an eine Statue des Phidias. Sie vereinigt in sich die Majestät einer Herrscherin mit der sanften Grazie des Weibes. Die Blässe ihres Gesichtes wird gehoben durch eine starke schwarze Braue. Ihr Blick ist frisch und offen. Ihre Seele spricht klar aus ihrem Auge. Emmeline erscheint in ihrer Färbung wie eine verdammte Heilige, Raimonde wie ein bekehrter Teufel.

(Fortsetzung folgt.

Wonnelied erhörter Liebe.

Ach nun gesunden
All' meine Wunden,
Es ist verschwunden
Was mich betrübt,
Verstummet Klagen,
Die Freuden tagen,
Ich darf nun sagen:
Ich bin geliebt!

Bald sind es Blicke,
Bald Händedrücke,
Was von dem Glücke
Mir Zeugniß gibt,
Es spricht dein Sehnen,
Es sprechen Thränen
Es sei kein Wähnen,
Ich bin geliebt!

Der Held mag streiten,
Auf Leichen schreiten,
Ruhm zu erbeuten
Wie's ihm beliebt,
Ich sing' im Haine
Beim Mondenscheine,
Sie ist die Meine,
Ich bin geliebt.

Erstrebt durch Plage
Auch Sarcophage
Worauf man sage:
Wie hoch ihr's triebt;
Werd' ich vergehen,
Ein Stein soll stehen,
Worauf zu sehen:
Er war geliebt!

Röschens Bitte.

Du kömmst zu mir
Um mich zu frei'n;
O geh' von mir
Mich zu befrei'n.

Elterlicher Rath.

O, Söhnchen! dem wir alles Gut gegeben,
Thu' eine reiche Heirath nur!
Dann haben wir zu leben! —
Wir zehren von der Schnur.

Auflösung der Charade in Nr. 36:

Kunstneid.

Charade

an Wilhelminen.

Die erste Sylbe will — sie steht vor Deinem Blicke —
Gesehn mehr als errathen sein.
Die zweite stammt vom Sonnenschein.
Sie ist auf heit'rer Stirn, von Deinem innern Glücke
Der sanfte Wiederglanz; bei ihrem Licht
Bedarfst Du alles Gold der beiden letzten nicht.
Das Ganze ward nur wenigen gegeben,
Dein aber ist's durch's ganze Leben.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 38. Erscheint jeden Sonntag. 2. Oktober 1859.

Ein Frauenduell auf Tod und Leben.

(Fortsetzung.)

Beide sind hervorstechend duech Eleganz der Toilette, abee Emmeline entfaltet weniger die weichen, schmelzenden Tinten der Toilettenkunst, als Raimonde. Emmeline hat einen pikanten Geist, Raimonde ein poetisches Herz. Ihre Intelligenz schmückt sie wie ein erhabener Orden, während die Bildung Emmelinens mehr wie etwas Gesuchtes erscheint. Sie ist nachsichtig wo Emmeline spottet. Was diese angreift, vernichtet sie unerbittlich. Raimonde dagegen, deeen Ruf untadelhaft ist, erscheint stets zur Entschuldigung bereit. Ihre Ehrenhaftigkeit gibt ihr das Recht hart zu sein, aber sie hält die Tugend nicht für eine Waffe zur Veenichtung schwächerer Wesen. Sie hat eine gute und wählerische Natnr, aber reizbar bis zum Jähzorn. Als Tochtee eines alten Generals hat sie von ihrem Vater die ritterliche Bravour geerbt, die sie zur Zeit Tancreds zu einer Klorinde gemacht haben würde.

Raimonde hat in der Soirée der Baronin d'Hersin mehr Glück, als ihre Rivalin; alle Bewunderer verlassen diese, so daß der Graf d'Esteve schließlich nur noch allein bei ihr aushält. Aber selbst dieser kann nicht unterlassen, Seitenblicke nach der jungen Wittwe zu werfen, welche deutlich sagen: „Sie ist doch schön!" Bei der Präsentation hat Baron d'Hersin der jungen Wittwe endlich auch den Grafen, gleichzeitig mit dem jungen Maler Ludwig Savigny, vorgestellt, was ihm Gelegenheit gibt, gleich dem Maler neben Raimonde Platz zu nehmen. Die Aufnahme beider Männer ist sehr verschieden; während Raimonde den Grafen mit Wärme begrüßt, empfängt sie den Maler sehr kühl. Ludwig Savigny ist von guter Familie und hat brillante Studien gemacht. Seine Manieren sind weniger anziehend, als markig; sie bilden gleichsam nur den bekleidenden Firniß eines guten und farbenreichen Gemäldes. Ludwig hat ein Verhältniß mit einer von den Pariser Kamelien, Rosalba genannt, und hält sich mehr in ihrem Boudoir, als in den Salons der großen Damen auf. Er liebt die gefälligen Schönheiten in den Mansarden mehr, als die vornehmen Frauen, und sucht mehr die geheimen Vögel, deren Nest weniger inkommodirt, als die Salons, welche ihn geniren, weil er hier nicht ungezwungen sein und keine Cigarren rauchen darf.

Ludwig spricht mehrere Male zu Raimonde von Verseuil, aber diese erwidert seine Versuche, eine Conversation anzuknüpfen, nur gezwungen; dagegen wendet sie sich lebhaft zu dem Grafen.

„Man sollte doch wenigstens nicht rauchen, wenn man zur Soirée geht," sagt sie so vernehmlich zu Letzterem, daß Ludwig es hören kann; „ich bin überzeugt, daß dieser Herr die Cigarre erst wegwarf, als er in diesen Salon eintrat. Wenn er spricht, riecht er immer so stark nach Tabak, wie ein Melodram im Cirkus nach Pulver.

„Sie ist eine kokette Närrin", denkt dee Maler und sehnt sich nach seiner Rosalba, welche den Duft der Cigarren nicht fürchtet, weil sie selbst in seiner Gesellschaft täglich ein Dutzend davon vertilgt. Auf sich selbst zurückgewiesen, stellt er traurige Veegleiche zwischen den Dames aux Camelias und den Salondamen an, und ist überzeugt, ersteren den Vorzug im Umgang einräumen zu müssen, als Raimonde mit dem Grafen ein Gespräch über Malerkunst anknüpft.

„Hier ist unser Künstler", sagt Graf d'Esteve auf Ludwig deutend, „welcher auf diesem Kunstgebiete völlig vertraut ist."

„Ah, es ist wahr," versetzt Raimonde, sich gegen Ludwig wendend, „der Herr ist Maler. Ich kenne ein wenig die Kunst, nicht genug, um sie selbst mit Geschick zu üben, aber immerhin ausreichend, um das Talent beurtheilen und würdigen zu können."

„Sie lieben die Kunst?" fragte Ludwig besänftigt.

„Gewiß, ich liebe die Kunst, eine so herrliche Sache. Ohne Zweifel vollenden Sie ein Werk für die nächste Ausstellung?"

„O Ja, Madame; ich arbeite an einem historischen Bilde."

„Von welchem Süjet?"

„Eine Episode ans dem ersten Kreuzzuge."

„A, Sie erwecken da große religiöse und ritterliche Erinnerungen, Here Savigny, und führen uns ewig berühmte Namen ins Gedächtniß zurück: Petee v. Amiens, der große König Huga, Gottfried v. Bouillon, Robert der Schöne, Graf von Flandeen, Tanceed, und Johann ohne Land stehen lebhaft vor meinen Augen."

Ludwig faßte eine bessere Meinnng von der schönen Frau; er konnte sich nicht verhehlen, daß es sich mit einer sa geundgebildeten Dame angenehmer sprechen lasse, wie mit Rosalba. Er wurde zahm, wie man von den Parisee Lions sagt, wenn sie ins Netz der Feauen gehen. Auch Graf d'Esteve wae von der Wittwe bezaubert, nicht in dem Sinne Ludwigs, sondern durch ihren unnachahmlichen äußeren Reiz, den ee überall an den Frauen seiner Gesellschaft als Kennee zu schätzen wußte. Seine Augen ruhten mit steigendee Wärme auf der schö- Frau, abee als er sie auf einen Augenblick über die Versammelten hinschweifen ließ, bemerkte er noch zwei andere Augen, welche ihre Blitze nach dem Punkte schossen, wa Raimonde die Huldigungen empfing.

2.

Die Pravokation.

Diese zwei Augen der Viper waren die azurblauen Emmelinens. Madame Veeseuil, der jene fürchterlichen, von Eifeesucht und Neid gestachelten Blitze nicht entgingen, bewahrte jene tiefe Ruhe, welche das Uebergewicht einer großen Seele verleiht, und sprach mit demselben Gleichmuthe mit ihren Nachbarn über verschiedene Gegenstände der Kunst und der Liteeatur, wie der Mode.

„Ich bewundere, Madame", sagte der Graf, „die Leichtigkeit, mit welcher Sie alle Gebiete des Wissens betreten, ohne zu straucheln oder zu stocken. Sie sprechen über die Geschichte wie über die Erscheinungen der Mode unserer Zeit."

„Und warum nicht?" erwiederte Raimonde lächelnd; „eine Frau van Welt muß sich mit Allem vertraut zu machen suchen, wenn sie sich gegen die Gewalt der Männer einigermaßen schützen will. Ich kaufe meine Roben und Hüte bei den beliebtesten Modistinnen, aber die Toilette meines Geistes liefern Anquetil, Plutarch, Lamartine, Viktor Hugo, und alle unsere großen Denker und Poeten."

Sie hat den Plutarch und Anquetil gelesen, dachte Ludwig; welch ein Kontrast zwischen ihe und Rosalba, welcher man sagen kann, das alte Troja liege bei Chalons-sur-Marne und Paris sei Champenois!

Madame von Verseuil sprach mit ihm über die klassischen Maler der alten italienischen, spanischen und flamändischen Schule, wie über die Meistee der jüngsten Zeit. Dann entwickelte sie gegen den Grafen wieder eine gründliche Kenntniß der werthvollen Poesie ihres Vaterlandes und zitirte mit spielendee Leichtigkeit Stellen aus Lamaetine, Alfred de Musset ꝛc.

Emmeline kann sich auf ihrem Fauteuil nicht mehr halten. Sie hat deutlich bemerkt, daß der Graf der schönen Raimonde die zarteste Aufmerksamkeit widmet, daß er nur noch für diese ihre Rivalin da ist. Ihre Eifersucht erhebt mit Macht das Gorgonenhaupt. Raimonde ist Wittwe und frei! Dieser Gedanke erzeugt in der Seele der leichtfertigen Frau eine wahre Beängstigung, denn sie hielt bisher den Grafen für ihre alleinige Eroberung. Unter iegend einem Vorwande eehebt Emmeline sich von ihrem Platze, schreitet majestätisch durch den Saal und, indem sie hinter Raimondens Sessel voebeigeht, sagt sie halblaut, doch so, daß diese es hört: „Ach du Schwestee eines Bankeroteurs;"

Raimonde zuckte zusammen.

„Wieder diese Viper!" murmelte sie. Die Röthe des Zorns steigt in ihre Wangen; ihre Angen flammen wie Vulkane. Noch ehe Emmeline die Soirée veeläßt, benutzt sie einen günstigen Augenblick, wo eestere allein ist, schreitet fest auf sie zu und mißt sie mit wüthenden Blicken.

„Madame", raunt sie ihr zu, „Sie treten mir überall schräg in den Weg. Sie haben mir eine schändliche Beleidigung in die Ohren getragen."

„Aber Madame", stammelte Emmeline betroffen, „ich weiß nicht, was Sie wollen."

„Oh, ich habe Sie wohl verstanden! Mein Bruder ist ruinirt, aber nicht ehrlos. Unglückliche Ereignisse haben ihn widee seinen Willen genöthigt, sein Bankierhaus zu schließen, abee er hat all sein Vermögen seinen Gläubigeen abgetreten. Arm, aber mit Ehren hat er sein Vaterland veelassen, und wenn eine Frau, der wir niemals nahe getreten sind, überall, in allen Salans nur jederzeit sagt: „Dee reiche Bankier Forbin ist bankeeott, er hat sein Geld nach New-Orleans gerettet und eine Menge honnetter Leute ruinirt", sa ist das eine schänd-

liche Lüge. Jene Frau aber sind Sie, Madame Desparville!"

„Ich?"

„Ja, Madame! Leugnen Sie nicht! Wollen Sie die Folgen Ihrer Verleumdungen hören? Mein Bruder kehrte, nachdem ihm das Glück auf fremdem Boden gelächelt, sehnsüchtig nach Frankreich zurück. Er gehörte zu der Deputation, welche um die Vollmacht anhielt, ihr Vaterland vertreten zu dürfen; aber alle schlechten Journalisten, von Ihnen, Madame, bestochen, souffirten den Namen des Banqueroteurs, den Sie ihm zuerst gegeben. Boshaft haben Sie Ihre Verleumdung in die Welt geschleudert und mein armer Bruder kann sich nicht vertheidigen. Die Vernichtung seiner Ehre hat ihm das Theuerste genommen; er ist im Irrenhause!"

„Was sagen Sie?" rief Emmeline entsetzt.

„Ich sage, was wahr ist, und fordere, was sie von der Schwester eines Beschimpften erwarten müssen. Wir sind die Kinder eines braven Offiziers, von welchem wir, ich und mein Bruder, seine Ansichten von Ehre und Ritterlichkeit geerbt haben. Ah, Madame, wir sind zu stolz, um uns sklavisch unter menschliche Bosheit zu beugen."

„Wohlan, was wünschen Sie, Madame?" fragte Emmeline kalt.

„Was ich wünsche? Ich will es Ihnen sagen: Sie haben mich beleidigt und ich fordere Genugthuung."

„Ah, Sie erklären mir den Krieg, Madame! Nun denn, es sei! Ich habe in meinem Hasse gegen Sie Grund genug, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Wollen Sie ein Duell? Ich bin bereit."

„Wie?" rief Raimonde betroffen.

„Oh, verstehen Sie mich recht; ich spreche nicht von einem Duell mit Degen oder Pistolen, ich biete Ihnen ein Duell mit den Waffen der Frauen."

„Ein Duell der Frauen!"

„Ja, Madame, einen Kampf unversöhnlicher List, unauslöschlicher Rachsucht und Finesse. Ein Duell mit Nadelstichen, mit den Nägeln unter Glacehandschuhen versteckt, mit allen jenen kleinen Mitteln, welche zu großen Katastrophen führen."

Diese spöttische Herausforderung reizte Raimonde noch mehr. Sie dachte gleichzeitig an ihren unglücklichen Bruder.

„Oh", erwiederte sie schneidend, „ich werde nicht versäumen, Ihrer Herausforderung zu genügen. Es ist erlaubt, eine Viper zu vernichten."

„Wohlan, Madame von Verseuil, die Viper wird niemals ohne Zähne und ohne Zunge sein."

„Ich nehme den Zweikampf an, Madame Desparville. Meine Partei ist gerecht, und das Bewußtsein, einen durch Sie vernichteten Bruder zu rächen, wird meine Waffen kräftigen. Ich bin eine Frau, ich kenne die Welt wie Sie, Madame; ich acceptire das Cartell."

Sie reichte der Feindin die kleine, mit dem feinen Handschuh bedeckte Hand, in welche Emmeline einschlug.

„Und welche Kampftage bestimmen Sie?"

„Die Tage der Bälle, der Oper, der Konzerte, der Levers ...."

„Sehr wohl! Die Orte?"

„Die Salons."

„Die Stunden?"

„Alle Stunden unserer Gesellschaften: zwischen zehn Uhr Abends und drei Uhr Morgens; die Stunden unserer Visiten, unserer Gesellschaftstage, bei Ihnen z. B. Mittwochs von zwei bis zehn; bei mir Dienstags, zu selbiger Zeit."

Beide Frauen machten nach dieser Unterredung einander respektvolle Verbeugungen und schieden, als Freunde immer anscheinend, aber in Wahrheit als Todtfeindinnen.

Wenige Augenblicke später begab sich Emmeline ohne durch einen Gesichtszug die Bewegung ihrer Seele zu verrathen, zur Baronin d'Hersin.

„Sie haben uns eine reizende Soiree gegeben, Madame", sagte sie verbindlich. Dann ließ sie sich von ihrem Gemahl den kostbaren Kaschemir umwerfen, gab ihm ihren Arm und verließ stolz den Salon.

Der arme Desparville nahm wieder Platz neben dem Kutscher.

3.

Der geheimnißvolle Gast.

Sechzehn Tage vergingen ohne Feindseligkeiten, aber die beiden Gegner verloren diese Zeit nicht ohne Vorbereitungen: sie rekognoszirten gleichsam das Terrän und unterrichteten sich über die schwächsten Stellen zum Angriff. Emmeline erkundschaftete, daß Raimonde den Grafen d'Estève empfangen habe, und diese suchte den Grafen, den sie liebte, sie wußte nicht vermöge welcher Eigenschaften desselben, durch den angesuchten Zauber ihrer Persönlichkeit ganz zu gewinnen. Es schmeichelte vielleicht ihrer Eitelkeit (von welcher kein Weib ganz frei

ist)," wenn der Graf von seinen Schlössern in Spanien sprach, auf denen sie als Gräfin d'Esteve sonnige Tage hätte verleben können. Auch Emmeline hatte sich dem Grafen ergeben, aber ihre Leidenschaft glühte mehr im Kopf als im Herzen. Die Liebe Raimondens ist rein wie Schnee; die Emmelinens strafbar. Aber Beide lieben, Beide sind eifersüchtig und Beide bereiten einen furchtbaren Kampf gegen einander vor. Am sechzehnten Tage nach dem Rencontre erschien ein Bedienter in großer Livree bei Emmeline und präsentirte ihr eine Einladungskarte der Frau von Versuil. Sie las:

„Frau von Verseuil gibt sich die Ehre, Herrn und Madame Desparville zum Diner auf kommenden Mittwoch einzuladen."

Dies ist eine einfache Kriegserklärung, sagte sich Emmeline; aber in einem Duell pflegt man die Karten zu wechseln; ich will meine Feindin zu meinem nächsten Konzert am Dienstag einladen.

(Fortsetzung folgt.

Der Engel in der Brust.

Badete in heißen Thränen
Sich nicht oft Dein Auge schon,
Warst bei unnennbarem Sehnen
Du der Außenwelt entfloh'n?
Wenn Dich andre glücklich wähnten,
War's da nicht, wo Dir im Schmerz
Oft die müden Augen thränten,
Als zerdrücke man Dein Herz?

Mußtest selbst Dir oft es sagen,
Daß Dein Leben sonder Harm,
Und doch in der Blüthe Tagen
Fühltest Du Dich krank und arm,
Mitten in den Festgesängen
Hörtest Du in tiefer Brust
Töne, die mit grellen Klängen
Gellten durch die Erdenlust. —

Doch Du hast auch wohl empfunden
Wie mit süßem Tröstungs-Wort
In den trübsten Lebensstunden
Dir erklungen ein Akkord,
Der auf unnennbare Weise
Deine Schmerzen überklang
Und im Nachhall lind und leise
Dir zum stillen Busen drang.

Konntest dann, wenn andre klagten,
Recht gefaßten Muthes sein,
Wenn die Kräftigsten verzagten,
Ihnen neuen Trost verleihn.
Ob Du's wolltest auch ergründen,
Was Dir so den Blick erhellt,
Nimmer möchtest Du's doch finden
In der kalten Außenwelt.

Denn von Deinem höhern Leben
Soll Dir diese Lust und Qual
Ein untrüglich Zeugniß geben,
Als ein Morgensonnen-Strahl.
Ja, was Dir im Busen lebet
Ist nicht ganz des Körpers Sklav',
Zu der Gottheit Höhen schwebet
Oft es schon im Stärkungsschlaf.

Aber auch in wachen Stunden
Ist der Engel in der Brust
Seiner Fesseln wohl entbunden,
Und dann fühlt er Himmelslust
Mitten unter Erdenleiden,
Oder sehnt an Gottes Herz
Sich aus kargen, armen Freuden,
Und zur Thräne wird sein Schmerz.

Auflösung der Charade in Nr. 37:

Wilhelmine.

Charade

Gering ist's, was die erste sagt,
Wenn sie nicht rufet oder fragt.
Ein andres ist es mit der zweiten:
Sie, schön zu schauen, hoch zu deuten,
Ist das Symbol der Ewigkeit,
Selbst endlich, dennoch sonder Ende,
Bald Fessel, Zierde bald der Hände,
Bald frommer Liebe Wechselspende
Zu ew'ger Treue Pfand geweiht.

Das Ganze zieht auf feuchten Wegen
Dem menschlichen Gelüst entgegen.
Des Gaumen und des Magen Kluft
Wird ihm zu Hafen, Sarg und Gruft.
Auch Du, mein Freund, verzehrst den Schwimmer,
Und nennst Du seinen Namen nicht,
So schweigest Du, weil ungern immer
Der Kluge von sich selbsten spricht.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 39. | Erscheint jeden Sonntag. | 9. Oktober 1859.

Ein Frauenduell auf Tod und Leben.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage des Diners machte sie eine überaus kokette Toilette und begab sich in Gesellschaft ihres Mannes auf's feindliche Gebiet. Dieses Gebiet ist sehr elegant. Das Hotel Raimondens gilt als eines der behaglichsten in ganz Paris. Man führt Herrn und Madame Desparville in einen splendiden Salon mit wahrhaft luxuriösem Ameublement, welches erkennen läßt, daß die Besitzerin reich an Geld und Geschmack ist.

Raimonde geht Emmelinen entgegen und sagt mit vollkommener Grazie: „Ich bin glücklich, theuerste Frau, daß Sie meiner Einladung Gehör geschenkt haben. Seien Sie mir Beide willkommen!"

Emmeline wirft versteckt einen feindlichen Blick auf ihre Gegnerin; sie weiß, deren Freundlichkeit ist der Beginn ihres Duells. Ein zweiter, brennender Blick fällt auf den Grafen d'Esteve, der zu den Geladenen gehört.

Desparville geht auf den Letzteren zu und reicht ihm aufs freundschaftlichste die Hand, denn er weiß nicht, daß dieser seiner angetrauten Gattin eine diebische Liebe widmet und mit ihr bisher ein perfides Einverständniß unterhielt.

Man setzt sich zur Tafel; der Kreis ist klein, aber gewählt, Emmeline findet, daß des Grafen Platz zu ihrer Linken ist, aber zu ihrer Rechten ist der Platz leer, er gehört einem Gaste, welcher noch erwartet wird. Wer ist dieser geheimnißvolle Gast? Raimonde horcht von Zeit zu Zeit unruhig auf und blickt nach der Thür. Sie scheint auf die fehlende Person großes Gewicht zu legen, und doch hat sie dieselbe absichtlich zu einer Stunde bestellt, wo die Gäste sich bereits sämmtlich eingefunden haben. Aber diese Person erscheint nicht und Emmeline ergeht sich bereits in spitzigen Sarkasmen. „Lassen wir den Gast," sagt sie z. B., „wenn wir nur seinen Platz belegt sehen." Man unterhält sich einige Augenblicke von den Ereignissen des Tages.

„Wie fanden Sie die Baronin d'Hersin bei ihrer letzten Soiree?" fragt eine junge Frau; „ihre Robe, mein' ich, war wundervoll, und soll fabelhaft viel gekostet haben."

„Sie wissen doch," versetzt Emmeline schnippisch, „daß die Baronin zu den eitlen Frauen gehört, welche in dem Maße, wie sie alt werden, ihre Roben kostbarer kaufen, um ihre Häßlichkeit zu verdecken."

„Die Soiree war aber sehr glänzend," spricht der Graf d'Esteve, der bereits Opposition gegen Emmeline zu machen beginnt; „es herrscht im d'Hersin'schen Hause ein wahrhaft aristokratischer Luxus."

„Und durchaus nicht am rechten Platze", entgegnet Emmeline (welche indeß noch nie eine Soiree bei d'Hersins versäumte). „Die Baronin ist eine reiche Frau, welche aber stets Geräusch macht mit ihrem Gelde, jeden Augenblick von „ihren Leuten, ihren Feldern und Wäldern, ihren Routs bei Ministern, Senatoren und Generalen spricht, und in ihrem eitlen Gepränge stets vergißt, daß ihr Vater sein Glück in einem Droguerieladen der Straße Lombard gemacht hat."

„Ah, ich finde Das sehr unpoetisch!" versetzte der Graf.

Raimonde wird jetzt sehr unruhig und ihr Gesicht zeigt die Röthe dieser Unruhe.

„Oh, mir wird bang", spöttelt Emmeline; „ich weiß nicht, ob ich bei einem Souper der Prinzessin Negroni bin, oder ob es Lucrezia Borgia ist, welche hereintreten und schauerlich rufen wird: „Meine Herren und Damen, Sie sind Alle vergiftet!"

Endlich jetzt öffnet sich die Flügelthüre und eine ältliche Dame tritt herein. Raimonde hebt tief aufathmend im innern Triumph ihre weißen Schultern, aber Emmeline entfärbt sich.

„Ha, welche Perfidie!" murmelt sie knirschend und blickt mit Entsetzen auf den noch leeren Platz neben sich, der augenscheinlich für die erschienene alte Dame bestimmt ist.

4.

Tante Michon.

Diese Dame ist keine Lucrezia Borgia, sondern eine große und sehr dicke Person mit ponceaurothem Teint, in karmoisinrother Velourrobe mit scharlachrothen Bandschleifen.

„Ich komme spät“, sagt sie entschuldigend zu der Dame des Hauses; „aber ich konnte mein Magazin nicht eher verlassen.“

„Ihr Quincailleriemagazin“, entgegnet Raimonde mit einem spielenden Seitenblicke auf Emmeline. „Ah, Sie haben ein superbes Magazin, wo ich mir viele schöne Sachen kaufe. Aber nehmen Sie doch Platz neben Madame!“ setzt sie rasch hinzu und führt die Ponceaurothe zu Emmeline, „und danken Sie mir, daß ich Ihnen gerade diesen Platz reservirt habe.“

„Ei, meine Nichte!“ kreischt die Ponceaurothe mit Lebhaftigkeit und trippelt auf Emmeline zu.

„Guten Abend, mein Kätzchen! Aber was ist Dir? Du siehst ja so übel aus.“

„Nichts, Madame!“ erwiederte Emmeline kurz und verlegen.

„Madame? Du nennst mich Madame? Bin ich denn nicht mehr Deine Tante?“

„Ihre gute Tante Michon!“ sagt Raimonde mit seltsam betonter Stimme.

Das Erscheinen dieser Tante Michon in demselben Augenblicke, in welchem die übermüthige Emmeline der abwesenden Baronin d'Heesin gemeine Herkunft bespöttelte, macht unter den Gästen einen ungeheuren Effekt. Dieses wie berechnete Zusammentreffen, eine Glorie für Raimonde, ruft eine wahre Konfusion der Physiognomieen hervor. Selbst Graf d'Esteve, der ungeheuer auf Etikette hält, ist in der Erinnerung daran, daß er der scheinbar so vornehmen Emmeline seine Liebe geweiht hat, wie niedergeschmettert.

„Bitte, sorgen Sie gut für Ihre Tante, liebe Desparville!“ fährt Raimonde mit ihrer vernichtenden Sanftheit fort; „mir scheint, sie hat noch keinen Madeira genommen.“

„Schon geschehen! schon geschehen!“ ruft Tante Michon; 's ist nicht das erste Mal, daß ich den Garçon mache.“

„Den Garçon, den Garçon!“ Raimonde lächelt, der Graf schneidet eine Grimasse.

„Aber es will mir scheinen“, sagte Graf d'Esteve zur Tante Michon, „daß ich Sie niemals bei Madame Desparville getroffen habe.“

„Das glaube ich wohl“, versetzte diese. „Seit acht Jahren, so lange meine Nichte verheirathet ist, habe ich sie mit Mühe zweimal im Jahre gesehen. Ah! meine Nichte ist nicht leicht zu finden! Jedesmal, wenn ich bei ihr erschien, sagte mir ein Kammerdiener, stolz und grob wie ein Häscher beim Assisenhofe: „Madame ist zum Besuch — Madame ist zur Soiree — Madame ist zum Spektakel — Madame ist über Land.“ Und wollte ich ihren Mann sprechen, so hieß es wieder: „Herr Desparville ist mit Madame abwesend.“ Der gute Desparville ist alle Tage bei ihr, sonst würde er gewiß für die Tante Michon zu sprechen sein. Nicht wahr, mein lieber Neffe?“

„Sicherlich“, antwortete Desparville und reicht ihr kordial die Hand. „Ich liebe die Tante Michon aufrichtig, weil sie gut ist. Wenn ich einen Dienst zu erbitten habe, so gehe ich nicht zu den Dandy's meiner Bekanntschaft, sondern zu ihr, und sie leistet mir ihn gewiß.“

„Ihre Frau Nichte“, sagt Raimonde zu Tante Michon, „ist gewiß nicht schwer zu finden und es liegt gewiß nun an Ihnen, wenn sie nicht öfters nach Ihnen verlangt. Warum kommen Sie nicht jeden Dienstag zu Madame Desparville?“

„Warum gerade Dienstag?“

„Ei, Sie wissen doch, daß das ihr Tag ist.“

„Ihr Tag!“ sagte Tante Michon. „Mein Himmel! Das ist gerade wie bei den Löwen und Löwinnen im Jardin des plantes, die auch ihre Tage und Stunden haben, wo man sie herausläßt. Wohlan, mein Hühnchen, warum ladest du deine Tante, wenn du sie lieb hast, nicht jeden Dienstag ein?“

Emmeline schießt einen fürchterlichen Wuthblick nach Raimonde. Die Tante Michon, dieses ordinäre Geschöpf, alle Dienstage in ihrem Salon! Großer Gott! Mitten in ihre eleganten Zirkel! Das Bewußtsein, sich lächerlich gemacht zu sehen, brennt wie höllisches Feuer in ihrem Busen.

„Und warum,“ fährt Tante Michon fort, „sollte ich nicht in deinen Salon passen? Alle die großen Leute, welche dich besuchen, haben bei mir Ihre Quincaillerien gekauft, und wenn du manchmal aufgepaßt hast, wenn von einer schönen Sache gesprochen wurde, so wirst du gehört haben: Ah, verdammt schön! Das ist von der

besten Kaufmannsfrau in Paris, aus dem Laden der Madame Michon! Nicht so, mein Nichtchen?"

„Es ist ja bekannt in ganz Paris!" lächelt Raimonde.

„Herr Graf, ich fordere Sie auf, Madame Michon Ihre Aufträge zu geben."

„Ach, der Herr ist Graf!" ruft Tante Michon, sich respektvoll an d'Estève wendend. „Ich liefere an sehr distingnirte Leute, Herr Graf, an Barone, an Marquis, an Herzoge, Herr Graf, und darum hoffe ich, Herr Graf . . ."

„Aber der Herr kennt ja seinen Titel," unterbricht Emmeline die geschwätzige Tante entrüstet, „wozu denn diese Wiederholungen."

„Lasse mich doch sprechen, mein Hündchen!" erwiederte die Tante, „du verstehst Nichts von meinem Handel, meine kleine hübsche Taube."

„Mein Hündchen, meine Taube! Ach wie lieben Sie Ihre Nichte!" spricht Raimonde zur Tante gewendet: „Nicht wahr, Sie lieben Sie sehr, diese theure Madame Desparville?"

„Zuverläßig," entgegnete Tante Michon; „mein armer Bruder hatte viel Kinder, sein Haus war gefüllt wie ein Vogelnest. Ich habe diese Kleine da zu mir genommen und in eine kleine Pension gethan. Ich handelte ein wenig mit Quincaillerien, und die Kleine half mir dabei und bediente meine Kunden. Bei dieser Gelegenheit lernte sie Herr Desparville kennen, und dieser gute Mann machte sie zu seiner Frau. Seitdem verfolgt sie das Glück."

Dieser Ausdruck macht einen beträchtlichen Effekt. Emmeline ward roth bis an die Stirne. Beim Grafen ist plötzlich alle Poesie der Liebe verschwunden. In Emmeline toben alle Furien; sie ist furchtbar verwundet durch den ersten glücklichen Streich ihrer Rivalin. Diese kluge Aristokratin hatte es so geschickt eingefädelt, daß der Graf, welcher in Emmeline die Königin der Salons bewunderte, daß alle Gäste erfahren mußten, sie sei die Nichte einer Quincaillerienhändlerin. Hätte sie nicht einige Augenblicke vorher geäußert, die Baronin d'Herfin stamme aus einem Droguerieladen?

Die Tafel wird aufgehoben; man schickt sich zum Abschied an. Emmeline nimmt ihre Rivalin zur Seite.

„Ich begreife, Madame," spricht sie mit halber Stimme, „Ihre graziöse Einladung; es war der erste Waffengang; ich weiß nicht, ob der Stoß, den Sie mir versetzt haben, eine Prime, Terze, oder Quarte zu nennen ist, aber ich werde mich seiner erinnern."

„Sind Sie verwundet, Madame?" fragt Raimonde triumphirend.

„Es ist nur eine Ritze, ich bin nicht bewaffnet", erwiedert Emmeline stolz; „erwarte Sie meinen Gegenstoß."

Die Gesellschaft trennt sich. Eine Woche vergeht, ohne daß Graf d'Estève sich bei Emmeline sehen läßt, weil die rauhe Hand der Tante Michon den bittern Trank der Lebensprosa in sein blasirtes Herz gegossen hat. Eine neue Liebe belebt jetzt des Grafen Seele, ein bengalisches Feuer, welches Raimondens schönes Haupt umleuchtet. Jeden Tag macht er dieser jetzt seine Aufwartung, und streut ihr den Weihrauch seiner routinirten Anbetung. Er findet plötzlich einen krankhaften Geschmack an dieser reinen Schönheit, an dieser Tugend ohne Makel, und da er sich sagen muß, daß bei Raimonde eine illegitime Liebe unmöglich ist, so erwägt er bereits den Gedanken in aller Form, um die Hand der reizenden Wittwe anzuhalten.

5.

Der Freund der Sonne.

Auch Ludwig Savigny's Herz ist entflammt durch die schwarzen Augen Raimondens; ihre geistige Gewalt über ihn ist so groß, daß er jetzt sogar gern auf seine Lieblingsneigung, das Cigarrenrauchen, verzichtet, um in der Nähe der schönen Wittwe weilen zu können. Er vertauscht das Boudoir seiner Kamelia Rosalba mit ihrem Salon, aber niemals kommt ihm der Gedanke, sie heirathen zu wollen. In seinem Diktionär steht das Kapitel der Ehen nicht verzeichnet, Ludwig hat alle Wittwen im Schauspiel aus dem Grunde studirt, daher glaubt er, mit der schönen Raimonde ohne Schwierigkeiten ein heiteres und angenehmes Abenteuer bestehen zu können, und wird in diesem, der männlichen Eitelkeit schmeichelnden Glauben um so eher bestärkt, als die Visiten, welche er Raimonden abstattet, stets mit all der Grazie, die dieser eigenthümlich ist, angenommen werden. Er wagt es sogar, einige Worte von Liebe fallen zu lassen, welche Raimonde mit einem Schweigen aufnimmt, das er für Befangenheit hält. Kühn gemacht durch Raimondens Nachsicht, geht er einen Schritt weiter und wird gebeten zu schweigen. Sie instruirt sogar ihre Dienstboten, ihm ohne Aufsehen den Eingang zu wehren. Ludwig beharrt in seiner Verblendung. Er nimmt Raimondens Zurück-

haltung für die gewöhnliche weibliche Kokettkerie, welche mit Hindernissen besiegt sein will, und schwört jede Gelegenheit zu benutzen, um eine Unterredung, ein Stelldichein zu erlangen.

In dieser Intention kommt ihm die Einladung zu einer Soiree bei Frau Desparville, wo er Raimonde zu finden hofft, sehr gelegen. Emmeline weiß, daß die Gegner ihre Karten zu wechseln pflegen; daher sendet sie für die Einladung zu Raimondens Diner eine Einladung zu ihrem Konzert. Tante Michon ist nicht mit eingeladen. Emmeline hat die Absicht, Raimondens ersten Waffengang nicht minder kräftig und geschickt zu erwiedern, und ersinnt alle Listen, welche der Satan in ihrem Geiste ausbrüten mag.

(Fortsetzung folgt.

Gleichname.

Bald treibt ihr mich mit den Händen,
Bald beweg' ich euern Fuß,
Bald geb' ich Erwachs'nen Spenden
Bald auch Kindern nur Genuß;
Wie ich auch betrachtet werde,
Schweb' ich in der Lüfte Reich,
Und vermählt ihr mich mit Erde
Trag ich euch und mich zugleich.

Auflösung der Charade in Nr. 38:

Hering.

Charade

Fünf Sylben sind des Wortes Zahl,
Das ihr mir sollt errathen.
Ihr Herr'n Juristen allzumal
Seid dazu eingeladen.

Die Sach' ist wichtig und verlangt
Die Kunde mancher Sprache.
Frisch d'ran! seid im Voraus bedankt,
Bringt ihr das Wort zu Tage.

Gebraucht die Erste, wenn ihr wo
Der Letzten Unart spüret,
Doch bitt' ich, daß ihr nicht also
Mein Reimwerk rezensiret.

Die nächsten zwei, zu hoch, zu tief,
Muß unberührt ich lassen.
Es will ihr ernster Genitiv
Zu keinem Scherze passen.

Versucht's, wenn ihr in einen Ton
Diebeiden Sylben bindet,
Ob ihr vielleicht auf einem Thron
In Afrika es findet?

Den ersten Dreien in das Blut
Der halben Welt geflossen.
Sie waren stets als Motto gut,
Ward auch ein Trug beschlossen.

Wie ich die Vierte zeichnen muß,
Das macht mich fast beklommen.
Ruft so auf deutsch den Genius,
Er wird, ich wette, kommen.

Auch hat davon ein feiner Schalk,
Den schöne Geister lieben,
Ich denk' es war der Dichter Falk,
Viel Salziges geschrieben.

Ist, wie die letzte Sylbe klingt,
Mein Räthselkind gerathen,
So ist es freilich schlecht beschwingt:
Seid billig, werthe Pathen.

Sprecht ihr das Sylbchen aus, so thut
Als ob ihrs anders wüßtet,
Und auf gut englisch euer Blut,
Die Tochter mein' ich, grüßtet.

Das Ganze wird, wie sich's versteht,
Sonst fragt ich nicht Juristen,
Mit römischer Auctorität
Im Corpus Juris nisten.

Der Renten trägt es mancherlei
— Hätt' ich nur all' im Sack sie! —
Macht auf Kathedern viel Geschrei,
Nicht wenig Woll' in Praxi.

Der Geber stirbt, der Nehmer lebt;
Doch darf auch er's nicht beben
Und muß der Hand, die ihn begräbt,
Die Gabe weiter geben.

Was hilft das Wort mir, fehlt mir doch
Der Sache Nutz' und Segen.
Verschrieb' ihn mir ein Leser noch,
Ich hätte nichts dagegen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 40. Erscheint jeden Sonntag. 16. Oktober 1859.

Ein Frauenduell auf Tod und Leben.

(Fortsetzung.)

Der Graf und Raimonde sind erschienen; Emmelinens Eifersucht ist angestachelt. Sie ruft ihren Dämon an, welcher ihr eingibt, Ludwig Savigny zu bestimmen, sich neben Raimonde niederzulassen. Aber ein Hof von Anbetern, unter welchen der Graf d'Esteve den ersten Rang einnimmt, verhindert den jungen Maler, sein Vorhaben auszuführen. Man zeigt im Verlaufe des Konzerts an, daß nach demselben einige Walzer und Polka-Mazurkas riskirt werden sollen. Jeder sucht seinen Namen in das Carnet Raimondens einzuschreiben, um die schöne Frau auf einige Minuten in seinen Armen halten zu können. Da faßt auch Ludwig eine leuchtende Idee. Er bricht sich Bahn zu Raimonde.

„Erlauben Sie, Madame", sagte er, „daß ich meinen Namen einschreibe für eine Mazurka?"

Raimonde reicht ihm das Carnet. Er suchte eine leere Seite und in dem Augenblicke, wo die Ankündigung eines Liedes mit Pianofortebegleitung eine Bewegung im Saale hervorruft, schreibt er ins Carnet:

„Ist Ihre Pforte mir auf immer geschlossen? Haben Sie Mitleid und öffnen Sie mir dieselbe! Morgen Abend 9 Uhr werde ich es wagen, bei Ihnen zu erscheinen; wenn Sie meinen Besuch genehmigen wollen, so geben Sie mir ein Zeichen, indem Sie am Klavier das Lied: „Der Freund der Sonne" singen.

Ludwig Savigny."

Der junge Maler spürt eine innere Befriedigung, als er diese deutliche Liebeserklärung niedergeschrieben hat. Ich habe Schauspiele gesehen, sagt er zu sich selbst, wo ein Ring das Signal zum Zusammentreffen gab, und Vaudevilles, wo ein Blumenstrauß das Zeichen war, warum nicht eine Romanze? Raimonde kennt diese, ich weiß es, denn sie sang dieselbe neulich zum Entzücken bei einer Soiree. Er remittirte das Carnet an Madame Raimonde.

„Lesen Sie!"

Aber in diesem Augenblick erschien der Graf und erbat sich das Carnet. Raimonde, welche nicht ahnte, daß Ludwig dieses als Liebesportefeuille benutzt, reichte es ohne Argwohn dem eifrigen Anbeter. d'Esteve nahm es sorglos und schrieb seinen Namen. Raimonde erhielt es zurück und achtete nicht darauf, daß etwas Besonderes darin bezeichnet sein könnte. Sie ließ es, vielleicht aus Eitelkeit, vielleicht nur aus Vergeßlichkeit, endlich sogar auf einem Sopha liegen, ohne daß Ludwig es bemerkte. Aber den scharfen Augen ihrer Gegnerin war nicht entgangen, daß der Maler eine kleine Epistel ins Carnet geschrieben. Sie hatte das Carnet verfolgt, wohin es auch wanderte, und kaum entdeckte sie, daß es allein auf dem Sopha blieb, so ergriff sie es heimlich und ließ es wie eine glatte Viper in ihrer Robe verschwinden. Ohne Mühe fand sie die Aufforderung Savigny's zum Stelldichein.

„Ah, du sollst meiner Rache dienen!" sagte sie zu sich selbst. Madame v. Verfenil hat meine Tante entdeckt, ich fand einen Liebhaber dafür.

Sie näherte sich dem Grafen d'Esteve.

„Ich hielt es für nothwendig," sprach sie zu ihm mit rauhem Tone, „Madame v. Verfeuil einzuladen, weil sie Ihnen anziehender ist als ich, und Sie ohne Jene nicht gekommen sein würden. Seit drei Wochen haben Sie sich nicht bei mir sehen lassen."

„Es war mir unmöglich," stotterte der Graf; ich war beschäftigt, aber glauben Sie nur, daß ich deßhalb viel gelitten habe."

„Keine Vorwände, keine Phrasen!" erwiederte Emmeline; „wir haben keine Zeit hiezu. Lassen Sie uns eilen! Wollen Sie Madame v. Verfeuil heirathen?"

„Aber, Madame!"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß wir keine Zeit haben zu Ausflüchten. Ich habe Ihnen meinen Frieden geopfert, ich habe den wackeren Mann betrogen, der mich wirklich liebt, ich habe ihn betrogen um Ihretwillen — und Sie haben mich verlassen!"

„Haben Sie," erwiederte der Graf kleinlaut, um die Verminderung seiner sträflichen Liebe zu beschönigen,

„haben Sie zu jener Stunde, wo ich Sie bei Madame v. Berseuil begrüßte, gesehen, wie mir Ihr Gemahl die Hand drückte?" Er nannte mich seinen Freund; er liebt Sie. Um es Ihnen ehrlich zu sagen: ich weiß, er ist indignirt, daß er durch Sie und durch mich lange Zeit betrogen ward."

„Ha, glauben Sie, mein Herr," erwiederte Emmeline heftig, „daß mein Gewissen mir das nicht selbst sagte? Allein ich liebte Sie trotzdem. Sprechen wir nicht mehr von dieser Liebe. Heirathen Sie Madame v. Berseuil, aber erwarten Sie Repressalien! Sie werden in Ihrer Haushaltung einen zweiten Grafen d'Esteve finden."

„Was sagen Sie?"

„Kennen Sie dies Carnet?"

„Ohne Zweifel, es ist das der Frau v. Berseuil."

„Lesen Sie dieses Blättchen, ich bitte Sie!"

Der Graf nahm das Carnet und las.

„Ein Stelldichein!" sagt er; „und dieser insolente Mensch . . ."

„Ist Herr Ludwig Savigny, einer von Ihren Freunden, wenn Sie wollen. Es ist ein zweiter Graf d'Esteve, das werde ich Ihnen zu jeder Stunde wiederholen."

„Noch ist Nichts erwiesen; vielleicht ist diese Liebeserklärung nur eine fruchtlose Impertinenz," sprach begütigend der Graf.

„Aber wenn Raimonde diese Romanze: „Der Freund der Sonne" singt, ist dies nicht das Zeichen der Zusammenkunft?"

„Wenn Dies wäre, so hätte ich den größten Irrthum meines Lebens zu bereuen."

In diesem Augenblick trat Raimonde in den Salon. Der Graf beeilte sich seine Bewegung zu verbergen, und nahm Platz neben Emmeline. Diese, welche die unantastbare Tugend Raimondens kannte, wußte wohl, daß es nicht gerathen sei, ihr die insolente Bitte Ludwigs lesen zu lassen. Sie riß daher das Blatt, welches diese enthielt, vorsichtig heraus und gab dann erst das Carnet an die junge Wittwe zurück.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, theure Frau", sagte Emmeline bei Ueberreichung des Carnets mit aller möglichen Grazie, „daß Sie meine Einladung angenommen haben."

„Es war meine Schuldigkeit," erwiederte Raimonde lächelnd. „Sie würden mich eine Feige gescholten haben, wenn ich die Einladung zurückgewiesen hätte. Haben wir nicht die Waffen gekreuzt? Es ist nicht mehr erlaubt, den Kampfplatz zu verlassen. Ihr Konzert ist charmant."

„Es ist es erst, wenn Sie uns das Vergnügen machen, Etwas hören zu lassen. Der Herr Graf würde sich glücklich schätzen, Ihnen applaudiren zu können."

„Sie wollen mich veranlassen, vor dem Grafen d'Esteve zu singen? Ah, wie gütig! Ich habe keine falsche Stimme. Bitte, einen andern Stoß, theuerste Frau; Ihr Degen ist diesmal von mir abgegleitet. Sie haben schlecht getroffen."

„Warum?" erwiederte Emmeline. „Alle Streiche gelten und immer sucht der eine Gegner den andern zum Rückzug zu zwingen. Uebrigens haben Sie neulich im Konzert ganz lieblich gesungen und ich habe Sie bewundert und applaudirt."

„Sie hat mir applaudirt, dann habe ich doch wohl schlecht gesungen", denkt Raimonde.

„Sie sangen zum Beispiel die Romanze," fährt Emmeline listig fort, „welche einen herrlichen Eindruck machte."

„Wie heißt diese Romanze?" fragte Raimonde lebhaft.

„Ich kann mich des Titels nicht recht erinnern," erwiedert Emmeline, indem sie sich den Anschein gibt, als suche sie in ihrem Gedächtnisse danach; es war so Etwas wie „Der Stern", „Die Aurora" — ein hellleuchtender Titel — Ich habe leider ein schlechtes Gedächtniß."

„Ah! ich erinnere mich", ruft Raimonde: Der Freund der Sonne!"

„Richtig! Diese Romanze paßte aber nicht so recht für Ihre Stimme."

„Fanden Sie das? Unglücklicher Weise ist es die einzige Romanze, welcher ich mich noch erinnere; es ist bestimmt diejenige, welche zu singen Sie mich nöthigen wollen."

„Nun, wir sind gewiß Alle damit einverstanden und Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie diese singen, Madame", sagte Emmeline scheinbar unbefangen und hinterhaltlos.

Sie erhebt sich, nimmt Raimondens Hand und führt sie ans Piano. Raimonde zweifelt nicht daran, daß sie einem feinen Netze entgegengeführt wird, dessen Maschen im Rayon der „Sonne" gewebt sind.

Zwei Männer drängen sich herbei und ihre Herzen schlagen heftiger in ängstlicher Erwartung des Liedes, welches Raimonde anstimmen wird. Diese Männer sind

der Graf d'Esteve und Ludwig Savigny. Der Graf überredet sich von Raimondens Tugend, aber es fehlte ihm die volle, gläubige Ueberzeugung, und es schleicht sich ein leiser Zweifel in seine Seele.

Ludwig fürchtet eine Niederlage seiner Kühnheit, und es ist ihm ein wichtiger Moment, wenn Raimonde die ersten Noten hören lassen wird.

Raimonde wirft einen raschen Blick auf Emmeline und bemerkt in ihrem Gesicht einen Schimmer der Freude, welcher sie beunruhigt.

„Sollte sie", fragte Raimonde sich im Stillen, „an jenem Abend eine falsche Note in meiner Romanze bemerkt haben, deren Wiederkehr sie heute erwartet? Es ist unmöglich; ich erntete ungetheilten Beifall. Sei es denn! Ich muß um jeden Preis singen."

Sie schickt sich endlich an. Emmeline, Graf d'Esteve und Ludwig erwarten mit großer Spannung die ersten Töne.

„Wie wollen beginnen", sagt Raimonde zu ihrem Begleiter entschieden, und wirft noch einen stolzen Blick auf ihre Feindin.

Die ersten Akkorde erklingen. Raimonde singt den „Freund der Sonne". So schön, so hinreißend sie die Romanze singt: Emmeline zittert in höllischer Genugthuung; Graf d'Esteve wird todtenbleich; es ist ihm, als stürze ein Engel vom Himmel in den Abgrund. Ludwig Savigny aber zupft stolz an seiner Kravatte und freut sich der Wahrnehmung, eine von den großen Damen der Salons mehr unter der Sorte der Pariser Kamelien zu sehen.

6.

Das Stelldichein.

Ludwig Savigny erschien am andern Abend pünktlich im Hotel der Frau v. Verseuil. Es entging ihm, daß auch ein anderer Mann sich daselbst einfand, welcher ihm unbeobachtet auf dem Fuße gefolgt war und sich im Hause verborgen hatte, um Gewißheit über Raimondens Verrätherei zu erlangen. Dieser Mann war Graf d'Esteve, der mit dem Gedanken umging, Ludwig ein Duell anzubieten, selbst wenn er durch diesen Eklat die schöne Wittwe verlieren sollte.

Ludwig ersuchte im Vorzimmer den Kammerdiener, ihn bei Madame anzumelden.

„Madam ist abwesend", sagte dieser in etwas schnöder Weise.

„Ihre gewöhnliche Phrase", erwiederte Ludwig mit Zuversicht; „aber diesmal erkläre ich diese für nichtig. Melden Sie mich nur an, Ihre Herrin erwartet mich."

Seine sichere Haltung verblüffte den Diener; er schritt, von dem Maler gefolgt, bis zur Pforte eines kleinen Salons, in welchem sich Raimonde befand, und meldete den Ankömmling.

„Aber ich habe dir doch befohlen, diesen Menschen absolut abzuweisen!" rief Raimonde gereizt.

In diesem Augenblick trat Ludwig herzu und schritt keck auf die Dame zu. Der Diener zog sich zurück. Ludwig blieb mit Raimonde allein.

„Sie sind bewunderungswürdig, theurer Engel!" sprach Ludwig mit Feuer.

Raimonde war erstaunt und bestürzt.

„Ah, wie sprechen Sie! Ich bitte!" erwiederte sie mit eifiger Kälte.

„Wie kann ich anders, schöne Dame? Und warum so kalt, liebenswürdige Raimonde?"

„Raimonde! Aber ich bin nicht Raimonde für Sie, mein Herr, sondern Madame von Verseuil, Nichts weiter!"

„Für die Andern, ohne Zweifel, aber nicht für mich! Sie haben meine Bitte erhört, welche ich bei der Baronin gegen Sie auszusprechen wagte."

„Ich?" rief Raimonde erstaunt.

„Kurz," fuhr Ludwig fort, „ich wage zu glauben, daß Sie mich zu empfangen gewünscht haben."

„Wie einen Prätendenten, nicht wahr?" sagte Raimonde. „Sie sprechen so, daß ich träume, ich wolle mich wieder verheirathen."

„Sie wollen Ihre Unabhängigkeit erhalten, schöne Frau; ich habe Nichts dagegen einzuwenden. Die Liebe bedarf der gesetzlichen Formen nicht, und eine junge und schöne Wittwe, wie Sie, kann nur profitiren, wenn sie ihre Liebe zu einem Manne ins Gewand intimer Freundschaft kleidet. Ich bin diskret und werde die Verbindung unserer Herzen zu verbergen wissen."

„Ah, ich begreife!" versetzte Raimonde mit niederschmetternder Ironie; „Sie proponiren mir, mein Herr, eine leichtfertige Liaison, welche Sie ermächtigt, Ihre Freiheit nach Belieben zu gebrauchen, eine Liaison, in welcher man die Herzen wechselt, ohne sie zu geben, und welche den Rücktritt reservirt. Das ist ein Arrangement, welches Sie vielleicht zu treffen vermögen, aber ich, mein Herr, ich bin keine Freundin des Zigeunerlebens, das sich für eine Frau der Demi-monde eignet

nicht für eine Frau der wahren Welt, welche entehrt werden würde."

„Aber, Madame," erwiederte der Maler lächelnd, „Sie verlieren Ihr Gleichgewicht."

„Bei uns, Gott sei Dank!" fuhr Raimonde im Feuer der Indignation fort, „ist es die Tugend, welche uns den Pfad anweist. Gehen Sie doch in die Boudoirs, wo Sie Ihre Demoiselles finden, und lassen Sie uns unsere Salons! Sprechen Sie mit Ihren filles de marbre, die Cigarre im Munde, aber bei uns behalten Sie den Hut in der Hand. Lieben Sie Jene, so viel Sie wollen, aber respektiren Sie uns!"

Raimonde war völlig in Hitze gerathen. Das Feuer heiliger Tugend machte ihre Wangen erglühen, und Ludwig verlor seine zuversichtliche Haltung; er war verdutzt. In seinem bisherigen wilden und etikettelosen Treiben hatte er niemals eine Frau gefunden, die so zu ihm sprach, wie die Wittwe, und niemals hatte er eine Dame so schön gesehen, wie diese, welche ihm, von tugendhafter Gluth geröthet, wie eine Göttin erschien.

(Fortsetzung folgt.

Denksprüche.

1.

Lernst Du nur jeglichen Tag, von dem, was noch Dir ermangelt,
Dein gemessenes Theil, häufend des Schatzes Gewinn,
Lernst Du nur wieder in jeglichem Mond, was schon Du gelernt hast,
Sieh! so wohnet fürwahr! Liebe zur Lehre Dir bei!

2.

Was an Mangel und Fehl die Menschlein sollten verbessern,
Das vertünchen sie nur, schmücken es wohl gar noch aus.

Das Dörfchen.

Dörfchen in des Waldes Arm
Hütten unter grünen Bäumen,
Fern von wilder Ehrsucht Träumen,
Gute Menschen, froh und arm!

Wie ein Nest in Blüthen ruht
Lebt ihr, falschem Glanz verborgen,
Eure Hoffnungen und Sorgen
Stellt ihr fromm in Gottes Hut.

Kleine Wünsche hegt ihr nur!
Eure Ernten bringt der Boden,
Wo sie ruhen eure Todten
In dem Frieden der Natur.

Was euch lieb ist, es verflicht
Traulich sich in euer Leben,
Mond und Sterne, Bäum' und Reben,
Und das Fremde kennt ihr nicht.

Eure Freuden bringt das Jahr
Mit der ersten Stunde wieder,
Blumen streut der Lenz euch nieder
Auf die Wiege und die Bahr'.

Eine Heimath habt ihr hie,
Eine Heimath habt ihr drüben,
Frommes Hoffen, treues Lieben,
Sie allein nur täuschen nie.

Auflösung der Charade in Nr. 39:

Fideikommiß.

Homonyme.

Ich bin ein einfaches Pflänzchen nur,
Fürwahr, ein Stiefkind der Mutter Natur!
Die, wenn sie Andre mit Ueppigkeit pflegt,
Mich nur zwischen Klippen und Steinen hegt;
Und dennoch schmückt mich mit Perlen und Band,
Oft ängstlich sorgend, die niedlichste Hand.
Bald golden, bald schwarz, braun, roth und weiß,
Bald seidenweich, bald wie Besenreis;
So wechsle ich tausendfach die Gestalt,
Und übe oft unumschränkte Gewalt.
Ja! mit Bescheidenheit könnte ich wagen
Es als die reinste Wahrheit zu sagen:
Daß mancher Sieg nur durch mich gelungen,
Und mancher Dichter hat mich besungen.
Doch ist dies alles nur eitles Gepränge,
Wenn an einer Mauerspalte ich hänge;
Dann ist es um meinen Ruhm gethan,
Und Niemand sieht mich gern noch dort an.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 41, | Erscheint jeden Sonntag. | 23. Oktober 1859.

Ein Frauenduell auf Tod und Leben.

(Fortsetzung.)

„Es ist entzückend, eine Frau zu sehen, welche erröthet", sagt Savigny sich selbst; ich habe Rosalba nie erröthen gesehen."

„Ich bin kühn vorgeschritten, Madame", sagt er dann laut, „aber ich habe solchen Empfang nicht erwartet, da Sie selbst mir das Zeichen zum Erscheinen gegeben haben."

„Welches Zeichen?" fragt Raimonde verwundert.

„Habe ich nicht in Ihr Carnet einige Worte geschrieben, in welchen ich Sie bat, mir den Zutritt zu gestatten? Haben Sie nicht zum Zeichen der Erhörung das Lied: „Der Freund der Sonne" gesungen?"

„Der Freund der Sonne! Ah, ich verstehe Alles! Welche infernalische List! Welcher satanische Degenstoß!"

„Ein Degenstoß?" fragt Ludwig verdutzt.

Raimonde erklärt ihm, in welchen Zwist sie mit Emmeline verwickelt ist, und daß diese allein es gewesen sein kann, welche das Carnet geöffnet und das betreffende Blatt gestohlen.

Der Maler ist völlig konfus. Er bekömmt einen außerordentlichen Respekt vor der schönen Frau, und — bittet sie um Verzeihung wegen seiner insolenten Anerbietungen, zu denen er durch einen falschen Schein berechtigt worden ist.

Raimonde reicht ihm lächelnd die Hand.

„Ich verzeihe Ihnen gern," spricht sie milder, „aber Sie werden erkannt haben, daß die Wittwen im wirklichen Leben nicht immer denen der Komödie entsprechen, und daß der Besuch eines jungen Mannes am Abend, und allein, mich und meinen guten Ruf ungeheuer kompromitiren kann."

„Das ist einfach", denkt Ludwig, „und es wäre gescheidter gewesen, wenn ich zu Rosalba gegangen wäre, welche nicht fürchtet, kompromitirt zu werden, wenn ich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bei ihr dinire, suppire, und mit ihr in die Oper gehe."

„Wohlan, mein Herr," fährt Raimonde fort, „Sie werden mich hoffentlich nicht mehr auf diese Art besuchen und meinen Ruf schonen."

„Ob, Sie haben Recht, Madame," entgegnet Ludwig. „Ein guter Ruf ohne Makel ist wie eine Ehrenmedaille, welche die Welt einer Frau verleiht." Rosalba, denkt er dabei, hat eine Menge schöner Dinge, chinesische und japanesische Vasen, Broncesachen, Ringe und Armbänder, aber diese Ehrenmedaille hat sie nicht.

Er blickt nach der Uhr.

„Aber es wird spät, Madame; erlauben Sie, daß ich meinen Besuch bei Ihnen verlängere?"

„Nein", erwiedert Raimonde, „aber ich zürne Ihnen nicht, und morgen ist Mittwoch, wo ich frühe aufstehen muß."

„Ah ich verstehe!" versetzt der Maler. „Dieser Mittwoch ist einer der ersten des Frühlings, wo man das Thal von Montmorency zu besuchen pflegt, um auf dem Rasen zu essen und im Felde zu lustwandeln. Gewiß wollen Sie diese Exeursion machen."

„O nein, mein Herr; ich will mich in die Messe begeben."

„In die Messe! Ah das ist sehr nothwendig."

„Sie spotten, Herr Savigny. Finden Sie es nicht nothwendig, Gott zu lieben und in der Kirche sich neue Kraft, neue Hoffnung und Poesie zu holen, wie man Wasser schöpft aus dem sprudelnden Quell?"

„Es ist wahr", erwiedert Ludwig, welchen die fromme Begeisterung der Wittwe in innere Bewegung versetzte. „Ich erkläre mir nun, Madame, daß, als ich einst bei Ihnen dinierte, ein Priester an meiner Seite saß. Es will mich aber bedünken, daß eine Frau von Welt, wie Sie, welche als die Königin unserer Bälle gilt, an ihrer Tafel lieber einen Tänzer als einen Heiligen haben sollte."

„Eine Frau von Welt", versetzte Raimonde mit Ruhe und Würde, „respektirt den guten Priester, welchen sie seit ihrer Kindheit kennt, da er ihr die erste Kommunion ertheilte. Können Sie mir wiedersprechen, Herr Savigny?"

„Ich widerspreche Ihnen nicht, edle Frau, weil ich Sie bewundere. Alles, was Sie sprechen, ist für mich neu, aber Sie müssen mir dies Bekenntniß meiner Unwissenheit und Verdorbenheit verzeihen. Ich bin ein Kind des Pariser Zigeunerthums. Ich kannte bisher nur Frauen, welche nicht in die Messe gehen, wie Sie, Madame; Frauen, deren Liebe nichts mit der Frömmigkeit zu thun hat, und welche Nichts glauben, als daß sie schön sind und das Leben mit vollen Zügen schlürfen müssen; Frauen, welche sich von Ihnen dadurch unterscheiden, daß sie unvollkommene Geschöpfe sind, während Sie, Madame, das Merkmal der Gottheit in Ihrer Tugend an sich tragen. Oh, Madame, ich fühle, daß es nicht blos Ihre Schönheit ist, welche mich fesselte; ich bekenne, daß ich Sie lieber habe als mein Leben. Haben Sie Gnade mit mir! Die Ehe, welche ich Ihnen anbiete, wäre das höchste Glück meines Daseins. Schenken Sie mir diese kleine, schöne Hand, welche mich aus der Trübe des wilden Pariser Lebens in den klaren Himmel eines gehaltvollen Daseins geleiten würde!"

„Sie haben ein edles Herz", erwiederte Raimonde bewegt, „aber ich habe mein Jawort bereits einem Andern gegeben; ich heirathe einen Mann, welchen ich liebe. Sie werden noch zu einem schönen Ziele gelangen, und die Frau, welche Sie heirathen, wird glücklich werden durch ihre Umkehr."

Ludwig entfernte sich mit der Absicht, Raimonde nicht mehr wiederzusehen. Die schöne Frau hatte ihn gründlich geheilt. Er faßte eine tiefe Verehrung gegen die Tugend, welche sie ihn hatte erkennen lassen, und das erste Mal, als er die schöngeputzte Rosalba mit weiß gemaltem Gesicht, roth geschminkten Wangen, und schwarz gefärbten Brauen wiedersah, begegnete er ihr mit Verachtung und brach gänzlich mit ihr, wie ein Kind, welches seine Puppe wegwirft.

Der Graf d'Estève dagegen zitterte vor Wuth über den anscheinenden Verrath Raimondens. Der Stolz seiner Liebe war aufs tiefste verletzt. Der Eroberer der Salons fühlte sich gedemüthigt, indem er sich sagte, daß ein Geringerer wie er, daß der Maler ihn bei der schönen Wittwe aus dem Feld geschlagen.

7.

Mademoiselle Jenny.

Emmeline verfolgte alle Vortheile ihrer infernalischen List und verdoppelte ihre Verführungskünste. Sie wollte die Alleinherrscherin im Herzen des Grafen sein, und hatte dazu mehrere Ausgänge: den Verdruß desselben, die Rachsucht, den verletzten Stolz, drei Pforten, welche ihr in diesem Augenblick gewisse Vortheile gegen die Wittwe einräumten. Der Graf profitirte von dem Vertrauen Desparville's und schloß sich seit der Beobachtung des Besuchs Savigny's bei Raimonde wieder fester an Emmeline an. Jedesmal, wenn der jungen Frau der legitime Arm des Mannes fehlte, offerirte der Graf galant den seinigen und begleitete Emmeline zu allen Reunions und Soireen. Letztere wollte den Geliebten wieder erobern, welchen eine andere ihr entzogen, und waffnete sich mit allen Arten der Verführung. Sie umgarnte den irre gewordenen Grafen, und hauchte mit großer Geschicklichkeit in seine Brust den Gifthauch des Zweifels an Raimondens Treue und Reinheit. Der entschlossene Wille eines Weibes vermag viel, und Liebe und Koketterie sind mächtige Talismane, besonders bei einer so intriguanten und so schönen Frau, wie Emmeline. Sie bot alle Hilfstruppen auf, um das verlorne Feld, das Herz des Grafen, wieder zu erobern: die Kleiderkünstlerin, die Modistin, die Blumistin, den Coiffeur, die Kammerfrau. Ihre Toilette war stets ein Muster vollendeter Kunst, und sie galt in der That in den Salons als eine geschmackvolle Frau.

Raimonde, in Verzweiflung über das Wegbleiben des Grafen, verlor an Zauber, was Emmeline gewann. Die Anbeter und Bewunderer gingen in den Salon der Frau Desparville; der Graf vergaß die fatale Tante Michon und seine schlechte Leidenschaft erwachte nach und nach wieder, je länger er von Raimonden entfernt blieb. Seine Liebe reflektirte, und ward von der Bewunderung der Andern erleuchtet. Er war, wie ein Planet, welcher sich um die Sonne bewegt, der ächte „Freund der Sonne". Raimonde ahnte, daß die List ihrer Feindin dem Bruche des Grafen nicht fremd sei, und daß sie den Schritt des Malers veranlaßt habe, aber es gelang ihr nicht, sich dem Grafen zu erklären. Eines Abends begegnete sie Emmelinen auf der Treppe der Oper. „Ich habe Grund," sagte sie zu derselben, „den Stoß Ihres Degens zu empfinden."

„Sie täuschen sich nicht", erwiederte Emmeline; „ich glaube selbst, Sie sind im Herzen verwundet."

Jetzt begann Raimonde sich ernstlich zu fürchten. Sie wurde blaß und schüttelte betrübt das schöne Lockenhaupt.

„Aber ich bin schöner wie diese Frau", sagte sie sich, „und dennoch geht er lieber zu ihr. Er liebte mich,

aber seine Liebe hatte keine Dauer. Es scheint, ich kämpfe mit ihrem Schmucke und ihrer Verführungskunst."

Am andern Tage suchte Raimonde in ihrem Haupte emsig nach einem gewaltigen Streiche, den sie gegen ihre Feindin mit Erfolg führen könne, denn Das sagte sie sich, daß sie so leicht sich nicht verloren geben dürfe. Sie hatte entschiedenen Widerwillen gegen die Manier, mit welcher Emmeline kämpfte; ihr Ehrgefühl litt es nicht, sich der Perfidie und Teufelei zu bedienen, aber eine Lächerlichkeit, eine Verkehrtheit, einen Streich im Genre der Tante Michon — das wäre ihrem Herzen erwünscht gewesen. Sie dachte eben noch über eine glückliche Idee nach, als eine Mademoiselle Jenny um einige Augenblicke Gehör bat.

„Wer ist diese Dame?" fragt Raimonde.

„Eine einfache Kammerfrau von Madame Desparville", antwortet der Diener, „welche Ihnen Etwas mitzutheilen wünscht."

Raimonde, welche unwillkürlich hofft, von Jenny einige Geheimnisse ihrer Rivalin zu erfahren, gebietet, diese eintreten zu lassen. Mademoiselle Jenny ist eine Person, wie man sie öfters als Soubretten in Vaudevilles sieht. Sie dient bei Emmeline und beginnt sofort mit einer lebhaften Erzählung aller Schändlichkeiten, welche sie bei ihrer Herrin beobachtet hat, und bittet Raimonde, sie in ihren Dienst zu nehmen. „Hat man Sie entlassen?" fragt die Wittwe. „Noch nicht, Madame, aber ich mag es nicht mehr bei dieser Desparville aushalten. Madame ist so reizbar. Ein einziges Wort kann sie in einen Zorn versetzen, daß sie zu klappern anfängt wie die Mühle in meinem Dorfe. Die geringste Sache kann sie jetzt außer sich bringen. Wenn ich ihr das Korsett nicht eng genug schnüre, möchte sie mich lieber mißhandeln, vollends wenn ich ihr die falsche Flechte nicht ganz genau anlege, damit sie dem Grafen d'Estève gefalle!"

In Raimondens Augen blitzte eine sehr heftige Freude auf.

„Warum eine falsche Flechte?" fragt sie hastig, „ich habe geglaubt, ihre Haare seien ächt. Sie passirte in den Salons als eine unantastbare Schönheit."

„Ah, Madame, man sagt nicht Alles den großen Leuten, was die Kammerfrau erfährt. Aber, Madame, wenn ich die Ehre haben dürfte, Sie zu bedienen, so würde ich nie ein Wörtchen von Ihren Geheimnissen über meine Lippen bringen."

„Und Sie glauben," fährt Raimonde in scheinbar gleichgiltigem Tone fort, „daß diese falsche Flechte dem Grafen d'Estève nicht bekannt ist?"

„Ja, Madame. Er nimmt die schönen Haare für ächte, wie alle Welt, und hat meiner Herrin öfters gesagt, daß ihre langen Haare ihr schönster Schmuck seien."

„Wahrhaftig?" ruft Raimonde, welche in diesem Momente mit wahrer Genugthuung die Hand an ihre köstliche Chevelure legt.

„Sicher", erwiederte Jenny, „Wenn der Herr Graf erscheint, sind ihre Haare stets kunstvoll gemacht, aber bei ihrem Manne läßt sie sich gehen und wendet wenig Sorgfalt auf ihren falschen Kopfschmuck. Kurz, ich mag Alles Dieses nicht mehr ansehen."

„Jenny", sagte Raimonde etwas aufgeregt, „ich gebe Ihnen einen Stoff zum Streit mit ihrer Frau und noch mehr, ich nehme Sie in meinen Dienst und zahle Ihnen doppelte Gage."

„O wie gut sind Sie, Madame!"

„Die Baronin d'Hersin", fährt Raimonde fort, „gibt morgen einen großen Ball. Ihre Frau wird doch dort erscheinen?"

„Zuverläßig; der Graf ist eingeladen und sobald dieser Herr — kurz, Das kümmert mich nicht."

„Wohlan, liebe Jenny, legen Sie diesmal die falsche Flechte recht locker an; hören Sie? recht locker! So ungeschickt, daß sie beim ersten raschen Walzer...."

„Oh", unterbricht Jenny die schöne Wittwe mit Eifer, „lassen Sie mich für das Lachen sorgen! Die Sache ist amüsant. Aber Madame, wenn meine Herrin vom Balle nach Hause kommt, was wird mit mir geschehen?"

„Sie kommen zu mir, Jenny. Sie sind ein gebildetes Mädchen, das ich werde gebrauchen können. Wie gesagt, ich verdoppele ihre Gage."

Jenny kehrt mit lachender Miene ins Haus Desparville's zurück.

Am andern Abend um zehn Uhr versammelten sich zahlreiche Gäste zu dem glänzenden Balle der Baronin d'Hersin. Die Salons sind auf's feinste eingerichtet; Nichts mangelt um den Empfang zu einem grandiosen zu machen. Die Baronin hat alle Diamanten ihrer Bekanntschaft eingeladen; es fehlt weder an reichen Leuten und kostbar gekleideten, liebreizenden Damen, noch an muthigen Tänzern; genug, der Ball ist komplett. Um halb elf Uhr erscheint der schönste Stern der Hölle —

Emmeline, mit ihrem schönen, blonden, falschen Haare, das Jedermann in seiner kunstreichen Anordnung als eine wahre Krone dieser Ballkönigin bewundert.

8.

Die Schöne im goldnen Haar.

Emmeline durchschreitet den Festsaal am Arme ihres Mannes; Graf d'Estève eilt sogleich grüßend auf sie zu. Die junge Frau ist roth vor Freude.

„Ei, unser Herr Graf!" ruft Desparville, und reicht diesem freundlich die Hand; „ich bin erfreut, Sie zu finden, denn alle diese Feste sind für mich monoton, wenn ich keinen Freund in meiner Nähe weiß. Aber, lieber Graf, wenn Sie sich verheirathen, so nehmen Sie nur keine Frau, welche Sie jeden Abend auf den Ball begleiten müssen."

„Und verbringen Sie Ihr Leben hinter dem Ofen?" sagt Emmeline mit lächelnder Ironie, und erhebt ihre weißen Schultern.

„Ich kann Sie durchaus nicht beklagen, Herr Desparville", entgegnet der Graf, „denn dieser Ball ist charmant, und die Frauen sind reizend."

„Aber bedenken Sie nur," fährt Desparville kläglich fort, „daß Dies schon mein vierter Ball in dieser Woche ist! Meine Frau ist unverwüstlich. Ich habe niemals diese Pariserinnen begriffen, daß sie die Saison nur um des Tanzes willen als vorhanden betrachten, und sich ewig in Tourbillons bewegen müssen. Es scheint, daß sie sich selbst mitten im Winter eine Frühlingstemperatur schaffen müssen, und der Tanz ist ihr Thermometer."

(Fortsetzung folgt.)

Vaters Wiegenlied.

nach dem Tod der Mutter.

Schließe die Aeuglein zu
Schlafe mein Engel du
Schlaf' bis die Morgensonn'
Wecket zu neuer Wonn'!

Träume recht süß und mild
Von deiner Mutter Bild!
Sie flög' von ihrem Stern
Zu dir herab so gern!

Ihr auch am Strahlenort
Dort an des Himmelspfort'
Nur dann die Freude blüht,
Wenn sie dich heiter sieht!

Weine mein Kleiner nicht,
Mir sonst das Herz zerbricht!
Locken ja Thränen schnell
Auch meiner Zähren Quell!

Mutterchen fehlet dir?
Mir fehlt die Seele hier!
Die mich an's Leben band
Weilt nun in fernem Land!

Dir reicht auch fremde Brust
Lebens unschuld'ge Lust!
Was ist auf Erden hier
Trost noch und Wonne mir?

Wenn ich an's Herz dich drück'
Fühl' ich nur bitt'res Glück.
Denn die dich mir kaum gab
Modert in dunkelm Grab!

Hat dich mein Lied erweckt?
Hat dich mein Herz erschreckt?
Weinend muß ich mich freu'n,
Thränen statt Rosen streu'n!

Leben ist nicht mehr süß
Seit mich mein Weib verließ!
Kindlein nur du allein
Kannst schwacher Trost mir sein!

Ach Ruhe wird nicht mir,
Trauern muß ich ja hier!
Wenn ich einst schlafe ein
Werd' ich erst glücklich sein!

Auflösung der Homonyme in Nr. 40:

Frauenhaar (ein Farrenkraut).

Räthsel.

Einfach bin ich der Schmuck des Weisen,
Und wo ich bin, wird man mich preisen;
Doch sucht ein Uebermüth'ger sich
Mit meiner Mehrzahl stolz zu zieren,
So dürfte er darüber mich
In meiner Einheit leicht verlieren.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 42. | Erscheint jeden Sonntag. | 30. Oktober 1859.

Ein Frauenduell auf Tod und Leben.

(Fortsetzung.)

Ein Spiellustiger unterbricht dieses Gespräch, und engagirt Herrn Desparville zu einer Partie Whist.

„Ich bin von der Partie!“ ruft Dieser sehr erfreut, und bittet den Grafen, ein wenig für seine Frau zu sorgen.

„Mag sie immerhin tanzen, während ich spiele“, sagte Desparville lachend, und zieht sich in ein Spielzimmer zurück.

Der Graf bietet Emmeline seinen Arm als dienender Cavalier. Emmeline schreitet an seiner Seite, dicht an ihn geschmiegt unter dem Feuer bewundernder Blicke, wie eine Siegerin.

In diesem Augenblick öffnet sich auf einer Seite des Saales das Gedränge vor einer andern schönen Frau. Emmeline erkennt ihre Rivalin. Der Graf erblaßt ein wenig beim Anblick Raimondens, welche sich mit Gewalt bekämpft, um ihre Verwirrung nicht merken zu lassen. Beide, Emmeline und Raimonde, affektirten Gleichmuth und verbeugen sich graziös gegen einander.

„Sie sind bewunderswürdig diesen Abend!“ sagte Emmeline zu ihrer Feindin.

„Und Sie“, erwiedert Letztere mit einem seltsamen Blick auf ihren kunstvollen Haarputz, „Sie sind reizend coiffirt; diese Krone von Haaren, welche ihr Haupt schmückt, ist von einer Dichtigkeit, von einer Magnifizenz . . . Es ist eine usurpirte Krone, setzt sie im Stillen hinzu, und die sie trägt, ist keine Königin von Gottes Gnaden.“

„Sie sind tausendmal liebenswürdiger“, versetzte Emmeline; „Ihre Robe ist geschmackvoll und kostbar. Sie prangen darin wie eine lebendige Rose.“

Unter so vielen überschwenglichen Komplimenten ziehen sich beide Frauen, Dolche im Herzen, von einander zurück.

„Aber sagen Sie doch, Madame“, spricht ein junges Mädchen zu Emmeline, „meinen sie nicht, daß das Rosa zu dem Teint der Madame von Berjenil wenig paßt?“

„Rechten Sie mit der Dame selbst!“ antwortete Emmeline mit einem leichten Lächeln und läßt sich in einiger Entfernung nieder.

Ein Signal gibt das Zeichen zum Beginn des Tanzes. Es ist eine Quadrille, welche zu den Lieblingstänzen des Grafen gehört. Er tanzt mit Emmeline. Die falsche Flechte regt sich nicht. Raimonde wird unruhig. Nach der Quadrille folgt eine Polka-Mazurka. Die goldene Haarkrone bewegt sich ein wenig und verliert die Symetrie. Raimonde bemerkt mit angehaltenem Athem, wie Emmeline mit der Hand nach dem Kopfe faßt, aber diese beruhigt sich wieder. Die Flechte sitzt noch an ihrer Stelle. Jetzt kommt ein Walzer in zwei Tempo. Raimonde sieht, wie der Graf Emmelinens Hand nimmt und mit ihr zum Tanze antritt. Niemals ist ein Walzer lebhafter getanzt worden; es ist ein schreckliches Rasen; ein elektro-magnetisches Zucken tanzender, hüpfender Beine. Ein großer Theil der Tanzenden, ermüdet von der unnatürlichen Bewegung, ruht fort. Sie befanden sich allein inmitten des Kreises. Da, mitten im Tourbillon, löst sich Emmelinens Haarschmuck, weht einige Momente lose auf und ab und fällt endlich nieder auf's Parket. Emmeline merkt, daß plötzlich ihr Kopf sehr erleichtert ist, fährt mit der Hand darnach und sieht mit einem Schrei die goldene Krone zu ihren Füßen liegen.

Es entsteht eine Bewegung im Salon, ein Lachen und Kichern, ein Flüstern und Murmeln, und die auf Emmeline eifersüchtigen Frauen tragen mit geschäftiger Zunge die Anekdote rasch von Mund zu Mund. Emmeline wankt und stützt sich auf des Grafen Arm; sie gibt sich verloren. Raimondens Waffe hat gut getroffen; eine leichte Waffe, die Lächerlichkeit, aber wirksam wie ein Fleuret und furchtbar verwundend. Diesmal hat Raimonde einen doppelten Streich geführt: sie hat die Gegnerin getroffen und, so hofft sie, der Liebe des Grafen den Reu gegeben. Und der Graf fühlt in der That einen Stoß in seinem Herzen, der ein gewisses Roth in

sein Gesicht treibt. Es ist für ihn ein schweres, ein kritisches Amt, bei der armen Frau auszuhalten. Glücklicher Weise erlöst ihn ein anderer Mann, welcher Emmeline wirklich liebt, dieser Mann ist Desparville, das arme, verschmähte Herz, das so tief betrogen, und dessen Liebe dennoch unauslöschlich geblieben. Er hebt die falschen Haare auf, steckt sie in die Tasche und führt seine Frau in ein Nebengemach. Im Vorübergehen fleht er Raimonde.

„Haben Sie Mitleid," flüsterte er ihr zu; „Sie sind die Freundin meiner Frau; stehen Sie ihr bei!"

Raimonde kann kaum das Lachen zurückhalten, aber sie hat ein gutes Herz, welches Mitleid fühlt mit der schrecklich Verwundeten. Sie folgt der Aufforderung Desparville's und geht mit in's Nebenzimmer. Desparville läßt seine halb ohnmächtige Frau auf einem Divan nieder und eilt hinweg, um seinen Wagen vorfahren zu lassen. Raimonde nähert sich Emmelinen, ein Riechflacon in der Hand.

„Ich fürchte, ich habe mich zu stark gerächt", sagt sie zu der Betäubten, „aber was wollen Sie? Sie haben mich am Herzen verwundet, ich Sie am Kopfe."

„Was sagen Sie!" fährt Emmeline auf.

„Ich sage, daß Jenny eine ungeschickte Kammerjungfer ist."

„Ah, ich begreife! Es ist infam!" schreit Emmeline. Sie sind schadenfroh, Madame, und dies ist ein Duell zum Tode. Aber hoffen Sie nicht, den Grafen zu Ihren Füßen zu sehen. Er hat in Ihrem Carnet das Blatt gelesen, welches Ludwig Savigny's Liebesbotschaft enthielt, und die Romanze gehört, welche Sie als Roman zum Besten gaben."

„Und diese Romanze", erwiedert Raimonde, „haben Sie durch Ihre infernalische Kunst hervorgerufen. Das insolente Blatt haben Sie aus meinem Carnet gerissen, ehe ich es selbst gelesen. Sie wußten, daß ich den Grafen liebte, und daß, wenn Sie durch Ihre List unsere Mariage hinderten, Sie mir ein Duell auf Tod und Leben boten. Wieder sind Sie es, welche so furchtbar zugestoßen."

In diesem Moment kam Desparville zurück, nahm den Arm seiner Frau und führte sie nach dem Wagen. Eben wollte Raimonde allein in den Salon zurückkehren, als der Graf d'Esteve ihr den Weg vertrat. „Verzeihung," rief er bittend, „tausendmal Verzeihung! Ich bin seit einigen Augenblicken da, und habe Alles gehört. Ich weiß jetzt, daß Sie nicht strafbar sind, daß Ihre reine Tugend auch nicht einen Augenblick gewankt hat. Aus Mitleid verzeihen Sie mir! Ich kann nicht von Ihnen lassen. Nur Schein war meine Liebe zu Madame Desparville, den mein Verdruß hervorrief.

„Ist Dies Wahrheit?" rief Raimonde mit einem freudig flammenden Blicke.

„Ich schwöre es Ihnen! Ich liebte nur Sie, und liebe Sie noch so heiß, wie sonst. Noch einmal — verzeihen Sie mir!"

Raimonde reichte dem Grafen die Hand, und hatte in diesem Augenblicke alle Beleidigungen, alle Bitterkeit verschmerzt. Es ist etwas Erhabenes um die Barmherzigkeit eines weiblichen Herzens, welches liebt, und Raimonde liebte (sie fühlte es in diesem bewegten Augenblicke) mit der ganzen Kraft ihrer herrlichen Seele.

9.

Am Krankenbett.

Einen Monat nach diesem Ereignisse machte Emmeline einen Besuch bei einer ihrer Freundinnen, einer Frau, welche die Eigenheit hat, alle Neuigkeiten zu wissen. Diese Freundin hatte ein Journal zur Hand, mit welchem sie, weil sie nicht existiren konnte, ohne von Verheirathungen, Abenteuern, neuen Moden &c. zu plaudern, am besten verglichen werden konnte.

„Wissen Sie schon die pikante Neuigkeit? fragte sie Emmeline.

„Welche Neuigkeit?"

„Daß der Graf d'Esteve sich verheirathet?"

„Was sagen Sie!" schrie Emmeline auf, aber sie verbesserte sich schnell, und affektirte dieselbe Gleichgiltigkeit, als wenn sie von der Mariage des Schah's von Persien, oder des Kaisers Soulouque gehört hätte. „Und wen heirathet er denn?" setzte sie gelassener hinzu. „Welche reiche Erbin, welches junge Mädchen aus großer Familie ist denn die Glückliche?"

„Eine schöne Wittwe von unserer Bekanntschaft, Madame Raimonde v. Berseuil."

„Emmeline erblaßte und hatte Mühe, ihre große Verwirrung zu verbergen. In diesem Augenblick ward ein neuer Besuch von einer Freundin des Hauses gemeldet. Die Kammerfrau öffnete die Thüre des Salons und rief:

„Madame Raimonde v. Berseuil."

„Treten Sie gefälligst ein, theuerste Frau!" sprach die Frau vom Hause; „eben sprachen wir von Ihnen,

Madame, und zwar von Ihrer Mariage mit dem Grafen d'Esteve."

Raimonde beobachtete Emmeline, welche verdrießlich zu sein scheint, und dämpft ihren Siegesstolz, denn ihre Seele bemerkt, daß ihre Feindin verwundet ist. Raimonde ist eine reizbare, aber noble Natur, wie der Löwe, welcher sich nur vertheidigt, wenn er angegriffen wird, aber niemals wie der Tiger, welcher zum Vergnügen Blut vergißt. Sie haßt in diesem Momente keine Person mehr; sie besitzt den Mann, welcher sie anbetet, das Leben lächelt ihr und das unaussprechliche Glück macht sie überaus mild. Aber Emmeline, von Verzweiflung getrieben, verdoppelt die boshaften Eingebungen ihres Herzens.

„Ohne Zweifel", sagte die Frau vom Hause zu Raimonde, „melden Sie auch Ihre Verheirathung der Baronin d'Herfin; sagen Sie ihr doch dabei, sie solle ihre blaue Robe nicht mehr anziehen . . .

„Und Sie, beste Frau", fährt Raimonde zu Emmeline gewendet fort, „Sie kommen jedenfalls auch dorthin; erheben Sie doch auch Ihre Stimme im Namen des guten Geschmacks."

„Ich werde nicht die Ehre haben", erwiedert Emmeline kalt.

„Erlauben Sie mir, Madame", versetzte Raimonde, „Ihnen zu bemerken, daß die Baronin meine Freundin ist und daß ich sicher nicht ermangeln werde...."

„Wenn die Baronin d'Herfin Ihre Freundin ist", sagt Emmeline, „so haben Sie Grund, sie zu beklagen, denn sie ist krank."

„Krank?" ruft Raimonde erschrocken.

„Wissen Sie denn das nicht?"

„Ist es möglich? Ich habe sie erst vor ganz kurzem gesehen."

„Es ist ganz gewiß, Madame; eilen Sie, wenn Sie von Ihrer guten Freundin einen letzten Abschied nehmen wollen."

„So schlimm ist es schon? Aber was ist denn Ihre Krankheit?"

„Sie ist", erwiedert Emmeline mit heimlichem, boshaften Lächeln, „wie viele junge Frauen in Folge eines Balles der Krankheit verfallen; ich glaube, sie leidet an einer Brustwassersucht."

„Arme Freundin!" sagt Raimonde. „Oh, ich eile im Augenblicke!"

Indem sie gehen will, bleibt sie vor Emmeline stehen und spricht aufgeregt:

„Ohne Sie hätte ich meine Freundin vielleicht nicht mehr gesehen. Ich danke Ihnen, Madame! Ich danke von Herzen!"

Sie eilt zur Baronin. Ohne die Dienerschaft zu beachten, welche ihr den Eintritt wehren will, schreitet sie durch die bekannten Säle.

Eine Kammerfrau tritt ihr entgegen.

„Was wollen Sie", sagt Raimonde heftig. „Sie wissen doch, daß die Baronin meine Freundin ist; soll sie sterben, ohne daß ich sie sehe?"

„Gehen Sie, Madame, gehen Sie," erwiederte die Kammerfrau ergeben; „Sie dürfen am allerwenigsten meine arme Herrin verlassen."

Raimonde tritt in einen kleinen Salon, wo ein Visitenbuch aufliegt, in welches alle Freunde und Freundinnen, welche der Baronin Bälle besuchten, ihre Namen verzeichnet hatten. Nein, dachte Raimonde, so im Vorbeigehen willst du deine Theilnahme nicht an den Tag legen; und sie schritt in die halb erhellte Kammer ans Bett der Kranken. Sie konnte im Zwielicht kaum die Züge derselben erkennen.

„Sind Sie es, Justine?" fragt die Baronin mit matter Stimme.

„Nein," erwiedert Emmeline, „ich bin's, Ihre Freundin, Madame v. Verfeuil!"

„Ah, Sie!" ruft die Kranke und erhebt sich halb vom Bette. „Oh, ich habe bis jetzt keine solche Theilnahme gefunden." Thränen quollen aus ihren Augen.

Raimonde wird von tiefer Rührung ergriffen. Sie findet, daß ihr Besuch ein gewisser Gottesdienst ist, welcher sie selbst und die Kranke erhebt. Es ist ihr zu Muthe als nehme sie Abschied von einer Sterbenden. Sie wirft sich über die Baronin, küßt ihre Lippe, ihre Wangen, und hält ihre Thränen nicht zurück.

„Was beginnen Sie!" ruft die Kranke mit aller Kraftanstrengung und sucht Raimonden abzuwehren.

„Ich umarme Sie, meine arme Freundin!"

„Sie sollen mich nicht umarmen! Sie sollen mich nicht berühren! O bitte, setzen Sie sich nicht der Gefahr aus!"

„Welcher Gefahr?" fragt Raemonde verwundert.

„Aber Sie wissen doch, daß die Pocken anstecken, und daß Vaccination jetzt nicht mehr davor schützt?"

„Die Pocken? Sie haben die Pocken?" schreit Raimonde und fährt entsetzt zurück.

„Das wußten Sie nicht?"

Der Schrecken beherrscht in diesem Augenblick Rai-

monde so stark, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

„O Gott!“ seufzt sie dann und läßt den Kopf matt auf die Brust sinken; „ich wußte nichts davon.“

Sie reicht der Kranken gezwungen noch einmal die Hand und wankt aus der Kammer.

„Die Pocken!“ flüstert sie vor sich hin und ein Schauer überläuft sie. „Ah, ich begreife! Diese Infamie! Jene Natter . . . sie will mich nicht mehr liebenswürdig sehen! Sie hat es angestiftet, sie allein! Es ist die Pointe ihrer Waffe, welche Narben in meiner Gestalt zurücklassen soll.“ Sie bestieg voll Furcht ihren Wagen, und fuhr halb krank in ihr Hotel zurück.

Am andern Tage zeigten sich bei ihr die Pocken.

(Fortsetzung folgt.)

Das beste Rezept.

Mutter, ich bin beim Doktor gewesen,
Das ist ein wunderlieblicher Mann,
Hat so ein gutes und freundliches Wesen,
Der hilft mir sicher, wenn Einer es kann;
Bin fast zwei Stunden bei ihm dort geblieben,
Er hat ganz haarklein mich ausgefragt,
Ich hab' vertrauend ihm Alles beschrieben,
Und hab' ihm all' meine Schmerzen geklagt.

Daß ich un[illegible] auf dem Lager mich wälze,
Und mich der Schlaf doch beständig flieht;
Daß ich vor Angst und vor Hitze fast schmelze,
Wenn auch kein Fünkchen im Ofen glüht,
Und wenn ich auch schlafe, dann stellen die bangen
Die fürchterlichen Träume sich ein,
Da ist mir's, als wollte der Michel mich fangen,
Ich laufe, — er hascht mich — da muß ich dann schrei'n! —

Ich sagte ihm, daß ich Beklemmungen habe,
Da rechts auf der Selle, — ich athme nie frei,
Daß mir's ist, als ob Jemand im Herzen mir grabe,
Daß mir lieber der Mond als die Sonne sei,
Daß, — wenn wir so mähen, ich und der Michel,
Ich ganz verwirrt sei, und schrecklich zerstreut,
So, daß ich im Irrthum mit meiner Sichel
Anstatt in das Gras, in die Finger mich schneid'.

Daß jüngst, statt zu bringen von dem Gemüse,
Ich Rosen vom Garten nach Hause nahm,
Daß ich neulich am Hochzeittage der Lise
Auf einmal ein heftiges Zittern bekam,
Daß sich meine Augen völlig verglasen,
Wenn ich in der Kirch' aus dem Buche bet';
Denn hör' auf dem Chor ich den Michel blasen,
Mein' ich, daß der Himmel mir offen steht.

Und als ich dem Doktor nun Alles gestanden,
Und Er mit lächelnden Blicken mich maß,
Da nahm er ein Blättchen Papier schnell zu Handen,
Schrieb drauf und sprach: Gieb der Mutter das! —
Ich bin auf dem Wege dann stehen geblieben,
Und habe gelesen, — ein seltsames Ding!
Seht Mutter, er hat mir den Pfarrer verschrieben,
Den Michel und einen goldenen Ring.

Auflösung des Räthsels in Nr. 41:

Würde — Würden.

Charade

Es reitet und schleicht zur Abendzeit
Und auch in jeder Zeitung
Gesindel, fremd der Ehrlichkeit,
Von räthselhafter Bedeutung.
Ihr habt's gelesen, ihr habt's belacht,
Was fremde Börsen sich eigen macht;
Ihr kennet die Schleicher und Reiter
B . . K . . . . und B . . . . S . . .

Mit diesen, ein löbliches Kleeblatt, geht
Die dritte gaunernde Sorte.
Warum die Erste sie schmückt und schmäht,
Das laß ich an seinem Orte.
Man weiß, es kleidet ja manchen Wicht
Der Tugend Farbe, die Tugend nicht;
Drum wollen diese nicht gelten,
Was Schmuck und Name melden.

Zwei andre sind dem Mein und Dein
Im Handel zu empfehlen.
Sie dürfen, kauft schon keiner sie ein,
Auf Märkten und Messen nicht fehlen.
Denn, wo es an diesen gebricht, da mißt
Nicht Elle noch Stock, noch Arm, da ist
Dem Krämer in voller Bude
Wie Tantalus zu Muthe.

Es drängt zu den Zweien das Ganze sich gern;
Sein Element ist die Menge,
Ihm leuchtet Merkurs fruchtbringender Stern
Im bunten Gewühl und Gedränge.
Es bringet nicht Geld noch Wechsel mit,
Ist schlecht empfohlen und ohne Kredit
Und kauft ohne lange zu wählen;
Wir andern nennen es — Stehlen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 44. | Erſcheint jeden Sonntag. | 13. November 1859

Ein Frauenduell auf Tod und Leben.

(Schluß.)

Ludwig ſprach wahr; er ſuchte nicht mehr nach der bloß materiellen Schönheit, er ſuchte die Schönheit der Moral und der geiſtigen Bildung.

„Es gibt doch noch einige noble Herzen in der Welt!" rief Raimonde; „aber noch einmal, mein Herr, bemerken Sie denn nicht, daß ich mich bedeutend verändert habe?" „Sie betrügen ſich ſelbſt, Madame! Sie ſind noch dieſelbe Frau, wie damals, wo ich Sie ſah in der Kirche und Gott dafür dankte, daß Sie mich gerettet hatten. Ich beobachtete Sie genau. Sie traten aus der Kirche und ſchenkten einem armen Kinde ein Almoſen und eine Thräne; mir abel goſſen Sie neue Poeſie des Lebens in die vertrocknete Seele. Nein, Madame, Sie haben ſich nicht verändert."

Ludwig hatte bis hieher mit geſteigerter Bewegung geſprochen; das Herz ſprach von ſeinen Lippen, daran war kein Zweifel, und Raimonden quollen Thränen der Rührung in die Augen. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß die Leidenſchaft des Malers himmelweit von der des Grafen verſchieden war, daß er nichts mehr hatte von dem frivolen Geiſte der vergangenen Tage; aber ſie liebte den Grafen noch und die Liebe iſt in einer zuverſichtlichen Seele ſchwerer zu entwurzeln wie die hundertjährigen Rieſenbäume des Waldes. Sie verſprach Ludwig nichts als eine innige Freundſchaft, und er zog ſich mit tiefem Schmerze zurück.

„O Frauen, Frauen!" flüſterte er beim Scheiden aus ihrem Hotel; „wer den Geiſt des Widerſpruchs ergründen könnte, der Euch beſeelt. Ihr ſeid Euch gleich geblieben ſeit der Zeit, wo Hermione den Pyrrhus anbetete, der ſie verſchmähte, und den Oreſtes verſtieß, der ſie innig liebte!"

Die Zeit verſtrich und der Graf d'Eſteve ſandte die Briefe nicht zurück.

„Er kehrt wieder; er liebt mich noch!" ſagte ſich Raimonde, von ſtiller Hoffnung beſeelt.

Gegen Abend klopfte es leiſe an die Thüre des kleinen Salons; die Hand der Kammerfrau überbrachte ihr ein kleines Packet. Sie riß es heftig auf und einige Briefe fielen zu ihren Füßen. Er hatte mit ihr gebrochen. Die letzte Freundin, die Hoffnung, entfloh aus ihrem betrübten Herzen. Sie warf die Briefe in die Flammen des Kamins.

11.

Das Duell der Männer.

Nur einen von den Briefen bewahrte ſie vor der Zerſtörung, denn dieſer Brief war nicht von ihrer Hand; nur der Leichtſinn jenes Eroberers der Salons hatte ihn unter Raimondens Briefe gemiſcht. Er war auf feines Seidenpapier geſchrieben und lautete wie folgt:

„Mein Freund! Erſcheinen Sie morgen Abend in „unſerer Loge im Theater des Italiens; es iſt mein „Mann, welcher Sie einladet, verſtehen Sie? Be„fürchten Sie keinen Verdacht; ſein Vertrauen iſt „groß und wir ſind doch ſtrafbar. Aber ich liebe „Sie, und dieſe Liebe iſt größer, wie meine Pflich„ten und mein Wille. Verbrennen Sie meinen „Brief und bewahren Sie mein Andenken.

Emmeline Desparville."

Unglücklicher Weiſe hatte Graf d'Eſteve dieſen Brief nicht verbrannt. In ſeiner Schublade wie in ſeinem Herzen hatte er beide, Raimonde und Emmeline, vermengt; ſo kam es, daß dieſer Brief in Raimondens Hände gerieth.

„Aber dies iſt eine furchtbare Waffe!" rief die unglückliche Wittwe aus. „Emmeline iſt eine Frau, welche das Unglück meines Lebens verſchuldet hat; wenn der Graf wegbleibt, ſo iſt es ihre Schuld. Sie hat ſich wie eine Schlange in mein Paradies geſchlichen. Dieſe Rachſucht, dieſe Verrätherei iſt unverzeihlich. Ihren Mann, der ſie anbetet, hat ſie mit einer infamen Manier betrogen ... Ah, ſie glaubte geſiegt zu haben in unſerm Zweikampfe, weil ſie mich im Geſicht verwundet hat.

Aber ich erhebe mich wieder zu einem Meisterstreiche; ich werde diesen Brief an ihren Mann absenden."

„Vorwärts!" rief sie hastig. „Eine gleiche Rachsucht belebt mich. Ich vernichte den heuchlerischen Ruf einer Frau, indem ich sie ihrem Manne denunzire ... Aber Dies ist zum Sterben und das Duell ist nicht mehr ein Kampf mit dem Degen, sondern mit Pistolen, mit der Absicht, nach Art der Meuchelmörder zu tödten. Ich habe das Feuer meiner Feindin ausgehalten, und jetzt ist es an mir, ihr den Tod zu geben. Die Waffe ist in meiner Hand!"

Sie ergriff den verrätherischen Brief und näherte sich dem Kamin. Aber in dem Augenblicke, wo sie denselben aus Edelmuth der Vernichtung übergeben wollte, fiel ihr Blick auf ein zurückgesetztes Porträt in ihrem Boudoir; dieses Porträt stellte sie selbst als Königin der Schönheit dar. Sie ward unruhig, der Zorn flammte in ihr auf. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr den Kontrast ihres Gesichts und des Porträts.

„Häßlich! Häßlich bin ich! Und diese Frau, welche durch ihre infernalische List mir eine Maske vor's Gesicht gestellt hat, sollte ungestraft bleiben? Nein, ich liebe diese eiserne Maske nicht; sie ist mir eine Tortur. Ich war schön, ich besaß das Paradies der Frauen: die Bewunderung Aller und die Liebe eines Einzigen, und Alles habe ich unwiederbringlich verloren. Aber das ist nicht mein [bit]terer Schmerz, das ist's, daß diese Frau mir das höchste Glück meines Lebens, die Liebe des Grafen gestohlen hat!"

In diesem Moment des Zornes und der Verzweiflung verlor sie den schönen Vorzug edler Seelen: die Milde. Sie nahm den Brief Emmelinens mit konvulsivischem Zittern, und schrieb einige Zeilen darunter; dann couvertirte sie ihn und rief die Kammerfrau.

„Bringe auf der Stelle diesen Brief an Herrn Desparville!"

Die Kammerfrau eilte hinweg.

„Ich bin kein Engel, ich bin nur ein Weib!" fuhr Raimonde in ihrem fieberhaften Selbstgespräche fort; aber nach kurzer Zeit ruhigeren Nachdenkens erhielt der Engel wieder die Oberhand; ihre Seele, groß und edel, machte ihr schwere Vorwürfe. Sie wollte ihr rachsüchtiges Werk wieder zurücknehmen und rief der Kammerfrau von neuem, welcher sie befahl, den Brief wieder zu holen. Desparville war beschäftigt; er befand sich in seinem Kabinett in Gesellschaft eines Spitzenhändlers und seines Commis, um für seine Frau ein kostbares Geschenk auszuwählen. Emmeline hatte ihm erklärt, daß sie Volants von Alenconner Spitzen zu besitzen wünsche, und ihr edler Mann kaufte ihr davon zwanzig Meter à 300 Fr. Emmeline nahm die kostbaren Spitzen wie ein nothwendiges Opfer, aber ihr schlechtes Herz lachte vor Lust, wenn sie sich in diesem Putz dachte, ohne noch ihre Rivalin fürchten zu müssen. Als Raimondens Brief kam, warf Desparville ihn auf den Tisch, und ließ sich in seinem Geschäft nicht stören.

„Lies doch für mich diesen Brief", sprach er im Vorübergehen zu seiner Frau, „während ich den Kaufmann bezahle."

Er ging in sein Bureau und Emmeline nahm den Brief nachlässig, behielt ihn aber, ohne seinen Inhalt zu ahnen, uneröffnet in der Hand und setzte ihre Unterhaltung mit dem Spitzenhändler über Modesachen fort.

Als das Geschäft geschlossen und Desparville mit seiner Frau allein war, bemerkte er, daß diese den Brief noch nicht erbrochen hatte; er nahm ihn zurück und löste gleichzeitig das Siegel. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, so fing er an zu zittern, las von neuem und rieb sich die Augen wie ein vom Blitze Geblendeter. Dann erblaßte er, wankte zurück und wendete den Brief um. Die Adresse lautete: „An den Grafen d'Esteve."

„Er!" schrie er auf. „Mein Freund!"

„Was ist dir?" fragte Emmeline.

„Lies diesen Brief!" rief Desparville mit bebender Stimme. „Aber lies doch und sage mir, ob ich wahnsinnig geworden bin!"

Emmeline sah den Brief an und stieß einen Schrei aus.

„Ach ich bin verloren!" sprach sie mit verhülltem Gesicht.

„Also doch wahr?" rief Desparville aufs tiefste erschüttert.

Raimonde hatte an den Fuß des Briefes geschrieben: „Sagen Sie Ihrer Frau, daß Das, was dieser Brief enthält, ihr ins Gesicht schlagen möge; es sei die Gegnerin, welche sie verwundete und welche sich wieder erhoben hat. Dies sei der letzte Stoß im Duell der Frauen."

„Diese Infamie!" murmelte Emmeline.

„Warum infam?" versetzte Desparville, dessen Indignation furchtbar ausbrach. „Die Infame bist du! Einen Mann betrügen, welcher das Weib beobachtet und beargwöhnt, ist eine Falschheit ohne Zweifel; aber einen Mann

betrügen, welcher vertraute wie ich, das ist mehr als Das, das ist ein großes, ein abscheuliches Verbrechen. Und, ohne Zweifel, ich komme mir vor wie ein gräßlich betrogener Mann. Man wird mich spitzbübisch belachen, denn die Vögel in den Salons sind wie große Kinder: sie müssen immer ein Spielmännchen haben, um sich zu amüsiren. Aber ich will diese lächerliche Rolle nicht spielen, so wahr mir Gott gnädig sei!"

Emmeline verhüllte ihr Haupt vor Scham und Zerknirschung. Desparville warf sich auf ein Fauteuil und kämpfte einen fürchterlichen Kampf.

„Mein Gott, mein Gott!" rief er; „es ist kaum glaublich und doch so wahr. Die Frau, welche man zum einzigen Schatz erwählt, ist nicht mehr wie eine elende Betrügerin, und ihr Name ist entehrt! Der Mann, welchen man Freund nannte, ist nur ein Dieb, welcher einem das Heiligste wie ein Feigling raubte. Warum hast du das gethan, Emmeline! Du hast mich unglücklich gemacht und ich war nicht mehr, als der Sklave deiner Störrigkeit. Ich liebte dich und du hast mich betrogen! Der Friede unseres Herzens ist gewichen und noch mehr: der Friede meines Herzens."

Er ermannte sich, schritt rasch in sein Bureau und schrieb einige Zeilen. Emmeline blickte über seine Schultern und stieß einen Schrei aus.

„Eine Herausforderung!" rief sie mit herzzerreißender Stimme; „aber es ist unmöglich! Du hast Abscheu vor dem Duell."

„Ei ja", entgegnete Desparville schneidend, „ich gelte für einen feigen Menschen, nicht wahr, weil ich nicht gern den Degen zur Hand nahm, wenn du deiner Schmähsucht freien Lauf ließest! Aber es gibt Fälle, in welchen der Mann seine Gewohnheiten ablegen muß. Man verspottet den betrogenen Mann, welcher sich nicht Genugthuung zu verschaffen sucht; aber das Blut, welches fließt, gibt nichts zu lachen."

„Das Blut, welches fließt!" stieß Emmeline erschrocken hervor.

„Oh, fürchten Sie nichts, Madame!" erwiederte er mit Ironie. „Ich bin kein Ignorant in der Kunst, Blut zu vergießen; jedes Mal, wenn Sie eine neue Schmähung oder Verläumdung ausstießen, habe ich eine Lektion in der Fechtkunst gewonnen; ich habe viele solche Lektionen nehmen müssen, Madame, und bin im Verbrechen des privilegirten Mordes wie zu Hause."

Emmeline erschrack noch mehr, als sie den feigen Desparville in einen förmlichen Raufbold verwandelt sah, und sie fürchtete für den Grafen, welchem sie noch in diesem Augenblicke eine verbrecherische Leidenschaft bewahrte.

Desparville sandte das Kartell an den Grafen ab und zog sich in sein Kabinet zurück.

Als Emmeline allein war, überließ sie sich allen Schrecknissen, welche der Auftritt hervorgerufen. Sie verbarg sich nicht, daß das beabsichtigte Duell die blutige Affiche ihrer Entehrung sein werde. Ihre Gedanken verwirrten sich und am andern Morgen blieb sie krank zum Sterben im Bett liegen. Das Fieber und Delirium hatte sie ergriffen.

An demselben Tage, um sieben Uhr früh, fuhren sechs Männer in zwei Wagen nach dem Wäldchen von Boulogne. Der Wald war frisch bethaut; ein leichter Morgenhauch strich durch die Zweige und die Vögel, die kleinen gemüthlichen Tenore und gelehrigen Barytons, welche niemals eine falsche Note singen, hielten ihre erste Generalprobe zu der großen Oper: „Die Gottheit in der Natur."

Die Duellanten waren an Ort und Stelle. Diesmal galt es nicht einem Duell der Frauen a la Pompadour, sondern einem Kampf mit blanken Degen. Die zwei Gegner kreuzten ihre Blicke, dann kreuzten sie die Waffen. Die ersten Gänge waren lebhaft und kunstvoll. Der Graf versuchte Desparville einen listigen Stoß beizubringen, aber dieser parirte mit der Gewandtheit eines erprobten Fechters. Desparville stürzte auf den Grafen los und dirigirte seinen Degen auf seine Brust, aber dieser lenkte durch eine rechtzeitige Parade die drohende Waffe ab und der Stoß ging endlich fehl. Endlich aber traf den Grafen ein fürchterlicher Stoß, der, weil er ihn kurz abschlug, tief ging und in die Lende eindrang. Der Getroffene stürzte nach wenigen Augenblicken ohnmächtig zusammen.

12.

Resultate.

Sechs Monate nach dem blutigen Rencontre finden wir Desparville wieder im Boulogner Wäldchen, aber diesmal nicht in der Allee, wo die Zweikämpfe statt zu finden pflegen, sondern in einer schattigen Baumgruppe, um zu promeniren. Desparville geht einfach zu Fuße an der Seite eines Freundes. Er ist traurig, blaß und hager. Sein Haar ist bereits am Ergrauen. An dem

Hut trägt er einen Flor. Man sieht es ihm an, daß er einen großen Schmerz in seiner Seele birgt.

„Ah! Sie doch die Dame dort," sagt sein Freund zu ihm; ich kenne sie am Gespann, an ihrem Wagen, an der Livree der Bedienten. Ich sehe sie jedes Mal bei meinen Promenaden im Wäldchen; aber sie trägt stets das Antlitz verschleiert und gerade dadurch reizt sie die Aufmerksamkeit, denn Nichts ist pikanter als das was sich verhüllt. Sieh doch, in diesem Augenblicke lüftet sie ein wenig den Schleier!"

Desparville sieht scharf nach der Dame, welche in Begleitung eines Mannes vorüberfuhr.

„Sie ist's! rief Desparville.

„Kennst du die Dame?"

„O sehe gut", erwiedert der Gefragte gramvoll; „es ist die schöne Raimonde v. Verfeuil."

„Du sagst: die schöne Raimonde, aber es will mich bedünken, daß sie dieses Epithelon nicht verdient. Der junge Mann, der neben ihr sitzt, scheint ihr Anbeter zu sein; er spricht mit ihr mit auffallender Galanterie. Man merkt, daß ihn die Sonne der Liebe bescheint."

„Oder der Mond der Ehe", versetzt Desparville mit schmerzlichem Lächeln; „ich erkenne auch den jungen Mann, er ist seit acht Tagen mit der jungen Frau verheirathet und heißt Ludwig Savigny."

„Es scheint, du kennst ihre Verhältnisse genau, Desparville."

„Es ist eine blutige Geschichte, lieber Freund," erwiedert Desparville zitternd. „Du kennst ja die Folgen meines blutigen Duells mit dem Grafen. Ein Duell zwischen jener Dame und meiner Verstorbenen ging diesem voraus."

„Ah ein Duell der Frauen? Ein Duell mit Degen oder Pistolen?"

„Nein, ein Duell der List, der Finesse, der Rachsucht und des Neides; eine Perfidie von Emmeline vernichtet das schöne Gesicht Raimondens, aber die Verwundete gebraucht einen Brief als Waffe und dieser fatale Brief kostet meiner Frau das Leben. Die eine Frau kämpfte für die Ehre ihrer Familie und für ihr reines Herz, die andere für eine Infamie, für eine strafbare Leidenschaft. — Hu! Alles auf einmal!"

Desparville fährt sichtlich zusammen und wendet den wirren Blick zur Seite.

Ein noch junger Mann in sehr feiner Kleidung und mit düstrer Miene hinkt jenseits der Allee langsam vorüber. Es ist Graf d'Esteve, welcher in Folge der im Zweikampfe erhaltenen Wunde ein gelähmtes Bein bekommen hat und seitdem nie mehr einen Salon betritt, um Eroberungen zu machen. Er führt ein trauriges Leben, weil die Richtigkeit seiner Seele ihn nicht über den Mangel äußerer Ritterlichkeit und die Schmach des um einer schlechten Leidenschaft willen Besiegten zu erheben vermag.

Raimonde führt mit Ludwig Savigny, der sie täglich mehr schätzen und lieben lernt, ein zwar zurückgezogenes, aber deshalb nicht weniger glückliches Leben. Der gute, völlig vereinsamte Desparville ist zu beklagen.

Die künftige Zeit.

Die neue Zeit beginnt zu tagen,
Es schläft der Geist der Zeiten nie —
Die Menschen, die das Schicksal fragen,
Begreifen seine Harmonie.

Die Harmonie des ewig Wahren,
Das keinen Zwiespalt in sich faßt
Und trotz der Stürme und Gefahren
Die Bahn des Fortschritts nie verläßt.

Wir sehen sie, die Geisterhelden,
Wie muthig sie im Kampfe glüh'n,
Für Glaubensfreiheit andre Welten,
Für Liebe Menschen zu erzieh'n.

Das Recht des Menschen, frei zu denken,
Es ist ein göttlich edles Gut,
Dem sollt ihr Männer freudig schenken
Des Willens Kraft und selbst das Blut.

Sollt streben helfen allverbunden
Zu jenem längst ersehnten Ziel,
Wo Glaubenszwiespalt ist verschwunden
Und Finsterniß und Hader viel;

Zu jenem Ziel das nur die Liebe
Und Freude zu dem Bruder kennt,
Natürlich Recht im edlen Triebe
Und Tugend seine Palme nennt.

Nie trenne mehr die finstere Horde
Der Mönche und der Mucker Schaar
Des freien Mannes freie Brüder,
Des Geistes Freiheit werde wahr!

Und Christen, Juden, Türken, Heiden
Sei Bruderliebe der Beruf!
Nie soll der Mensch mehr unterscheiden,
Nur Gott allein, der Alle schuf.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 45. | Erscheint jeden Sonntag. | 20. November 1859.

Schiller's Vater.

Johann Kaspar Schiller ist ein Mann, der alles durch sich selbst geworden. Schon als Knabe lerneifrig und regsam, aber durch des Vaters frühen Tod der Feldarbeit hingegeben, dann in der Lehre bei einem Wundarzt und auf der Wanderschaft, dann vom 22. bis zum 26. Jahr (1745—49) als Feldscheer des niederländischen Husarenregiments zu Feld in den Niederlanden. Aber er hat nicht genug zu thun, da „bei den vielen Strapazen der leichten Reiterei sich Krankheiten am wenigsten einnisten können," und der Hang zu immerwährender Thätigkeit reizt ihn, es sich auszubitten, daß er, gleich den Wachtmeistern auf Kommando, auf Unternehmungen ausreiten durfte, und so macht er manchen Ritt, bald mit Beute, bald mit Einbuße. Er geräth in Gefangenschaft, wird bei Waller und Brod so lange hingehalten, bis er beim Feind Kriegsdienste nimmt, kommt aber doch wieder zu seinem Regiment. Wer austheilt, meinte er, muß auch wieder einnehmen. Nachdem er seinem Rittmeister nach Amsterdam und London begleitet hat, läßt er sich in Marbach nieder, und heirathete die Tochter eines Wirths, Elisabeth Dorothea Kodweis. Der Schwiegervater hat unglücklich spekulirt; Schillee rettet sein eignes Vermögen durch Theilnahme am Hausbesitz, will aber den Zerfall der schwiegerelterlichen Habe nicht mit ansehen, und tritt 1753 als Fourier in ein würtembergisches Regiment. Er macht viele Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit, wird Fähndrich, Lieutenant, Hauptmann, übt aber vorkommenden Falles jetzt ebenso seine chirurgische Kunst, wie er früher als Feldscheer die Waffen geführt hatte. Nach dem Krieg im Garnisonsleben fängt er an, Mathemathik zu studiren, Baumzucht zu treiben und über landwirthschaftliche Gegenstände zu schreiben. Das veranlaßt den Herzog, ihn zu der Hofgärtnerei auf der Solitude zu versetzen, wo er zum Rang eines Majors und Oberstwachtmeisters aufsteigt. Er schließt seine Biographie 1789: „Bis hierher hat der Herr mein Gott geholfen, mich aus einem niedern und dürftigen Stand mich zur Offizierswürde hinaufsteigen zu lassen, mir immerdar reichlich Nahrung gegeben, mich gesund erhalten, aus vielen Lebensgefahren gerettet, durch Verleumdung meiner Feinde nicht stürzen lassen, und bis heute sammt den lieben Meinigen erhalten, an meinen zwei ältern Kindern (Christophine und dem Dichter) viele Freude erleben lassen." Dafür sei ihm Preis, Ehre und Dank, und ich will seinen Ruhm verkündigen zu Kindeskind." Die Familienbriefe reden von seinen heftigen Leidenschaften, und das frühere Leben zeigt ihn einigermaßen als Abenteurer; aber das wird aufgewogen durch die militärische Strenge gegen sich selbst wie gegen Andere, und durch die ernstliche Gottesfurcht, von der auch die zur Hausandacht verfaßten Gebete Zeugniß geben. Wenn er in naivem Sinn es rühmt: „daß er gute Nahrung mit Gemächlichkeit erwerbe, und der Nachtruhe auf einem sanften Bett genieße, während Andere mit Speise und hartem Lager vorlieb nehmen müssen", so gewährt ihm die Erkenntniß Gottes in der Natur zugleich seilge Stunden: er betet um Geisteskraft, und daß er in Gedanken, Worten und Werken gegen Gott und Menschen redlich sei; er nimmt Leiden als Züchtigung an, als Mahnung zur Demuth und Weisheit, und findet, daß wie die Einrichtung der Welt, so sein eigenes Schicksal vollkommen recht, und immer das beste unter allen Schicksalen ist, die ihm nach seinen Kräften und nach dem Gebrauch seiner Fähigkeiten hätten zu Theil werden können. Diese gottergebene Einsicht verlangt er denn auch von seinem Sohne. Die Briefe zeigen eine treue und herzliche väterliche Liebe. Er freut sich dieses Sohnes, er möchte ihn im Umgang mit großen Gelehrten sehen, wünscht aber, daß er die Medizin als Basis des Lebenserwerbs bewahre. Denn wir sind nicht in England, wo die Edlen des Landes sich eine Ehre daraus machen, mit dem Ueberfluß ihres Reichthums die Talente zu fördern. Die gedrückte Lage des Sohns in Mannheim geht ihm nahe, er gibt ihm seine wirthschaftlichen Rathschläge: „So lange Er, mein liebster Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufall oder Unfall unterworfen sind,

so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. . . . Aber das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können." Es machte ihm die Haut schaudern, als der Sohn einmal von desperater Lage, von Ungerechtigkeit des Schicksals schreibt. Das sei sündlich, er solle erkennen, wie die Vorsehung ihn in eine Schule der Noth genommen, um seinen Eigensinn, seine Sicherheit zu brechen, zu ernster Arbeit zu treiben, zu Gott hinzuführen. Besonders gefielen dem Vater die Bruchstücke aus Don Carlos in der Thalia, und als der Sohn zugleich einen Brief mit ähnlichen religiösen Aeußerungen schloß, wie sie uns in seiner Korrespondenz mit Frau v. Wolzogen begegnen, waren Vater und Mutter zu Thränen des Dankes gerührt, daß Gott ihr armes Gebet für ihn um Regierung seines guten Geistes nicht verworfen habe. Auch später erfreuen sich die Eltern des Enthusiasmus, mit welchem Schillers Werke gelesen werden, und häufig wird erwähnt, wie man die Fortsetzung der niederländischen Geschichte verlange. Und als Schiller Professor geworden und sich verheirathet hatte, schreibt der Vater, der den Sohn stets mit Er anredet, während die Mutter mit Du und Er wechselt: „Wie viel mußte der liebe Fritz erst leiden, sich öfters in dem härtesten Druck befinden, in fremdem Lande einzig sich selbst überlassen und immer Zweifel sein, wie Er seine angefangene Rolle in der großen Welt würde fortspielen können. Zwar hat ihm Gott Kräfte gegeben, aus sich selbst herauszugehen, aber wie viele Beispiele haben wir nicht, daß gleichwohl auch große Genies lange verkannt bleiben müssen. Diese Betrachtung hat besonders mir um deswillen viel Kummer gemacht, weil ich selbst, trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, gerade und rechtschaffen zu handeln, so oft verdrängt und zurückgeschreckt worden, und ich muß jetzt zu meiner Demüthigung bekennen, daß ich für meinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt habe, und das vornehmlich deswegen, weil ich Ihn zur Erreichung Seiner über meinen Horizont gegangenen Absichten niemals unterstützen gekonnt. Inzwischen mag er selbst anitzo die Frage beantworten, ob, wenn Er Alles vollauf gehabt hätte, Sein Fleiß nicht würde nachgelassen haben, anstatt er ihn im andern Falle verdoppeln mußte? Es ist wahrlich kein Ungefähr, das die Dinge in der Welt regiert, denn aus den Folgen erkennen wir eine weise Leitung eines verborgenen höchsten Wesens." Ein andermal schreibt der Vater (schon früher gedruckte) Erinnerungen aus des Dichters Knabenjahren auf. Da er die Mutter nicht zum Besuch nach Jena begleiten konnte, ist es seine größte Freude, daß der Sohn 1793 nach Schwaben kommt, und er ihn in der Heimath wieder sieht. Dann sendete er ihm Aufsätze über die Obstbaumzucht zur Durchsicht und zur Beförderung an eine Zeitschrift, und als das hierauf bezügliche vielgeschätzte Buch fertig ist, will er, der Siebenziger, vom Honorar ein Pferd kaufen, um zum Sohn zu reiten. Indeß muthete er bei neuen Gartenanlagen sich zu viel zu, und ward auf ein langes Schmerzenslager geworfen. Er litt an Geschwülsten der Glieder, und wenn er bei Schmerzensanfällen laut schrie, und die Familie große Noth hatte, so war er bald wieder ergeben in sein Loos, besorgte vom Bett aus seine Geschäfte, schrieb dem Sohn, und bereitete sich und die Seinigen auf sein Ende vor. Die jüngste Tochter, Nanette, starb während der Krankheit des Vaters, die älteste, Christophine, schrieb dem Bruder, wie ihnen der Leidende das Bild eines wahren Christen sei. Seine letzten Worte waren: Vater, ich bleibe fest an Dir. „Welch' ein Trost ist es bei unserm Verluste, seines bessern Lebens gewiß zu sein, und wie schwinden alle übrigen Vorzüge durch diesen Gedanken in ein Nichts zurück bei einem Sterbebett!" Die Gattin schrieb es dem Segen seiner Rechtschaffenheit zu, als es ihr auch im Wittwenstande erträglich ging, und Friedrich Schiller schrieb der Mutter: „Ja wahrlich, es ist nichts geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuharren, und so wie er noch im 73. Jahr mit einem so kindlich reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vorzüge, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und den wahren Frieden verknüpft. . . . Nie wird sein Bild aus unseren Herzen erlöschen und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen."

Anekdote von Schiller.

Als die drei ersten Akte von Schiller's „Don Carlos" in Leipzig bei Göschen gedruckt wurden, lebte er bei'm Konsistorialrath Körner in Löschwitz bei Dresden.

Einst, an einem Herbsttage, fuhr die ganze Körner'sche Familie aus, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, weil während ihrer Abwesenheit das ganze Haus gewaschen und gescheuert werden sollte. Man lud auch Schiller ein mitzufahren; allein dieser, der sich der Vollendung des „Don Carlos" wegen immer mehr im Gedränge fühlte, da Göschen die ersten Akte schon zu drucken angefangen hatte, mußte die Partie ausschlagen, um zu arbeiten. Unglücklicherweise hatte aber die Frau Konsistorialräthin, in der festen Meinung, Schiller fahre mit, alle Schränke und den Keller zuschließen lassen. Man vergaß also vollkommen, ihm das Nöthigste zu seiner Bequemlichkeit zuvor heraus zu geben, und Schiller befand sich, als sie abgefahren waren, ohne Speise und Trank, ohne Holz sogar, um nur sein Zimmer heizen lassen zu können. In dieser kritischen Lage dichtete er folgendes

Unterthänigstes Pro Memoria,

an

die Konsistorialrath Körner'sche weibliche Waschdeputation

eingereicht

von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Löschwitz.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig;
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen.
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger?
O Phöbus! Hassest du Geschmier,
So wärm auch deinen Sänger!

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe;
Und mich — mich ruft das Flügelthür
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid — am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und siehe da! — belausche
Die jüngste Fürstin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen — Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — Einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Bei'm Hemdewaschen holen!

Gegeben in unserer jammervollen Lage unweit des Kellers.

Fr. Schiller,
Haus- und Wirthschaftsdichter.

Festlied der Deutschen in Amerika

zur Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage 10. November 1859.

Der fernen Heimat waadelt zu eigen,
Die freiste Vorhut, die ihr Banner schwingt,
So stehn wir in dem großen deutschen Reigen,
Der jubelnd heut' sich um die Erde schlingt!

Der, eine einz'ge stolze Geisterkette,
Hinaus sich zieht vom grünen Neckarstrand,
Von eines niedern Heerdes trauter Stätte,
Und Herz mit Herz, und Land verknüpft mit Land!

O niedrer Heerd, o stiller,
Wie herrlich stehst du da!
Heerd, der den Knaben Schiller
Geboren werden sah!

Heut' sind es hundert Jahre,
Da that, von dir erhellt,
Sein Aug', das große, klare,
Zuerst sich auf der Welt!

Sein Aug', das, schönheitstrunken,
Das Höchste suchen ging;
In hehren Traum versunken
Am Blick der Gottheit hing;

Im Buch las der Geschichte,
Wie in des Herzens Buch,
Und ewige Gedichte
Verklärt von dannen trug;

Dann, wie aus vollen Schalen,
Uns in die Seelen goß
Sein Flammen, seine Strahlen,
Und — ach, so früh sich schloß!

Wie ein Gewitter mit gewalt'gen Schlägen
Am deutschen Himmel zog er jach empor;
Das Volk, die Jugend jauchzten ihm entgegen,
Ein Halbgott schritt er durch des Ruhmes Thor!

Schritt, rastlos ringend, rastlos wirkend, schaffend,
Der Freiheit Priester und der Menschlichkeit,
Zu immer Höherm sich zusammenraffend,
Im siechen Leib die Seele groß und weit!

Schritt, neben sich den herrlichen Genossen,
Schritt hin mit Goethe zur Gedankenschlacht,
Das Weib, die Kinder fest ans Herz geschlossen, —
Da kam der Tod, — und er versank in Nacht!

In Nacht? O nein! „Die Todten sollen leben!"
Hoch, der es sprach! Vergebens um ihn wirbt
Der Tod! Er lebt in seines Geistes Weben!
Hoch, Schiller, hoch! der Todte, der nicht stirbt!

— Noch tönt aus seiner Wolke
Das stolze Seherwort;
Es spricht wie sonst zum Volke,
Wie sonst des Volkes Hort!

Schon hat er drei Geschlechtern
Das durst'ge Herz getränkt,
Hat zweimal deutschen Fechtern
Muth in die Brust gesenkt:
Fest immer noch dem Wahren,
Dem Edlen Wort und Stahl, — —
Und ist mit uns auch übers Meer gefahren,
Und lebt mit uns im Lande unsrer Wahl!

Und wird uns heute neu in ihm geboren,
Und tritt uns festlich, der Erhabne, nah,
Und wandelt hoch in deinen freien Thoren, —
Dein Bürger auch, Amerika!

Hall' aus, o Lied! Wir neigen uns, wir schweigen!
Seht hin, er schreitet mit Erobererschritt!
Er macht dies Land, dies Zukunftsland, sein eigen,
Und schafft und baut an seiner Zukunft mit!

— Und über heut' nach hundert Jahren glänzen
Wird seine Stirn hier, frisch umlaubt: —
Die Enkel unsrer Kinder kränzen
Die heil'gen Schläfe, das geliebte Haupt!

Ferdinand Freiligrath.

Die erste Ausgabe der „Räuber" hat Schiller auf eigene Kosten drucken lassen, für die zweite Auflage fand sich ein Verleger, da das Trauerspiel schon bekannt war. Die von Schiller selbst verfaßte Vorrede zur „zwoten Auflage" der „Räuber" findet sich in keinem spätern Exemplar der Schiller'schen Werke vor und lautet: „Vorrede zur zwoten Auflage. Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden als alle Liebhaber zu dem Stück konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die sich vor der ersten an Pünktlichkeit des Drucks, und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Theil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesserung in dem Wesen des Stücks, die den Wünschen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht sein. Es sind dieser Auflage verschiedene Clavierstücke zugeordnet, die ihren Werth bei einem grossen Theil des Musikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meister setzte die Arien, die darinn vorkommen, in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird. Stuttgart, den 5. Januar 1782. D Schiller."

Das Moskauer Schillerkomite hat beschlossen, für Marbach, den Geburtsort Schillers, eine Kirchenglocke mit Namen „Concordia" gießen zu lassen und bereits eine Zeichnung der Glocke nebst Schenkungsurkunde dorthin abgesandt. Die Schenkungsurkunde ist auf Bristolpapier gedruckt, schwarz, einfach, aber würdig, und lautet der Schluß derselben: Noch nicht vollendet im Guß, kann sie ihre erste Bestimmung: das große, allgemeine Nationalfest einzuläuten, nicht erfüllen. Kommt sie daher auch verspätet, erst wann bereits der Festjubel verklungen ist, so bitten wir Sie doch, hochgeehrte Herren, diese Gabe unserer Liebe freundlich aufzunehmen, und übersenden Ihnen vorläufig das Abbild derselben, um es an dem Festtage als Votivtafel der fernen Stammgenossen in dem Tempel aufzuhängen, den sie zu schmücken bestimmt ist. Möge sie selbst dann später über des Vaterlandes gesegnete Fluren weithin tönend verkünden, daß dem edelsten der Söhne Marbachs, dem edelsten der Sänger Deutschlands auch in der kalten Fremde feurig alle Herzen schlagen. Möge sie durch ihren Namen daran mahnen, was dem Vaterlande Noth thut,

— und dauern noch in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr;
Sie mög' mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Unseren theuren Landsleuten in der Heimath Schillers freudigen Gruß und Glückwunsch!

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 46. | Erscheint jeden Sonntag. | 27. November. 1859.

Das verschleierte Bild.

Ein junges Ehepaar, bestehend aus dem Herrn und der Frau v. Fougeray, hatte die drei ersten Jahre nach der Heirath auf einem Gute in der Touraine zugebracht und war gegen Ende des Jahres 1854 nach Paris zurückgekehrt.

Ein kleines, aber auf vornehmem Fuße eingerichtetes Haus in der Straße Vanneau sollte die beiden Gatten in seine wohnlichen Räume aufnehmen.

Der Abend, an dem dieses Haus sich der Geselligkeit öffnen sollte, war für die bestimmten Kreise, in denen das junge Paar verkehrte, ein kleines Ereigniß.

Die besonderen Verhältnisse, unter denen diese Ehe geschlossen und bis jetzt verlebt worden war, gaben Veranlassung zu vielfachen Gesprächen und näheren Beleuchtungen.

Die Verbindung der beiden jungen Leute war, wie die Welt wenigstens glaubte und sagte, eine Neigungsheirath, und Das ist — man kann Dies getrost behaupten, ohne unsere Zeit zu verleumden — schon an und für sich heutzuge ein seltener Fall, besonders in den „höheren Gesellschaftskreisen". Aber Das war noch nicht Alles.

Man hatte einem jungen Mädchen von sechzehn Jahren, das einer sehr alten und edlen Familie entstammte, überdies hübsch und reich war, ganz freie Hand in der Wahl eines Gatten gelassen. Diese Wahl war auf einen jungen Mann von niederm Adel ohne alles Vermögen gefallen. Von Seiten der Familie des Mädchens hatte sich gegen diese Verbindung nicht der geringste Einwand erhoben, und Dies war um so mehr zu verwundern, als Herr v. Rezet, der Bruder und Vormund des jungen Mädchens, das eine Waise war, in dem Rufe eines sehr weltklugen und wohlberechnenden Mannes stand. So lag das ganze Verhältniß vor den Augen der Welt, so urtheilte sie in der verschiedensten Weise darüber.

Nach der Trauung hatten die Neuvermählten eine Hochzeitsreise nach Italien gemacht. Das war ganz in der Ordnung und konnte Niemanden auffallen. Auffallend und zu Glossen mancherlei Art Veranlassung gebend war es jedoch, daß die jungen Gatten nach dieser Reise nicht mehr nach Paris zurückkehrten, sondern sich gleich nach derselben in ein altes Provinzschloß begaben, wo sie drei Jahre hintereinander verlebten, ganz allein und ohne auch nur einen Menschen bei sich zu empfangen. Die sentimentalen Spaziergänge während dreier langer Sommer in den einsamen Wäldern, das häusliche Stillleben während dreier langweiliger Winter auf dem Lande, diese unerhörte Zurückgezogenheit, dieses in unserer Zeit so seltene Ausschließen wohlhabender Leute von allen Vergnügungen der Welt, — das Alles umgab unser Ehepaar mit einem beinahe romanhaften Nimbus und reizte die Neugier.

Die am ersten Empfangsabend Eingeladenen eilten also eben so erwartungsvoll in das gastliche Haus, wie zu der ersten Vorstellung eines neuen Stückes in dem Theater.

Die Dame des Hauses war strahlend von Schönheit und Jugend. Sie war schlank und doch üppig gewachsen, dabei gar nicht kokett, und nicht im Bewußtsein ihrer Reize herausfordernd, sondern eher mädchenhaft furchtsam, zurückhaltend und verlegen. Ihre Kleidung war einfach und kostbar.

Nicht minder, als sie, zog aber ihr Gemahl die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Auch er war sehr schön und dabei so bescheiden in seinem ganzen Auftreten, wie ein Mensch, der sich abschreckend häßlich weiß: er war von schmächtiger Figur, von ernstem, träumerischem Aussehen, und besaß einfache, sehr elegante und ungezwungene Manieren. Er gefiel gleich von vornherein, ehe man ihn noch näher kannte, schien aber selbst gar keine Ahnung von diesen seinen raschen Erfolgen in der Welt der guten Gesellschaft zu haben.

Und was gab es für Splitterrichter und kleinkrämerische Geister in dieser Gesellschaft, die fast nur aus den Verwandten und Freunden der Frau vom Hause zusammengesetzt war, die vor einigen Jahren zur Mehrzahl

nicht gut auf diese Heirath zu sprechen gewesen waren. Herr v. Rezet, der verantwortliche Urheber oder wenigstens Billiger dieser Heirath, dessen Gegenwart noch als eine Art Schutzwall wider Mißbilligungen hätte dienen können, war noch dazu abwesend, in Deutschland. Nichts desto weniger war die allgemeine Umstimmung der ungünstigen Meinungen eine vollständige, bis auf eine alte, äußerst häckelige und spitzige Marquise herab, welche als ältestes Mitglied der Familie in derselben eine große Rolle spielte.

Ungefähr um die Mitte des Abends näherte sich eine Persönlichkeit von sehr originellem Aeußeren der Dame des Hauses, und redete sie mit den Worten an:

„Ich stelle Ihnen hier, hochverehrtes Cousinchen, einen Bürger der neuen Welt vor, der vor Begierde brennt, Ihnen den Hof machen zu dürfen."

Bei dieser eigenthümlichen Vorstellung befand sich Frau von Fongeray einem Amerikaner gegenüber, der ihr als Herr Georg Webster bezeichnet ward, und sie mit glühenden Blicken ansah.

Frau von Fongeray wechselte bei dieser Begegnung plötzlich die Farbe. Bald erholte sie sich jedoch wieder von ihrer momentanen Aufregung, und sprach mit dem Neuangekommenen ein paar flüchtige Worte, wie mit Jemanden, den man zum ersten Male im Leben sieht.

Der junge Mann, welcher Frau von Fougeray sehr vertraulich als Cousine anredete, war der Vicomte Gerhard von Saint-Jgest, der sich aber blos Herr Gerhard nennen ließ, da ihm sein Vicomte-Titel und sein adliger Name, wie er sagte, verhaßt waren. Diese Absonderlichkeit beruhte nicht sowohl auf republikanischen Tendenzen, als auf einer literarischen Eitelkeit.

Herr Gerhard war Maler, Schriftsteller und Musiker, — Alles natürlich nur dilettantisirend, wie er sich denn überhaupt mit Allem abgab, was ihn Nichts anging. Zu dieser Zeit war gerade das Pro und Kontra über den Realismus in der Kunst an der Tagesordnung. Gerhard ward einer seiner eifrigsten Vorfechter und zwar in eben so extremer als barocker Weise. Da gerade das ländliche Genre Mode war, so spielte er den passionirten Landmann, den Freund ursprünglicher Genüsse, und heuchelte lauter ländliche Neigungen und Gesinnungen.

Er besaß zwar hinreichendes Vermögen, um sich eine sehr anständige Wohnung im feinsten Quatier von Paris zu miethen, zog es aber vor, sich in einem kleinen unansehnlichen Gartenhäuschen in einer der Vorstädte einzumiethen, und sich hier mit freilich eingebildeten Naturgenüssen abzugeben. Auch seiner Kleidung wußte er einen ländlichen Anstrich zu geben, der nicht frei von Kokettecie war. Mit einem Worte, er war ein origineller Kauz, ein „geistreicher Sonderling", wie ihn die Leute nannten, die Etwas von ihm haben wollen, ein „Narr", wie ihn andere titulirten. Es gibt solche Leute, welche aus lauter Langeweile originell werden, wohlverstanden, wenn sie Zeit und Geld genug dazu haben.

Eben war unser närrischer Freund mitten in der Hitze des Gefechts. Er kämpfte für seine Fahne, den Realismus, gegen thörichte Zöpfe aus der alten Schule.

„Ja, meine Herren", rief er in plötzlicher Begeisterung aus, „der Realismus, das ist die neue Kunst unseres Jahrhunderts, der Ziel- und Brennpunkt aller vernünftigen Bestrebungen. Raphael ist ein überwundener Standpunkt und Michel-Angelo nur noch von kunsthistorischem Interesse."

Da man diese Beweisführung noch nicht überzeugend genug zu halten schien, so fuhr er in größter Ekstase fort:

„Ich soll Ihnen zum Beispiel den Erzengel Michael malen, wie er den Drachen tödtete. Ja, du lieber Gott, das ist leicht gesagt! Was ist mir der Erzengel Michael? Kenne ich ihn persönlich, bin ich ihm jemals vorgestellt? Hab ich ihn mit meinen Augen gesehen? Nein! Wie soll ich ihn also abkonterfeien? Ich male nur, was ich sehe. Wenn sie einen Lumpensammler sehen wollen, der in einem Kehrichthaufen wühlt, da bin ich bei der Hand, ich male eben einen solchen aus meiner Nachbarschaft. Man sagt uns nach, daß wir das Häßliche suchen; ja, du lieber Gott, wir suchen gar Nichts. Wir nehmen, was wir kriegen, wir kopiren, was uns eben auffällt. Agamemnon und seine durchlauchtige Familie war für die Herren Künstler und Gelehrten seiner Zeit jedenfalls sehr interessant! Aber was sind das für Leute, mit denen ich lebe, deren Sitten zu studiren und die in der Kunst zu verlebendigen *meine* Aufgabe ist? Ja, du allgütiger Himmel, das ist der Herr Frappart, der pensionirte Korporal, mein Nachbar, mit seinem gewichsten Schnurbart und seine Tochter Adele mit ihren mageren Armen und ihren unendlich vielen Sommerflecken! Das sind meine Studien! Aus dem Leben in die Kunst und so umgekehrt!"

Dies Glaubensbekenntniß war mit allgemeinem Gelächter aufgenommen.

Das ist im Grunde nichts Anderes, als die holländische Schule", sagte der Eine.

„Durch ein Vergrößerungsglas gesehen", meinte ein Anderer.

„Die Holländer", — rief Gerhard entrüstet, — „bleiben Sie mir mit den Holländern vom Leibe: Manierirtes Volk, Fächermaler!"

„Und das Ideal!"

„Und die klassische Schönheit!"

„Phrase, Uebereinkunft, kunstgeschichtliches Schlagwort!"

Herr von Fougeray nahm plötzlich das Wort und sagte:

„Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ein Dummkopf keinen geistreichen Menschen malen kann, er wird ihm gewiß seine eigene Dummheit aufprägen. Ein geistig bedeutender und begabter Mensch dagegen wird an seinem Gegenstande immer eine ideale Seite herauszukehren wissen, ob dieser Gegenstand nun eine Soldatenkneipe oder ein Göttertempel sei. Entweder er hat Gedanken oder er hat keine. Das ist wie mit dem Glauben! Das Ideal eben, ist es nicht der Glaube in der edlen Kunst?"

Von solchen Prinzipien ausgehend, vertrat Herr von Fougeray seine Sache mit Wärme, mit Beredsamkeit und zeigte sich als einen tieferen Denker mit seinem künstlerischem Schönheitssinn.

Während dieser Unterhaltung, die jedoch bald auf andere Themata's absprang, verlor der Bürger der amerikanischen Union, Herr Webster, der sich in ein benachbartes Spielzimmer zurückgezogen hatte, mit ächt amerikanischem Gleichmuth seine hübschen und schweren Goldstücke eins nach dem andern.

Nach und nach leerte sich der Salon, und gegen ein Uhr waren nur noch einige Verwan te zurückgeblieben, welche unter einander ihre Bemerkungen über den Abend austauschten.

„Ein prächtiges Pärchen", hieß es da.

„Amalie war den Abend strahlend von Schönheit"....

„Und Glück", setzte Jemand hinzu.

„Mit Recht, er ist sehr liebenswürdig" . . .

„Geistreich und voller Takt", meinte wieder ein Anderer.

Als unter solchen und ähnlichen Gesprächen die letzten der Geladenen verschwunden waren, blieb Frau v. Fougeray noch eine Zeitlang auf einem Divan sitzen und sah nachdenklich in das Kamin, in dem sich die letzten Funken allmälig verzehrten.

Da trat plötzlich ihr Mann vor sie hin. Sie machte eine heftige Bewegung, um sich zurückzuziehen.

Er aber redete sie mit sanfter Ruhe an:

„Bleiben Sie, Amalie, nur einen Augenblick, ich bitte; ich habe mit Ihnen zu reden."

„Mit mir?" frug die junge Frau erstaunt.

„Ja, mit Ihnen, es ist nöthig, . . . meine Kräfte sind zu Ende", fügte er mit kaum hörbarer Stimme hinzu, als wenn er mit sich selbst spräche.

„Nun wohl, ich höre Sie."

Und sie setzte sich wieder mit ungeduldiger Geberde nieder.

„Amalie, Sie haben jetzt während dreier Jahren hinreichend Gelegenheit gefunden, mich kennen zu lernen, meinen Karakter zu studieren, und sich von meiner großen Zurückhaltung und meinem Zartgefühl zu überzeugen. Diese dreijährige Verbannung, Sie wissen es am besten, ob ich sie geduldig getragen habe oder nicht! Sie sprachen zuerst wieder von einer Rückkehr nach Paris. Es forderte die zarte Gesundheit Heinrichs, daß wir erst Aerzte über diesen Umzug konsultirten. Ich . . . ich komme jetzt endlich . . . auch einmal . . . auf unsere gegenseitige Stellung zurück: welche ist sie?

„Keine andere, als die sie einzig und allein sein kann."

„Es ist nicht möglich, daß Dies Ihr Ernst!"

„Und warum?"

„Dieser eisige Verkehr, diese Herzensvereinsamung, diese Kälte, — soll denn das Alles so bleiben?... Aber zwei Leute, die sich zum ersten Male sehen, die kein geheiligtes Band vereint, wenn sie nur vom Zufall auf so lange Zeit schon aneinander gefesselt waren, wie wir, wären entweder Freunde oder Feinde, aber sie wären sich gewiß nicht so ganz gleichgiltig."

„Ich bin oft zerstreut, das ist richtig, auch manchmal verstimmt und wortkarg. Aber ich war der Meinung bisher, daß Sie in meine Freundschaft keinen Zweifel setzten."

„Und Sie glauben, Das sei mir genug?" rief Herr von Fougeray außer sich. „Sie glauben, daß ich Nichts fühle, daß ich ein Herz von Stein habe? Sie begreifen nicht, daß es Liebe ist, die glühendste Liebe, die ich für Sie empfinde. Sie haben Nichts gesehen, Nichts geahnt während meiner dreijährigen Qualen? Niemals ist Ihnen der Gedanke gekommen, daß ein Mann an Ihrer

Seite lebe, der nur einen Gedanken habe, welcher ihn aufreibt, und daß dieser Mann Ihr Gemahl ist? . . . Doch nein, Amalie, so wollte ich ja nicht mit Ihnen reden. Ich erflehe mir ja nur die eine Gnade von Ihnen, daß ich Sie im Stillen lieben darf, und daß sie mir nur einen Hoffnungsstrahl lassen für die Zukunft, einen tröstlichen Blick auf ein noch so fernes Glück!"

„Wahrhaftig, mein Herr, enden Sie diese Szene. Ich sehe in der That mit Staunen, daß Sie unsere Stellung ganz und gar nicht begreifen."

„Aber reden Sie doch, zum wenigsten einmal erklären Sie sich, Amalie!"

„Sie vergessen Ihre und meine Vergangenheit und daran thun Sie Unrecht. Ich vergesse sie nicht."

„Stolz! Unsäglicher Stolz!"

„Was verlangen Sie von mir? Habe ich Ihnen Etwas versprochen, und hab' ich Ihnen Etwas zu versprechen gehabt? Was unsere Heirath betrifft, auf welche Sie ewig zurückkommen, haben Sie Ihren Zweck dabei erreicht?"

„Amalie, Sie sind grausam!"

„Haben Sie ihn erreicht, diesen Zweck?"

„Oh, kein Wort weiter, kein Wort! rief Herr v. Fougerad in höchster Verzweiflung aus. „Aber es mußte so weit kommen, daß sie mir Das sagt; ich hätte es ahnen können!"

In höchster Aufregung stürzte er aus dem Zimmer.

Die Dame vom Hause fiel erschöpft ins Sopha zurück; sie erhob sich nach einiger Zeit wieder und streckte die Hand nach dem Schellenzuge aus, um Jemanden herbeizurufen.

Während dieser Bewegung richteten sich ihre Augen unwillkürlich auf den Spiegel, und sie wandte sich plötzlich erschrocken um, denn es war, als habe sie im Hintergrund des Salons einen Schatten gesehen.

Sie trat dem Phantome näher, und siehe da, Herr Webster stand vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Traum

Von A. L., 16 Jahre alt, ein Jahr vor seinem Tode gedichtet

Ach! mir war ein schöner Lenz erstanden
Mit dem höchsten Zauber der Natur,
Alle trüben Nachtgestalten schwanden,
Siegend herrschten Himmelsfreuden nur.

Mancher schön gehellte Abend führte
Mich vor bunte Jugendbilder hin,
Und das tausendfache Leben rührte
Zur Entzückung oft den trunknen Sinn.

Doch zu hohem Götterleben hellte
Mir die Stunden oft ein Zauberbild,
Das mit Himmelslust den Busen schwellte,
Denn so freundlich war's und lieblich mild.

Und das Bild war meines Lebens Leben,
Meines Sehnens, meines Hoffens Ziel;
In des Bildes ewigem Umschweben
Lebte meines Glückes Hochgefühl.

Trug nicht jedes Morgenrothes Winken
Mir die Holde vor mein sehnend Herz?
Sah nicht jedes Abendrothes Sinken
Meiner heißen Liebe süßen Schmerz?

Fliehet, fliehet! zaubervolle Bilder,
Denn mich blendet euer lichter Saum,
Schwellend hebt die trunk'ne Brust sich wilder,
Und das Glück — es war doch nur ein Traum.

Doch des Traumes werd' ich nie vergessen,
Den ich Liebender, mit dir geträumt,
Nie des Glückes das ich da besessen,
Das aus deinen Blicken mir entkeimt.

Trauernd seh' ich diesen Traum zerrinnen,
Thränen in den Augen steh' ich da,
Wachend flieht vor meinen regen Sinnen
Was ich schlummernd mich beglücken sah.

Auflösung der Charade in Nr. 43:

Beutelschneider.

Homonyme.

Bald treibt ihr mich mit den Händen,
Bald beweg' ich euern Fuß,
Bald geb' ich Erwachs'nen Spenden
Bald auch Kindern nur Genuß:
Wie ich auch betrachtet werde,
Schweb' ich in der Lüfte Reich,
Und vermählt ihr mich mit Erde
Trag ich euch und mich zugleich.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 47. Erscheint jeden Sonntag. 4. Dezember 1859.

Das verschleierte Bild.

(Fortsetzung.)

Es war heute Abend nicht das erste Mal, daß die junge Frau den Amerikaner sah. Bei ihrem Aufenthalt in Italien gelegentlich ihrer Hochzeitsreise suchte sich ihr dieser Mann auf alle mögliche Weise zu nähern, ohne daß ihm Dies jedoch gelang. Sie erkannte ihn augenblicklich wieder, wie er nun nach Jahren, als Gast bei ihr eingeführt, in ihren eigenen Salon trat. Das Unvorbereitete dieser Begegnung machte sie für den ersten Augenblick erbeben, ohne daß sie jedoch ein näheres Interesse für den Fremden gefühlt hätte.

„Sie hier, mein Herr?" frug sie jetzt erstaunt und in strengem Tone den Amerikaner.

„Ja, Madame, ich!" antwortete Herr Webster entschlossen, und ließ sich dabei auf ein Sopha nieder.

„Ich war so eben im Begriff zu schellen, Sie erlauben doch . . ."

„Ganz, wie Sie wünschen . . . Nur", fügte er mit einer Bewegung hinzu, wie um ihr die Hand noch zurückzuhalten. „Bedenken Sie vorher, ob ich jetzt noch der Mann bin, den man so mir Nichts dir Nichts vor die Thüre setzt."

„Wahrhaftig, mein Herr, ich begreife Sie nicht!" sagte die junge Frau mit gezwungenem Lächeln. „Sie sind ohne Zweifel in einem Sessel eingeschlafen. Ich glaube schon, daß sich's in meinen Sesseln zur Noth ganz gut schläft. Nichts desto weniger werden Sie schwerlich die Nacht darin zubringen wollen, und ich ersuche Sie deßhalb . . ."

„Es hat mir doch richtig geahnt, daß zwischen Ihnen und Ihrem Manne ein Geheimniß walte", entgegnete Herr Webster, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„Mein Herr! Mit welchem Rechte . . ."

„Was das für ein Geheimniß ist, weiß ich noch nicht, aber ich werde es erfahren, darauf verlassen Sie sich . . ."

„Da Sie sich nicht entfernen, werde ich wohl gehen müssen."

„Doch nicht, bevor Sie mich gehört haben. Ich werde kurz sein. Ich bin ein positiver Mensch. Mit achtzehn Jahren hatte ich noch keinen Dollar im Vermögen, heute mit vierzig Jahren bin ich Millionär. Ich verdanke Alles mir selbst. Das ist mein Karakter."

Ungeachtet ihrer Verwirrung versuchte Frau v. Fougeray so ruhig als möglich zu erscheinen.

„Vor drei Jahren habe ich Sie in Mailand gesehen; ich habe mich in Sie verliebt, ich weiß nicht warum. Ich habe Ihnen geschrieben, ich habe bis zu Ihnen selbst gelangen wollen, Ihre Dienerschaft bestochen, und so weiter, — Alles für Nichts und wieder Nichts! Es war, wie ich jetzt einsehe, eine Dummheit von mir, so kurz nach der Hochzeit . . ."

„Mein Herr, Sie mißbrauchen die Vortheile Ihrer Position, um mich in meinem eigenen Hause zu beleidigen. Das ist eines Mannes unwürdig", entgegnete Frau v. Fougeray mit einer abermaligen Rückzugsbewegung.

„Lieben Sie Ihren Mann oder lieben Sie ihn nicht?" fuhr der Amerikaner unerschütterlich fort.

Dies Wort hielt die junge Frau noch zurück

„Sie lieben ihn nicht", antwortete Herr Webster für sie. „Vor drei Jahren liebten Sie ihn wohl, wie ich vermuthe. Ich rede offen, stoßen Sie sich nicht an die Form: Ich bin kein englischer Lord, ich bin ein Bürger der Union. Freimuth ist meine starke Seite. Seit drei Jahren hatte ich Sie vergessen. Sie sehen, ich bin offen. In diesen Tagen hab' ich Sie im Boulogner Wäldchen wieder gesehen, die alte Flamme ist erwacht. Mich hier vorstellen zu lassen, war einem wohlsituirten Mann, wie mir, ein Leichtes. Ich rechnete auf den Zufall, um eine Erklärung zwischen uns herbeizuführen. Der Zufall hat mir gedient, wie er Millionären immer dienen muß. Das ist klar und kategorisch. Ich bin ein positiver Mensch."

„Aber mein Herr, mein Mann kann ja in jedem Augenblick . . ."

„Er geht oben spazieren . . . hören Sie? Ich bin mit drei Worten zu Ende. Ich rede wenig, aber gut. Seien Sie mir also vernünftig. Ich habe jedes Wort gehört. Ein Anderer hätte es eben so gemacht, es aber nicht gesagt; ich bin offen. Sie sind also mit Ihrem Manne entzweit? Vielleicht weil Sie einen Andern lieben? . . ."

„Oh, Das ist unwürdig", flüsterte leise Frau von Fougeray.

„Nein also, das heißt nein. Desto besser! Warum sollten Sie mich also nicht lieben?"

Auf einen zornigen Blick von Frau v. Fougeray erwiederte er nur:

„Sie können mich nicht ausstehen, gut! Ich dagegen liebe Sie. Sie stören meine Ruhe. Indem ich Sie angreife, vertheidige ich mich nur. Das ist nur logisch. Sie können mich auch nicht anklagen, daß ich Unheil in Ihr Hauswesen trage, es ist schon da. Ich werde noch mehr erfahren, als ich schon weiß, nicht um Sie zu ängstigen oder Mißbrauch damit zu treiben, — dazu bin ich zu sehr Gentleman, — wäre es nur, damit Sie mich ein wenig freundlicher empfangen, wie einen Hausfreund, so daß ich Zeit habe, mich Ihnen angenehm zu machen. Weiter verlange ich Nichts."

Da Frau v. Fougeray immer noch stumm blieb, fuhr er fort:

„Sehen Sie, gnädige Frau, ich habe einen Grundsatz: Was man unmöglich zu nennen beliebt ist einfach nur sehr theuer. Ich bin reich, freigebig; ich entdecke Ihr Geheimniß, weil ich es brauchen kann. Das ist ausgemacht."

Immer noch dasselbe Schweigen und dieselbe Unbeweglichkeit von Seiten der jungen Frau.

„Wofern Sie mir", fuhr Herr Webster, einen sentimentalen Ton annehmend, fort — „wofern Sie mir nicht Hoffnung machen, daß ich es eines Tages von Ihnen selbst erfahre, was eine hohe Gnade wäre und ferner, — eine Ersparniß", fügte er fast unwillkürlich hinzu.

„Hören Sie, mein Herr, ich fange an zu glauben, daß Sie verrückt sind."

„Krieg also?"

„Thun Sie, was Ihnen gefällt, nur befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart."

Sie schellte heftig.

„Das ist nicht klug von Ihnen . . ."

Der Bediente erschien.

„Andreas, leuchten Sie diesem Herrn."

„Frau Baronin, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen."

Die Baronin verneigte sich leicht und ging aus dem Salon.

2.

Den andern Morgen in aller Frühe verließ die junge Frau ihre Wohnung, nahm einen Miethwagen, und fuhr nach dem Quai Orleans.

Hier hielt sie vor einem Hause still, und frug den Portier nach Frau v. Lerme.

Diese Frau v. Lerme war früher die Gesellschaftsdame Amaliens gewesen, sie hatte das Mädchen auf ihren häufigen Reisen begleitet. Seit langer Zeit schon mit der Familie aufs engste befreundet, hatte sie die junge Frau von Kindheit an aufwachsen sehen. Auch verdankte sie der Frau v. Fougeray, wie sie sich von ihr trennte, eine bequeme Existenz.

Diese gute alte Dame ward in ihrer behaglichen Zurückgezogenheit durch einen so frühen Besuch aufs höchste überrascht und eilte voller Neugier ihrer jungen Freundin entgegen.

„Was gibt es, mein liebes Kind? Was verschafft mir zu so ungewohnter Stunde die Freude, Sie bei mir zu sehen?"

„Ich bedarf Ihrer, liebe mütterliche Freundin. Die Befürchtungen, die wir gehegt, sind eingetroffen."

„Was, er hätte es gewagt?"

„Gestern Abend nach der Gesellschaft. Es gab zwischen uns eine peinliche Szene."

Nun erzählte sie Wort für Wort die Szene der vergangenen Nacht.

„Allgütiger Himmel!" rief Frau v. Lerme mit scheinbarer Verzweiflung aus. „Hab' ich Ihnen nicht immer gesagt, daß es einmal so kommen würde? Ich habe immer keine gute Meinung von diesem Manne gehabt! Er ist ein Ungeheuer! Und wenn Sie erst wüßten, was ich noch Alles über ihn gehört habe!"

„Das wäre?"

„Er soll ein Spieler, ein Wüstling, ein durch und durch liederlicher und verdorbener Mensch sein, der alle nur denkbaren Fehler hat."

„Ja, so muß es wohl sein, Das erstaunt mich nicht mehr. Ich erinnere mich jetzt mancher Einzelnheiten un-

feres ländlichen Aufenthaltes, auf die ich damals gar nicht so sehr Acht gegeben hatte. Wie oft war er nicht vom frühen Morgen bis zum späten Abend abwesend, ohne daß ich wußte, wo er sich herumtrieb. Zur Jagdzeit hatte er wenigstens einen guten Vorwand. Ich sage Vorwand, denn er schoß niemals Etwas."

„Was habe ich Ihnen gesagt: er ist ein abscheulicher Mensch, der es nur auf Ihr Vermögen abgesehen hat, der Sie ruiniren wird, wenn Sie nicht bald Ordnung schaffen."

„Oh, ich habe schon meinen Plan, ich bin entschlossen . . ."

In diesem Augenblick ward die Sprechende durch das Hausmädchen unterbrochen, welches das Frühstück herrichtete, welchen Vorbereitungen Frau v. Lerme mit der größten Sorgfalt folgte. Unter allen Verhältnissen sorgte diese würdige Dame auf's Genaueste für die leibliche Verpflegung.

„Nehmen Sie, meine liebe Amalie," forderte sie deßhalb ihre aufgeregte Freundin im ruhigsten Tone von der Welt auf, — „es wird Ihnen wohl bekommen. Ich hoffe übrigens, daß er nicht mehr an seine Liebe denkt, weder davon mehr spricht, noch schreibt. Es fehlte in der That nur noch, daß er anfinge, Sie jetzt mit Liebesbriefen zu bombardiren, wenn Sie ihn nicht mehr verlassen werden!"

„Da Sie von Briefen reden, so fällt mir immer wieder ein, wie qualvoll es noch einmal für mich werden könnte, wenn jene Briefe noch existirten. Hätte ich nur einmal darüber Gewißheit. Ihre Antworten sind immer in dieser Sache so zweideutig und ausweichend; ich frage Sie noch einmal, wissen Sie wirklich, daß diese Briefe damals vor vier Jahren verbrannt worden sind.

„Nun ja . . . das heißt . . . . hören Sie, meine Liebe . . . Sie sind ja jetzt ruhiger und klüger geworden . . . Sie sind kein junges, unbesonnenes Mädchen mehr . . . Damals mußte ich Sie um jeden Preis zu beruhigen suchen, jetzt aber kann ich schon offener reden . . ."

„Diese Papiere existiren also noch?"

„Ich weiß es nicht, glaube jedoch schwerlich. Was setzen Sie sich übrigens mit diesen Papieren Gedanken in den Kopf, lassen Sie doch diese Sache auf sich beruhen, und denken Sie lieber daran, wie Sie von diesem Manne loskommen. An Ihrer Stelle bliebe ich keine vierundzwanzig Stunden mehr mit ihm unter einem Dache."

„Sie können glauben, daß Das meine Absicht ist und ich komme eben zu dem Zwecke, darüber mich mit Ihnen zu besprechen. Ich bin gesonnen, ihm so viel von meinen Revenüen zu überlassen, als ich entbehren kann, um mit dem Reste noch mit meinem Kinde anständig leben zu können."

„Das wollten Sie?"

„Ja, unter der einzigen Bedingung, daß er irgend eine auswärtige Stellung annimmt, bei einer Gesandtschaft irgendwo, — nur daß er von hier fortkommt. Ich bleibe alsdann wegen der Gesundheit Heinrichs hier zurück, und so ist der äußere Schein gerettet."

„Aber, mein Kind, weiter begehrt er ja eigentlich Nichts."

„Ich weiß es, und habe ganz und gar auf seine Habgier gerechnet."

„Aber, das ist eine Abscheulichkeit. Wir sollten Prozeß wieder ihn führen."

„Niemals. Sie wissen wohl, daß mein Bruder mich eher tödten, als solch einen Skandal leiden würde. Sie kennen ihn ja!"

Es erfolgte ein Augenblick peinlichen Schweigens, während dessen die alte Dame, nur um sich Etwas schaffen zu machen, ein Stück Zucker nach dem andern in ihren Kaffee warf.

„Kurz und gut, ich bin fest entschlossen!" sprach Frau v. Fougeray in einem Tone, der nicht zum Widerspruch aufforderte, am allerwenigsten von Seiten einer Dame, welche ihre Ruhe so über Alles liebte.

„Auf diesen Abend also", setzte die junge Frau hinzu. „Kommen Sie ja und lassen Sie sich das Resultat unserer Verhandlungen mittheilen."

„Nehmen Sie sich nur in Acht, und versprechen Sie nicht gar zu viel, denn er nimmt Sie gewiß beim Wort."

„Auf diesen Abend also!"

3.

Gegen zehn Uhr Morgens kehrte Frau v. Fougeray nach Hause zurück.

„Luise", sprach Sie zu ihrem Kammermädchen, „bitten Sie den Herrn Baron, bei mir vorzukommen."

„Was! Madame ist also nicht benachrichtigt?"

„Wovon?"

„Daß der Herr Baron abgereist ist."

„Sie träumen wohl noch. Warum soll er denn verreist sein?"

„Ich weiß es nicht; er scheint jedoch eine unerwartete Nachricht bekommen zu haben, weil er sich so rasch entschlossen hat. Kaum waren Sie ausgegangen, als er nach Philipp geschellt und ihn hat packen lassen."

„Packen?"

„Ja; aber er hat wenig mitgenommen; es scheint, daß er nicht lange ausbleiben wird. Philipp sagt jedoch, daß der Herr Baron sehr aufgeregt war, und daß er die Nacht nicht geschlafen hat. Während Philipp einen Fiaker holte, war der gnädige Herr im Zimmer bei dem Kleinen, den er auf die Stirne küßte, ohne ihn zu wecken. Ich ging gerade hinaus, aber es scheint nicht, daß der Herr mich bemerkt hat. Ich glaube, er hat vor dem Bettchen des Kindes geweint."

„Wegen einer Trennung von wenigen Tagen? Der Herr Baron ist nicht so lächerlich; Sie haben sich versehen."

„Gnädige Frau verzeihen, ich täuschte mich nicht."

„Nun, und dann?" sprach Frau v. Fougeray ungeduldig. „Hal ee nicht nach mir gefragt?"

„Nein, Madame. Ich glaube, der Herr Baron wußte, wo Sie seien, und w[illegible] Sie noch irgendwo treffen, bevor er abreise."

„Und wissen Sie, wohin dee Wagen fuhr?"

„Auf die Eisenbahn nach Orleans."

(Fortsetzung folgt.

Die Thräne.

Dir, o Thräne, weih' ich dieses Lied,
Die du lindernd deinem Quell entfließest,
Balsam in des Herzens Wunden gießest,
Daß es nicht in seinem Schmerz verglüht;
Freundin du von jedem Kummervollen,
Heil'ger, unentweihter Stätt' entquollen.

Wenn, von deinen Lieben selbst verkannt,
Du versinkst in wehmuthsvolle Trauer,
Und das Herz erbebt in stillem Schauer:
O dann wird die Thräne dir gesandt,
Und sie kühlt, auf ihrem feuchten Gange,
Lindernd dir die schmerzerglühte Wange.

Thränen weint der edle Menschenfreund,
Sieht er, wo die Mittel ihm erstarben,
Brüder ohne seine Hülfe darben,
Und die Thräne nur, die er geweint,
Kann in ihm den edlen Kummer brechen,
Daß sich Wille nicht und Kraft entsprechen.

Von des Elends schwerer Last gedrückt,
Düsterer Verzweiflung hingegeben,
Schaut der Arme trüben Blicks ins Leben,
Doch, von Mitleidsthränen sanft erquickt,
Eilt er zum ermattenden Geschäfte,
Findet zum Gebet und Dank noch Kräfte.

Wo in bangen Herzen Kummer wohnt,
Wo verborgen herbes Leiden waltet,
Milder da und heit'rer sich's gestaltet,
Wenn der Wehmuth Thrän' im Auge thront;
Und der Schmerz, die Freude und das Sehnen —
Alle lösen endlich sich in Thränen. —

Winter.

Der Winter kommt. Die Blätter fallen;
Die Bäume stehen kahl.
Entschwunden ist der Nachtigallen
Endlose Zahl,
Und Schnee belagert Berg und Thal.

Die stolze Fluth, wo Schiffe glitten,
Ist bald wie Brücken hart,
Und dient den glöckleinreichen Schlitten,
In Reih'n geschaart,
Zur frohen blitzgeschwinden Fahrt.

In Pelze mummen sich die Waller,
Seh'n nur entfärbtes Grün,
Und heimwärts drängt die Sehnsucht Alle,
Zum Saalkamin,
Wo Scheiterhäufchen knatternd glüh'n.

Dort schaffen warme Zimmerlüfte
Den Frühling künstlich neu.
Wir athmen selt'ne Rosendüfte,
Und fühlen frei
Uns von des Frostes Tyrannei.

Die Freundschaft, die dem Traubengotte
Wetteifernd Spenden weiht,
Verhöhnt im Klubb die Aeolsrotte,
Träumt Maienzeit,
Und jubelt: „Immer so wie heut!"

Auflösung der Homonyme in Nr. 46:

Ball.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 48. Erscheint jeden Sonntag. 11. Dezember 1859.

Das verschleierte Bild.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblick erschien ein Bedienter und meldete den Herrn Lefevre an.

Dieser Herr Lefevre war der Geschäftsträger und Vertrauensmann der Familie Nezet.

„Haben Sie diesen Morgen schon den Herrn Baron gesehen?" frug ihn die junge Frau, sobald er eingetreten war.

„Nein, gnädige Frau; ich komme eben, um mit ihm wegen des Landguts in der Touraine zu reden."

„Wie! Er war nicht erst bei Ihnen?"

„Nein, Madame."

„Sonderbar! Denken Sie, er ist heute Morgen plötzlich abgereist; ich vermuthete, er würde sich wenigstens erst Geld bei Ihnen geholt haben."

„Ich wollte ihm soeben eine nicht unbedeutende Summe abliefern."

„Aber er hatte vielleicht noch hinreichend genug."

„Er konnte im Augenblicke gerade nicht sehr reich sein, ein paar tausend Franken höchstens."

„Das wird ihm vorläufig genügt haben ... Ich bin so überrascht ... Sie begreifen ..."

Sie schellte plötzlich dem Kammerdiener, der sogleich erschien.

„Was hat Ihnen der Herr Baron für mich hinterlassen?" frug sie ihn.

„Einen Brief auf dem Sekretär von Madame."

Frau v. Fougeray gerieth einigermaßen in Verlegenheit, suchte dieselbe jedoch unter einem gekünstelten Lächeln zu verbergen.

„Bleiben Sie doch, Herr Lefevre, dieser Brief kann nichts Besonderes enthalten."

„Ich werde morgen wiederkommen, wenn Sie erlauben, gnädige Frau", entgegnete der Geschäftsmann, der, von besserer Ahnung geleitet, als die junge Frau, eine Katastrophe vermuthete.

Frau v. Fougeray ging in ihr Zimmer und fand in der That an der bezeichneten Stelle einen Brief ihres Gemahls vor. Sie öffnete ihn und las, was folgt:

„Madame!

„Nach Dem, was gestern zwischen uns vorfiel, ergreife ich den einzigen Ausweg, der unter solchen Verhältnissen ziemlich ist: ich entferne mich.

„Ich hoffe mir dort, wohin ich gehe, Erwerbsquellen selbst schaffen zu können. Mag es Ihnen gleichgiltig sein, von welcher Art diese sind. Sie werden sich nicht allzuviel bemühen, zu erfahren, ob ich Glück habe oder nicht. Was Sie aber besonders angeht, ist die Erklärung, daß ich Ihnen in Zukunft nicht mehr zur Last fallen werde.

„Ich nehme nur so viel [illegible] mit, als ich für den Augenblick aufs allernothwendigste gebrauche.

„Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen Rechenschaft über die Verwaltung Ihres Vermögens während unsers Zusammenseins abzulegen. Glücklicherweise sind alle Bücher und Rechnungen in bester Ordnung. Ich habe sie diese Nacht alle revidirt, und Sie werden eine Art Generalrechenschaftsbericht in der linken Schublade meines Sekretärs vorfinden, in einem nicht versiegelten Kouvert an die Adresse des Herrn Lefevre. Dieser Bericht weist einen, wie ich hoffe, Sie zufriedenstellenden Stand der Dinge aus. Sie können ihn nach genommener Einsicht an Ihren Geschäftsträger senden.

„In der ersten Zeit meines Entferntseins können Sie ja sagen, daß ich in der Touraine sei. Ich glaube, daß Ihr dort gelegenes großes Gut in einen Prozeß verwickelt werden wird, den Sie wahrscheinlich gewinnen werden. Da dies eine sehr wichtige Angelegenheit ist, und ein Theil Ihres Vermögens dabei auf dem Spiele steht, so ist Grund genug vorhanden, meine Abwesenheit an Ort und Stelle zu beschönigen. So wird Skandal und Aufsehen vermieden. Nach und nach wird man sich an meine Abwesenheit gewöhnen, und Sie finden auch wohl noch einige Vorwände, um die Situation zu verlängern.

„Sie sind sehr grausam gegen mich gewesen, Madame.

und Sie werden zugeben, daß, wenn ich schuldig war, ich auch schrecklich dafür bestraft bin. Sonst habe ich Ihnen Nichts zu sagen, als das Eine noch: mögen Sie mich hassen und zur Verzweiflung treiben, — nur verachten sollen Sie mich nicht.

„Leben Sie wohl denn, Madame. Vergessen wird Ihnen leicht sein; ich — will es versuchen.

Viktor v. Fougeray."

Nach dieser Lektüre blieb Amalie in tiefes Nachdenken versunken stehen, und sagte halblaut vor sich hin:

„Das ist ein eigenthümlicher Brief."

In der folgenden Nacht, während eines rauhen, stürmischen Wetters, strich ein tiefverhüllter Mann um das Haus der Frau Baronin v. Fougeray herum, und sah von Zeit zu Zeit tief aufseufzend nach den Fenstern desselben hinauf. Im Hause selbst war Alles still und dunkel.

Wer hätte denken sollen, daß unter dieser vermummten Hülle Derjenige verborgen gewesen sei, der noch vor kurzem der Herr dieses Hauses war. Und doch war der einsame, nächtliche Wanderer niemand Anderes, als der Herr v. Fougeray.

Mit heftigen Schritten ging er auf und ab.

„Sie schläft," sprach er vor sich hin, — „sie schläft ruhig und friedlich! Kein Bedauern, kein nagendes Gefühl stört ihren Schlaf! Ja, sie wird selbst ihre Stellung viel angenehmer finden und freier aufathmen. Nun ist sie allein und Herrin ihrer Handlungen: meine Gegenwart war ihr lästig, wie die eines Fremden, den man bei sich dulden muß. Wer weiß? Mein Anblick rief vielleicht Gewissensbisse in ihr wach, oder . . ."

Er unterbrach sich in seinem Monolog, und verfiel eine Zeit lang in dumpfes Sinnen.

Plötzlich blieb er vor dem Hause stehen.

„Wenn ich nun wollte, so würde ich zu dieser Stunde und in dem Aufzuge, in dem ich bin, in dies Haus eintreten, und als Herr und Gebieter dort schallen und walten. Das Leben, was ich verlassen will, den Reichthum, den Luxus, der schon lange mein heiß ersehntes Ziel war, Alles würde ich wiederfinden. Ich hätte nur einen bösen Traum gehabt, und morgen, . . . und morgen der Blick Amaliens, — nein, ich ertrüg' es nicht. Ich will es nicht. Muth! Muth! Keine Angst vor dem Elend, vor dem schrecklichen Elend! Ich bin ja allein und jung, und fühle eine Kraft in mir! O, wenn es mir glücken, wenn ich mich nicht über mich selbst täuschen, und den Tag des Triumphes sehen sollte! Aber diese Freude! . . . Diese Rache! . . . Und wer weiß? . . ."

Hier müssen wir gestehen, daß eine gewöhnliche Polizeirunde dem Selbstgespräch ein Ende machte, und Hrn. v. Fougeray zwang, in Ermangelung seines eigenen irgend ein anderes Quartier aufzusuchen, denn in dieser wohllöblichen Zeit muß selbst Liebe und Thorheit eine geregelte Aufführung haben, und sieben oder acht Stunden friedlich schlafen, — wenigstens so thun.

4.

Monate waren verflossen seit dem plötzlichen Verschwinden des Herrn v. Fougeray.

Scheinbar hatte sich in der Existenz Amaliens, deren Mann noch immer angeblich in der Touraine war, Nichts verändert. Nur war Frau v. Lerme wieder ihre beständige und regelmäßige Gesellschafterin geworden.

Für diese würdige Dame, die einen sehr durchdringenden Verstand besaß, war die Lage ihrer jungen Freundin eine äußerst angenehme, und stellte sich einfach so, daß Herr v. Fougeray durch seine freiwillige Entfernung seiner Gemahlin einen großen Dienst erwiesen, und daß diese ihn bis auf das Gedächtniß seiner Existenz vergessen habe. Daß das Blatt auch eine Rückseite haben könnte, daran dachte die alte Dame nicht.

Eben saßen die beiden Damen beisammen und unterhielten sich über die Neuigkeiten des Tages, als im Vorzimmer eine ungewöhnliche Bewegung entstand.

„Was gibt es?" frug Frau v. Fougeray.

„Gnädige Frau, man bringt ein Bild."

„Ein Bild? Von wem?"

„Man hat es nicht gesagt."

„So nehme ich es nicht an."

Aber schon war der Kommissionär weit weg, und da der Anblick des Bildes zu Nichts verpflichten konnte, ließ es Amalie in den Salon tragen.

Es war ein Genrebild in Oel, „Landleute mit Keltern beschäftigt" darstellend, und gezeichnet: Louis Chardon.

Dies kleine Gemälde war von großem Reize, es lag außerordentlich viel Gemüth und Poesie darin. Ueberall in diesem Bildchen lebte und webte es: hier Arbeiter, welche die abgeschnittenen Trauben in hohen Körben herbeischleppten, dort wieder andere, welche an der Mühle beschäftigt waren, und da wieder welche, die an dem großen Kelterbalken drückten; Greise, die den Most ver-

suchten, Kinder, die überall im Weg waren, und endlich im Vordergrund ein reizendes Pärchen. Der Bursche flüstert dem Mädchen Etwas in Ohr, sie wendet sich aber ab und scheint an einen Andern zu denken.

„Aber Das ist ja prächtig!" rief Amalie entzückt. „Louis Chardon. Sonderbar! Diesen Namen höre ich heute zum ersten Male."

„O! ich weiß, wer Das ist!" rief eintretend eine Frau Giorgi, eine nahe Verwandte der Frau v. Fougeray. „Das ist ein Müllerbursche oder ein Köhler, so Etwas; ich weiß es nicht genau. Ich habe seine Geschichte neulich in einem Journal gelesen, sie ist sehr interessant. Wenn ich mich recht besinne, so fing er an, auf Säcken zu malen, ist fünfundzwanzig Jahre alt, schön, wie ein Engel, trägt Holzschuhe, und eine auf dem Rücken zugeknöpfte Weste, wie im Champi der Madame Sand. Er wird von Gerhard vergöttert, der seit acht Tagen in einem meergrünen Anzuge herum läuft. Hast du ihn noch nicht in seinem neuen Aufzuge gesehen?"

„Nein; aber kannst du mir sagen, wer mir dieses Bild schickt?"

„O! Das kann nur Gerhard oder dein Hausfreund sein."

„Habe ich denn einen Hausfreund? Wen meinst du damit?"

„Siehe nur die Unwissende mit deinem Bürger Millionär, der dich auf Schritt und Tritt verfolgt. Weißt du auch, was er sagt? Die Liebe sei eine Zeitfrage, man müsse nur warten können. Ueber kurz oder lang würdest du ihm doch nicht widerstehen können.... Apropos, was ich dich eigentlich fragen wollte, hält sich Herr von Rezet, dein Bruder, noch immer in Deutschland auf?"

„Ja, zu Wien."

„Ist es wahr, daß er schon wieder ein Duell gehabt hat?"

Frau v. Fougeray erblaßte leicht und entgegnete verlegen:

„Das ist ohne Zweifel ein grausamer Scherz, den man sich erlaubt hat. Heute Morgen habe ich einen Brief meines Bruder erhalten, welcher kein Wort dergleichen enthält."

„Das sind so Gerüchte, eines falscher wie das andere. Doch, wer sagte mir es denn gleich? Ach ja, die hagere Miß Charlotte. Zugleich wollte sie mich über das Duell ausforschen, das dein Bruder früher in Nizza gehabt hat. Ich war in Verlegenheit, ich habe diese Geschichte selbst nie genau gekannt. War es nicht um Politik? Du warst ja selbst damals in Nizza, vor deiner Verheirathung."

„Bitte, reden Sie nicht davon vor ihr", fiel Frau v. Lerme ein.

„Warum?" entgegnete Amalie. „Es ist eine einfache und unglückliche Geschichte. Ein Streit, den mein Bruder mit einem von der Belagerung Roms zurückgekehrten, auf Gesundheitsurlaub entlassenen französischen Offizier hatte, war die Veranlassung. Der Eine war Legitimist, der Andere Republikaner. Leider wurden Beide heftig, und das Duell ward unvermeidlich."

Bei den letzten Worten erhob sie sich und näherte sich langsam einem Bedienten, der ihr eine leise Mittheilung machte.

„Herr Lefevre! ah, ich komme gleich!" sprach sie laut und verließ den Salon.

In dem anstoßenden Boudoir befand sich in der That der Geschäftsträger des Hauses im vollständigen Reisekostüm.

Man begreift leicht, daß sich Frau v. Fougeray dem vertrauten und erfahrenen Geschäftsmann gegenüber, der mit der Führung ihrer Angelegenheiten betraut war, in die Nothwendigkeit versetzt sah, demselben reinen Wein über das Verschwinden ihres Gemahls einzuschenken; aber sie hatte sich nicht allein auf diese vertrauliche Mittheilung beschränkt. Seit vier Monaten wandte sie ihn auch zu den eifrigsten Nachforschungen in Bezug auf die Wiederauffindung ihres Mannes an.

Sonderbar genug! Noch vor nicht so langer Zeit hatte sie keinen andern Wunsch, keinen andern Gedanken gehegt, als ewige Trennung von dem ihr angetrauten Mann. Um dies zu erreichen, hätte sie den größten Theil ihres Vermögens, zehn Jahre ihres Lebens geopfert. Es war nicht Haß, was sie für ihren Mann empfand, sondern weit Schlimmeres: es war Gleichgültigkeit oder Verachtung. Ohne Opfer von ihrer Seite, ohne Kampf war nun diese Trennung von statten gegangen, auf die allereinfachste Weise, — und seit vier vier Monaten dachte Amalie Tag und Nacht an Denjenigen, an dessen Seite sie Jahre lang gelebt hatte, als wenn er ihr ein Fremder gewesen wäre. Was sie auch thun mochte, um diese Erinnerung zu bannen, sie kehrte immer wieder. Wie oft hatte sie nicht diesen einfachen und würdigen Abschiedsbrief immer wieder von neuem gelesen!

Wo weilte er? Sollte er nie wieder zurückkommen? Jeder Schritt, jedes Geräusch ließ sie erbeben, — und doch war an dieser beständigen Eingenommenheit des Gemüths kaum Liebe irgendwie betheiligt. Es war mehr Interesse, Mitleid, Unruhe, vielleicht Reue über begangenes Unrecht.

„Nun?" frug sie in ängstlichem Tone, sobald sie des Geschäftsträgers ansichtig ward.

„Nichts Gutes, Frau Baronin. Meine letzte Hoffnung ist auch getäuscht worden. Nach meinen erfolglosen Nachsuchungen in Paris hatte ich mir eingebildet in Bordeaux glücklicher sein zu müssen, wo er geboren ist und noch entfernte Verwandte hat. Aber ich kann mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß er sich dort nicht gezeigt hat."

Unbegreiflich! Ich wiederhole Ihnen, daß er beinahe ohne alles Geld fort ist."

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied von den drei Gesellen.

Drei Gesellen gingen zum Thor hinaus, —
Und wißt ihr: wohin sie gingen?
Sie zogen weit in die Welt hinaus,
Um Gut und Geld zu erschwingen.

Der Erste lief über Stock und Stein,
Den Andern zuvor zu jagen;
Der fiel auf die Nas' und brach ein Bein,
Und wurde nach Hause getragen.

Der Zweite, der war ein fauler Bauch,
Der mochte nicht gerne marschiren;
Und sah er in einem Schornstein Rauch —
Gleich thät Appetit er verspüren.

Der schneckte so fort manch schönes Jahr,
Doch wollt' ihm sein Schnecken nicht frommen,
Und ärmer, als er gegangen war,
Sah man zur Heimath ihn kommen.

Der Dritte war 'n manierlicher Mann,
Blieb stets in mäßigem Trabe,
Und kehrte nur selten im Gasthof' an,
Auf daß er sich stärke und labe.

Und der kam weit hinaus in die Welt,
Wohl weiter, als mög't meinen,
Und erschwang sich Gut, und erschwang sich Geld,
Und kehrte damit zu den Seinen.

Dies Lied, das leset mir mit Bedacht!
Und wollt' ihr was Recht's vollbringen —
Lauft nicht zu hastig! Kriecht nicht zu sacht!
Recht Maß nur führt zum Gelingen. —

An die Entfernte.

Wenn einst so sanft dein Auge blickte;
Wenn ich dein Wonnelächeln sah;
Wenn deine Liebe mich entzückte;
Wie froh, wie glücklich.

Dies Alles muß ich nun entbehren,
Du Gute bist von mir getrennt!
Noch fühl' ich deine Abschiedszähren;
Noch mir des Herzens Wunde brennt,

Ach, sehnend schau' ich in die Ferne,
Wo du bist, wo dein Athem weht;
So hängt mein Blick an jenem Sterne,
Der Abends dort am Himmel steht.

Wie deine Veilchen so bescheiden,
Wie deines Gärtchens Rosen schön:
So seh' ich fern von andern Freuden,
Dich dort vor unsern Blümchen steh'n! —

Doch ach, es stillen meine Lieder
Der treuen Liebe Sehnsucht nicht! —
Die Hoffnung blüht: Bald seh' ich wieder
Dein froh beglückend Angesicht.

Räthsel.

Es sitzt ein Kind in engverschloß'ner Kammer,
Und nimmer dringt zu ihm des Tages Schein,
Es möchte gern des Kerkers ledig sein,
Und doch rührt nur den Tod des Kindes Jammers.

Bei Tag wohl schlägt es, wohl bei Nacht den Hammer;
Es fühlet tief des Lebens Lust und Pein,
Und fand sich Liebe gar den Weg herein,
Dann ist's zu halten kaum in seiner Kammer.

Wer die lange, kummervolle Nacht
In Thränen, bang und schlummerlos durchwacht;
Wem nie der Freundschaft Himmelsglück gewacht;

Wer nie gefühlt der Liebe schmerzlich Brennen,
Des Wiedersehens Lust, das herbe Trennen —
Der soll des Kindes Namen mir nicht nennen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 49. | Erscheint jeden Sonntag. | 25. Dezember 1859.

Das verschleierte Bild.

(Fortsetzung.)

Nach bedeuklichem Schweigen sprach Herr Lefevre mit ernster Stimme:

„Sie haben keinen Grund zu der Annahme, daß Herr Baron irgend einen andern Plan gehabt haben könnte . . ."

Er wagte nicht zu vollenden.

„O, dieser schreckliche Gedanke ist auch mir schon gekommen!" entgegnete Amalie in lautes Weinen ausbrechend.

„Doch Das ist ja unmöglich, seien Sie darüber außer Sorge! In der Vermögensstellung des Herrn Baron mit einer angebeteten Frau und einem liebenswürdigen Kinde!"

„Alles richtig, aber es gibt manchmal düstere, verborgene Falten in einem Charakter, die Keiner kennt, selbst nicht der sie kennen sollte. Man hält alle Bedingungen des Glücks einer Person erfüllt, und doch leidet sie oft und ist unglücklich . . . Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich seit vier Monaten nicht mehr am Leben bin, Herr Lefevre!"

„Muth, gnädige Frau, Muth! Gott kann nicht wollen, daß zwei so zusammengehörende Herzen getrennt werden auf immer. Das ist ein sonderbares Ereigniß das sich gewiß aufklären wird. Vielleicht ein Anfall von Melancholie oder dergleichen, wie Sie so eben sagten . . . und ich erinnere mich auch, daß der Herr Baron oft düster gestimmt war. Soll ich mit Ihnen ungeachtet meines Reisekostüms in den Salon zurückkehren, so werde ich für Sie lügen."

Nachdem die junge Frau ihre Schläfe und Augen mit etwas frischem Wasser benetzt, gewann sie ihre erheuchelte Ruhe wieder und die Frau von Welt, das heißt, die Schauspielerin, trat wieder auf die Szene.

Zwei neue Personen waren unterdessen angekommen, Herr Webster und Gerhard.

Der Letztere kniete auf dem Teppich vor dem Bilde, das zwischen den Armen eines Lehn-Sessels aufgestellt war.

„O! erhabener Landmann!" phantasirte er. „Ist das Natur! Eine Kelter, wo man Wein bereitet! Ja, so Etwas malt sich nicht mit Rosenfingern, die jeden Tag neu glacirt werden! Ich bin ganz konfus, meine Herren und Damen, vor dieser ursprünglichen Genialität, — und das Alles bei einem einfachen Landmann!"

„Sind Sie Dessen auch so ganz sicher?" frug Herr Webster mit einem sehr ausdrucksvollen Seitenblick auf Frau von Fougeray, welche diesem Blicke auszuweichen schien.

„Fragen Sie nur Salomon", antwortete Gerhard.

„Welchen Salomon, den Weisen?"

„Ja, zugleich Gemäldehändler. Louis Chardon ist ein einfacher Müller, seine Kunstschule die Natur und die Anschauung. Er kennt nicht einmal die Namen der Farben und doch ist sein Kolorit bewundernswerth. Salomon hat mir noch manche interessante Details über diesen Menschen für meinen nächsten Artikel in der Revue gegeben."

„So haben Sie mir also dies Gemälde nicht geschickt, Gerhard?" frug Frau v. Fougeray aufs Höchste erstaunt.

„Nein, Cousine, nein, ich hätte es wahrhaftig behalten. Ein Chardon! meiner Treu ich habe fünf Skizzen von ihm zu unsinnigen Preisen gekauft!"

„Ach, da ist ja Herr Lefevre", unterbrach Frau Georgi die Redenden, — „und im Reiseanzug! Nun, wie geht es denn Herrn v. Fougeray, kommt er bald wieder? Es ist wirklich eine Schande, so ein musterhafter Ehemann, wegen eines solchen albernen Prozesses Monate lang wegzubleiben!"

„Der ihn überdies möglicher Weise noch einmal so lang fern halten kann", ergänzte Herr Lefevre.

„Er ist ja wohl in Tours?" frug Herr Webster mit diplomatischem Lächeln.

„Zwei oder drei Meilen davon."

„Er ist wohl ganz Landmann geworden", fuhr der

Amerikaner fort, auf dies Wort besonderen Nachdruck legend.

„Ich bewundere Ihre Fassung", fügte er, an Amalie vorbeistreifend, leise hinzu.

„Und ich begreife ihre Reden nicht", flüsterte diese dagegen.

Die kleine Gesellschaft verminderte sich nach und nach so, daß schließlich nur Herr Webster zurückblieb.

Nach der Szene, die zwischen ihm und der jungen Frau vor vier Monaten stattgefunden hatte, könnte man sich verwundern, ihn noch so vertraut in Hause ein- und ausgehen zu sehen.

Es war Dies eine jener stillschweigenden Uebereinkünfte, die so oft in der Welt vorkommen. Der erste Gedanke Amaliens war ohne Zweifel der, ihm ihr Haus zu verbieten. Aber Das wäre, nach der etwas plumpen Ausdrucksweise des Amerikaners, eine offene Kriegserklärung gewesen. Fühlte sie sich auch im Stande, diesen Kampf aufzunehmen? Die plötzliche Abreise ihres Mannes machte sie nicht überdies die Position nur noch kritischer, und wäre sie nicht der anklagendste Beweis für indiskrete Aeußerungen des Amerikaners geworden, wenn er wirklich so weit gegangen wäre, auszuplaudern, was er gehört hatte?

In dieser Stimmung empfing sie von Herrn Webster einen sehr demüthigen und reuevollen Brief, der sie um Verzeihung und Vergessen des Vorgefallenen bat. Sie glaubte deshalb, seine Entschuldigungen anzunehmen sei wohl das Klügste. Herr Webster kam also wieder in ihr Haus, zuerst selten, dann häufiger, und zuletzt regelmäßig alle Woche, aber immer mit Gerhard. Er hatte überdies die Gewandtheit, seine Liebe laut zu proklamieren, wie einer jener Großpapa's, die ungestraft, aber nicht immer ganz ohne Leidenschaft den jungen Mädchen den Hof machen. Er machte sich selbst über seine hoffnungslose Liebe lustig, und wenn er auch Amalien kein volles Zutrauen einflößen konnte, so gelang es ihm wenigstens, ihren Verdacht etwas einzuschläfern, und in ihren Gewohnheiten eine Stelle einzunehmen.

Diesen Abend blieb er zum ersten Male nach der Entfernung Gerhards noch zurück.

„Noch einmal, ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie bewundere", sprach er, als er mit Amalien und Frau von Leeme allein war.

„Und ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie nicht verstehe."

„Lassen Sie doch einmal hören — warum wollen Sie mich nicht als Freund behandeln. Ich verlange ja nicht viel und bin galant. Es gibt keinen besseren Menschen, als mich, auf der Welt, wenn man mich nur zu behandeln weiß."

„Aber dann müßte man Sie zugleich auch errathen können."

„Wie so? Ich wandle durchaus nicht auf krummen Wegen; gestatten Sie mir eine Unterredung von fünf Minuten ..."

„Frau v. Leeme ist meine vertrauteste Freundin, sie darf Alles hören."

„Wie Sie wollen. Sie wissen, ich bin offen! Nun denn, glauben Sie, daß ich mich auch mit der Reise nach der Touraine düpieren lasse?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Und daß ich nicht weiß, wo Ihr Herr Gemahl wirklich steckt?"

„Mein Mann?"

„Ich bin fein, man macht mir so leicht Nichts weiß! Und Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe: ich bin reich, ich kann Alles bezahlen, was ich wissen will. Zum letzten Male, seien Sie offen mit mir."

„Warum? weil Sie so fein sind!" sprach Frau von Fougeray unsicher lächelnd.

„Allerdings. Ihr Herr Gemahl ist also in der Umgegend von Tours?"

„Ja."

„Mit einem Prozeß beschäftigt?"

„Ja."

„So sollten Sie auch nicht seine Gemälde in Ihrem Salon aufstellen."

„Die Gemälde wessen?"

„Ihres Mannes."

„Meines Mannes?"

„Er beschäftigt sich nicht mit Malerei, nicht wahr, er hat noch nie in seinem Leben einen Pinsel in der Hand gehabt?"

„Das zwar nicht, er ist der Sohn eines Malers und hat früher wohl auch selbst gemalt, aber das gibt noch keinen Grund ab ...".

„Hübsch, sehr hübsch! Louis Chardon wäre also nicht der Herr v. Fougeray."

„Ha ha!" lachte Amalie. „Wenn das die Nachrichten sind, die Sie theuer bezahlen müssen, so bestiehlt man Sie auf abscheuliche Weise, mein liebster Herr Webster."

„Sie treiben es weit, in der That!"

„Wie so?"

„Straße Buffon, Nummer 17," sprach Herr Webster, jede einzelne Sylbe betonend.

„Nun, — weiter!"

Straße Buffon, Nummer 17! Das ist klar und kategorisch, nicht wahr?"

„Straße Buffon, Nummer 17; nun, und was ist damit?"

„Sie müssen Das besser wissen, als ich. Bisher war ich der Meinung, daß dort Herr v. Fougeray unter dem angenommenen Namen Louis Chardon wohne. Vielleicht täusche ich mich auch."

Bei diesen Worten ließ Frau v. Lerme, die mit der ihr eigenen Salbung den Thee bereitete, ihre Tasse vor Schrecken fallen.

„Jetzt lachen Sie nicht mehr, nicht wahr?" fuhr Webster kaltblütig fort. „Warum denn? Man bestiehlt, man plündert mich ja aus und macht sich hinterdrein noch über mich lustig! Ah, Sie sind auch fein, Sie spielen ganz artig Komödie, — und der Geschäftsfreund, den man im Reiseanzug empfängt, hübsch ausgedacht in der That! Ich bin gewiß gerieben, aber etwas Besseres hätte ich doch nicht ausfindig zu machen gewußt."

„Entweder träumen Sie oder ich," sprach endlich Frau v. Fougeray, indem sie eine Tasse Thee nahm, um ihre Gedanken einigermaßen von ihren verworrenen Bildern abzulenken.

„Nun, werden Sie dieses Mal gestehen, ja oder nein?"

„Nein!"

„Was ich sage, ist also falsch?"

„Falsch und lächerlich!"

„Dann guten Abend, Frau Baronin! Es bleibt mir übrig, ähnliche eben so falsche Geschichten auszukundschaften! Wir haben einen viermonatlichen Waffenstillstand gehabt, Sie haben ihn zuerst gebrochen, — die Verantwortung dafür falle auf Sie."

„Großer Gott, Sie müssen sich doch immer melodramische Abgänge verschaffen. Legen Sie diese Gewohnheit ab. Ich habe gewisse Dinge gerne vergessen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie selbst vergessen. Sie behaupten, daß Ihnen an meiner Freundschaft, an meinem Vertrauen etwas gelegen ist. Aber das Vertrauen muß sich geben und kann nicht erzwungen werden, wie eine widerspenstige Thüre, die man eintritt. So wenigstens ist es in unserer Welt üblich. Leben Sie wohl also, Herr Webster, Adieu!"

Der Amerikaner ward bleich vor Zorn und verließ hastig das Zimmer, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Sobald er sich entfernt hatte, klingelte Amalie und sagte dem Bedienten:

„Lassen Sie auf der Stelle anspannen."

„Großer Gott, wohin wollen Sie zu dieser Stunde?" frug Frau v. Lerme erschrocken.

„Straße Buffon, Nummer 17!"

5.

Es schlug gerade zehn Uhr, als der Wagen in die Straße Buffon einbog.

Amalie hatte Frau v. Lerme mit sich genommen, obgleich sie von ihrer phlegmatischen Natur nicht viel Beistand, wenn sie dessen allenfalls bedürfen sollte, erwartete. Aber sie hatte sich darin ganz und gar getäuscht: so schwerfällig die gute Dame in ihrer gewöhnlichen Behaglichkeit war, so rasch entschlossen war sie, wenn sie sich erst einmal aus derselben herausgerissen hatte, und wenn es für eine Sache zu handeln galt. Dieses beweist, beiläufig gesagt, daß der Charakter der Frauen so außerordentlich verschieden und seltsam ist, daß sie sich nicht einmal untereinander kennen.

An Nr. 17 war nur eine Gartenthür und gar kein Haus sichtbar. Endlich fand sie einen Eisenfaden, der wohl mit einer Schelle in Verbindung stand; aber sie zogen ihn vergeblich: — keine Antwort. Sie wollten sich schon zurückziehen, als ein Lärm wie von klappernden Holzschuhen sich hören ließ. Es mußte erst durch das Schloß wegen des Aufmachens der Thüre parlamentirt werden. Auf die Frage nach Herrn Louis Chardon gab eine alte, keifende Stimme zur Antwort, daß man zu solcher Stunde die Leute nicht störe. Die Konferenz drohte sich ins Unendliche zu verlängern, als eines der Pferde den guten Gedanken bekam, tüchtig mit dem Hufe aufzustampfen.

Das war das: „Sesam, öffne dich!" Die gute Alte, die so tapfer hinter diesem bürgerlichen Wall gekämpft hatte, ergab sich auf der Stelle.

„Ach, der arme junge Mann!" lamentirte sie; „ich weiß nicht, ob Sie ihn mehr am Leben treffen werden. Der gute Herr Jacquet war schon recht in Sorgen um sein Miethgeld."

Das war ein Blitzstrahl für Amalie.

„Wo ist er? wo ist er?" rief sie hastig.

Die Alte, die eine Laterne hielt, führte sie zu einer

Art Pavillon, der früher wohl irgend einmal als Werkstatt gedient haben mochte. Im ersten Stock öffnete sie eine Thür und unter dem Eindrucke einer noch heftigeren Kälte, als sie auf der Straße herrschte, traten die beiden Damen in ein großes Atelier, in dessen Hintergrund ein mattes Lämpchen flimmerte.

„Er erkennt Niemanden, er hat das Fieber; so liegt er schon seit acht Tagen und acht Nächten", sprach die Alte in weinerlichem Tone.

Auf einer elenden Matratze, mit fiebergerötheten Augen und zitternd am ganzen Körper, lag da Hr. v. Faugeray, der Gemahl Amaliens. Auf einem Tischchen in der Nähe des Bettes sah man eine Nachtlampe, Phiolen und Gläser, kurz den ganzen äußeren Apparat der Krankheit.

„Amalie!" stöhnte er mit schwacher Stimme und wie im Traume.

„Ja, ich bin's, mein Freund. Erkennst du mich? Warum hast du mich nicht früher gerufen?"

„Das Porträt! . . . das Porträt! . . . da! . . . fort mit ihm . . . ins Feuer!"

„Sehen Sie, wie er fiebert; ich hab' es Ihnen ja gleich gesagt; er ist nicht bei Sinnen!" fiel die Alte wieder ein.

„Beste Frau v. Lerme, setzen Sie sich in den Wagen und holen Sie auf der Stelle einen Arzt, ich warte hier."

Frau v. Lerme gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern. Amalie ergriff die Hand ihres Gatten und richtete zu wiederholten Malen das Wort an ihn, konnte aber keine andere Antwort von ihm erlangen, als unzusammenhängende Worte.

„Vier Monate sind es jetzt her, daß er zu Ihnen kam?" frug sie die Frau.

„Ganz richtig, Tag für Tag, gnädige Frau!" war die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein altes Lied.

Aus einem geschriebenen Liederbuche von 1639.

Mit nöthigen Aenderungen.

Wollte Gott, ich wär' ein P(f)erdlin klein:
Sehr lustig wollt' ich traben
Wol über Berg und Thal hinein,
Und grüne Heid' und Graben.
Du, holde Jungfrau, schmähtest nicht;
Ich thäte freudig meine Pflicht,
Gar sanft mit dir zu traben.

Wollte Gott, ich wär' ein Hundlein klein:
Sehr freundlich wollt' ich neigen
Zu ihr, dem Scherz ergeben sein,
Mich Possen-spielend zeigen,
Und aufrecht stehen dienerlich.
Sie hätte, wie sie wollte, mich,
Und machte mich zum Narren.

Wollte Gott, ich wär ein Käplin klein:
Ich schwiege dann geflissen.
Ich finge heimlich Mäuselein
Und legt' ihr sie zu Füßen,
Spräng' auf die Decke dort und hier,
Der Schönsten nah', und weckte sie
Mit Scherzen und mit Kosen.

Ich wollt' ich wär' ein Vöglein klein
Und säß' auf grünem Zweige.
Ich säng' in Schlummer gern sie ein,
Schwieg' immer auf ihr „Schweige!"
Und flög' in ihres Herzens Grund,
Sie liebte mich zu aller Stund
Und böte wohl mir Küsse.

Der euch dies neue Liedlein sang,
Hat er nicht wohl gesungen?
Zwei guter Reiter Stimm' erklang,
Des alten und des jungen,
Wol mancher birgt sich hinter'm Thor,
Er stünde besser frei davor.
Drum wißt, wir heißen — Walter.

Auf einen Modenarren.

Wer muß nicht über Novus lachen?
Der Kleider Farbe, Stoff und Schnitt
Beschäftigt ihn schon bei'm Erwachen,
Mit jeder Mode hält er Schritt.
Doch leider! zeigt er nur damit,
Daß Kleider — keine Leute machen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 48:

Das Herz.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.